

FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG

MÄNNER LEBEN

**STUDIE ZU LEBENSLÄUFEN UND FAMILIENPLANUNG –
VERTIEFUNGSBERICHT**

STUDIE

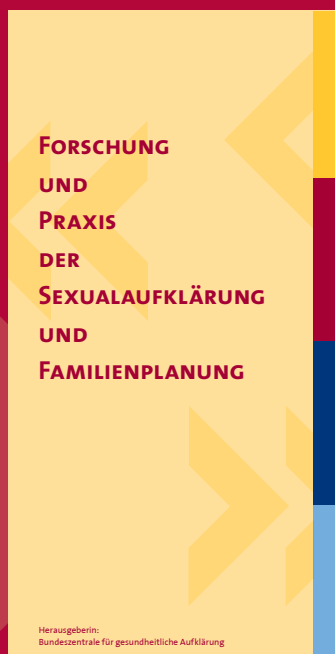
Herausgeberin: Bundeszentrale
für gesundheitliche Aufklärung

FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG

Die Fachheftreihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** dokumentiert Studien und Expertisen sowie Ergebnisse aus Modellprojekten. Die einzelnen Bände zeigen den aktuellen Forschungsstand sowie Entwicklungen und Tendenzen auf. Die Bandbreite der Themen reicht von der Aufarbeitung grundsätzlicher Fragestellungen über die Diskussion ausgewählter Einzelthemen bis hin zur Unterstützung der praktischen Arbeit. Multiplikatorinnen und Multiplikatoren wird sowohl Material für die Praxis als auch für die Aus-, Fort- und Weiterbildung angeboten.

Die Ergebnisse ausgewählter Studien und repräsentativer Wiederholungsbefragungen sind teilweise auch in Kurzfassungen erschienen. In Sonderbänden werden die Ergebnisse von Tagungen und Kongressen dokumentiert.

Dieses Faltblatt gibt einen Überblick über die bisher erschienenen Bände der Reihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG**.



Die Publikation
ist über folgende Adressen
zu beziehen:

per Post BZgA, 51101 Köln
per Fax 0221 8992-257
per e-Mail order@bzga.de

Bestellnummer: 1330000

BAND 27

FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG

MÄNNER LEBEN

STUDIE ZU LEBENSLÄUFEN UND FAMILIENPLANUNG – VERTIEFUNGSBERICHT

Eine Studie im Auftrag der BZgA
von Cornelia Helfferich, Heike Klindworth, Jan Kruse

Unter Mitarbeit von:

Heidrun Bode (TNS Emnid: bei Kapitel 6)

Anneliese Hendel-Kramer (SoFFI K.: bei Kapitel 6)

Rainer Wagner (SoFFI K.: bei der Organisation und Redaktion)

Wolfgang Walter (Institut für Soziologie, Universität Freiburg:
bei Kapitel 2 und beim Anhang)

Holger Wunderlich (SoFFI K.: bei Kapitel 3)

Laufzeit: 2001 – 2005

**Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
Köln 2005**

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 3-937707-09-3

Die Beiträge der Fachheftreihe Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder, die von der Herausgeberin nicht in jedem Fall geteilt werden muss. Die Fachheftreihe ist als Diskussionsforum gedacht.

Herausgeberin:

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZGA)
Ostmerheimer Straße 220, 51109 Köln
Tel. 0221 8992-0
www.bzga.de
www.sexualaufklaerung.de

Redaktion:

Angelika Heßling

Lektorat, Konzept und Gestaltung:

Kühn Medienkonzept & Design, Hennef

Druck:

rewi druckhaus, Wissen

Auflage:

1./3./01.06

Alle Rechte vorbehalten.

Dieser Band der Fachheftreihe ist kostenlos erhältlich bei der

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

per Post: BZGA, 51101 Köln

per Fax: 0221 8992-257

per E-Mail: order@bzga.de

Bestellnummer: 13300027

INHALT

VORWORT	9
DAS FORSCHUNGSTEAM	10
1 EINLEITUNG	13
1.1 Ausgangspunkte	14
1.2 Der Forschungsprozess – die Suche nach einer Familienplanungsforschung, die Frauen und Männern gerecht wird	16
1.3 Aufbau des Berichts und Übersicht über wichtige Ergebnisse	19
2 LESEHINWEISE UND ANGABEN ZUR METHODE	25
2.1 Allgemeine Hinweise	25
2.2 Die Konstruktion des Bildungsindikators	26
2.3 Das Forschungsdesign im Überblick und Angaben zum standardisierten und qualitativen Vorgehen	27
3 „MÄNNER LEBEN“ IN VIER REGIONEN DEUTSCHLANDS: SOZIALRÄUMLICHE KONTEXTE FÜR DIE FAMILIENPLANUNG IM LEBENSLAUF VON MÄNNERN	33
3.1 Die vier Befragungsregionen im Spiegel amtlicher Statistiken und in der Stichprobe „männer leben“	36
3.1.1 Die Regionen im Spiegel der amtlichen Statistiken	36
3.1.2 Besonderheiten der Regionen in der Stichprobe „männer leben“	39
3.2 Partnerschaft, Familie und Vaterschaft in den vier Regionen	42

3.2.1	Die Verbreitung konventioneller und nicht konventioneller Lebensformen	43
3.2.2	Muster der Familienbildung nach Kinderlosigkeit und Kinderzahl	44
3.3	Die Bedeutung sozialräumlicher Indikatoren für die Familienmuster in den Regionen	48
3.4	Soziokulturelle „Familienkulturen“ und ihre Bedeutung für Familienmuster in den Regionen	52
3.5	Diskussion	58
4	DIE BIOGRAFISCHE PASSUNG DER FAMILIENGRÜNDUNG: WANDEL IM WESTEN – WENDE IM OSTEN	61
4.1	Der Aufschub der Familiengründung als Trend in Ost und West – ein Kohortenvergleich bei Männern	63
4.2	Der Geburtenrückgang als Wende einer reproduktiven Kultur – eine rekonstruktive Analyse	69
4.2.1	Die reproduktive Kultur der DDR aus der Sicht der Männer	70
4.2.2	Die Wende der reproduktiven Kultur im Spiegel subjektiver Deutungsmuster	73
4.2.3	Zur Bedeutung der rekonstruierten Motive in den drei Kohorten	76
4.3	Diskussion	80
5	PARTNERSCHAFT UND FAMILIE IM LEBENSLAUF	81
5.1	Die Entwicklung von Beziehungen zu Frauen – Kontinuität, Wechsel, Lebensphasen	82
5.1.1	Die Initiationsbeziehung	82

5.1.2	Kontinuität und Wechsel in der Partnerbiografie – Ergebnisse der standardisierten Befragung	86
5.1.3	Subjektive Phasenkonzepte für den Wandel von Beziehungen und Familiengründung	91
5.2	Die zeitliche Dynamik von Statuspassagen und Vorstellungen vom angemessenen Alter bei Übergängen	96
5.2.1	Meilensteine im partnerschaftlichen Lebenslauf: die erste Heirat	96
5.2.2	Meilensteine im familiären Lebenslauf: das erste und das zweite Kind	100
5.2.3	Subjektive Altersnormierungen	105
5.3	Diskussion	109
6	FAMILIENPLANUNG BEI 35- BIS 44-JÄHRIGEN AKADEMIKERINNEN UND 40- BIS 49-JÄHRIGEN AKADEMIKERN – ERGEBNISSE AUS DREI STUDIEN	113
6.1	Die Datenbasis	114
6.2	Wer gründet keine und wer gründet wann eine Familie?	115
6.3	Partnerschaften von Akademikerinnen und Akademikern	120
6.3.1	Partnerschaftsform und -dauer und Familiengründung	120
6.3.2	Bildungs- und Altershomogamie	121
6.3.3	Bildungs- und Alterskonstellationen und Familienmuster	125
6.4	Vereinbarkeit von Beruf und Familie	129
6.4.1	Einstellungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie	129
6.4.2	Die Praxis: Beruf und Familie	133

6.5	Familiengründung im Studium – Familiengründung nach dem Studium	137
6.6	Diskussion	143
7	VERHÜTUNG – FRAUEN- UND/ODER MÄNNER-PERSPEKTIVEN	149
7.1	Verhütung im Kontext der Partnerschaft	151
	EXKURS: GESCHLECHTERDIFFERENZEN INNERHALB VON STUDIEN UND DIFFERENZEN ZWISCHEN STUDIENERGEBNISSEN – STATISTISCHE ARTEFAKTE ODER GESCHLECHTSTYPISCHES ANTWORTVERHALTEN?	158
7.2	Verhütungserfahrungen im Lebenslauf	160
7.3	Subjektive Bedeutungen von Verhütung	163
7.4	Verhütung – eine gemeinsame Aufgabe?	168
7.5	Diskussion	176
8	WEGE DER GESTALTUNG PRIVATER LEBENSFORMEN: VOM WOLLEN, ENTSCHEIDEN UND AKZEPTIEREN REPRODUKTIVER EREIGNISSE	181
8.1	Von einer indifferenten Haltung über eine Konkretisierung des Kinderwunsches bis zum ersten Kind	181
8.2	Das erste Kind und weitere Kinder – gewollt und freudig begrüßt?	187
8.3	Entscheidungswege und Aushandlungen: Abbruch oder Akzeptanz einer Schwangerschaft	195
	EXKURS: BESTIMMT DER KINDERWUNSCH DIE KINDERZAHL ODER PASST ER SICH IHR AN?	206
8.4	Die subjektive Perspektive: Agency	208

8.4.1	Subjektive Vorstellungen von reproduktiven Beteiligungsformen	208
8.4.2	Herstellung von Gemeinsamkeit und Formen von Agency in Diskurskulturen	219
8.5	Diskussion	221
9	LITERATUR	225
10	ANHANG	236
	ANHANG A: STICHPROBENBESCHREIBUNG	237
A 1	Begründungen für Auswahlentscheidungen	237
A 2	Die Stichprobe der standardisierten Befragung	239
A 3	Die Stichprobe der qualitativen Befragung	242
	ANHANG B: ERGÄNZUNGEN ZUR METHODE UND STICHPROBENGÜTE	251
B 1	Ergänzungen zur standardisierten Befragung mit Telefoninterviews	251
B 1.1	Das Instrument: der Fragebogen	252
B 1.2	Stichprobenziehung	254
B 1.3	Pretest und Entscheidung für Interviewerinnen	256
B 1.4	Durchführung der Erhebung	257
B 1.5	Teilnahmebereitschaft und Ausschöpfung	258
B 1.6	Repräsentativität der Stichprobe – Vergleich mit Daten der Einwohnermeldebehörden und Mikrozensusdaten	264

B 1.7	Statistische Auswertungsverfahren	269
B 2	Ergänzungen zur qualitativen Erhebung mit teilnarrativ-biografischen Interviews	272
B 2.1	Das Instrument: der Leitfaden	273
B 2.2	Stichprobenziehung	273
B 2.3	Entscheidung für männliche Interviewer	276
B 2.4	Durchführung der Erhebung	277
B 2.5	Teilnahmebereitschaft und Ausschöpfung	278
B 2.6	Repräsentanz der Stichprobe	279
B 2.7	Hermeneutische und inhaltsanalytische Auswertungsverfahren	280
B 2.8	Übersicht: quantitative Erhebung des aktuellen Verhütungsverhaltens und der Methodenerfahrungen im Lebenslauf in den Studien „männer leben“ und „frauen leben“	282

VORWORT

Rückläufige Geburtenraten und der damit verbundene demografische Wandel wurden in den letzten Jahren in Deutschland heftig diskutiert. Schon 1998/99 beauftragte die BZgA die Studie „frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung“. Ihr lag ein umfassendes Verständnis von Familienplanung im Sinne von Lebensplanung zugrunde. Die Ergebnisse der Untersuchung und ihre Diskussion machten u. a. auch eines deutlich: Den Blick beim Thema „Familienplanung“ ausschließlich auf Frauen zu richten führt zu einer verkürzten Perspektive, die die Beteiligung von Männern an Familienplanung und -gründung ignoriert.

Vor diesem Hintergrund gab die BZgA 2001 die Folgestudie „männer leben“ in Auftrag: 1.503 Männer im Alter zwischen 25 und 54 Jahren wurden zu ihren Einstellungen und Wahrnehmungen im Hinblick auf „Familienplanung“ befragt. Ebenso wie die Studie „frauen leben“ verknüpft „männer leben“ quantitative Methoden mit qualitativen zu einem umfassenden Forschungsdesign, das die biografische Perspektive und sozialräumlich bedingte Unterschiede mit einschließt, ebenso wie subjektive und milieuspezifische Sichtweisen.

Bereits 2004 wurden die Ergebnisse der quantitativen Befragung in einem Basisbericht veröffentlicht.* Die vorliegende Publikation integriert die qualitative Befragung und zeigt anhand weiterer Auswertungen zu speziellen Themen vertiefende Einsichten in die Entscheidungswege von Männern, wenn es um Fragen der Familiengründung, des Geburtenaufschubs, des Kinderwunsches oder der Vereinbarkeit von Familie und Beruf geht. Aufgrund des von „frauen leben“ abgeleiteten Forschungsdesigns war es möglich, Ergebnisse beider Studien aufeinander zu beziehen und Aushandlungsprozesse in Partnerschaften zu rekonstruieren.

Auch die Ergebnisse der BZgA-Studie „Heiratswunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“** wurden zur vertiefenden Analyse hinzugezogen. Das Datenmaterial aus „frauen leben“ und „männer leben“ hatte gezeigt, dass Hochschulabsolventinnen und -absolventen besondere Charakteristika aufweisen: Sie werden z. B. zu einem späteren Zeitpunkt Eltern als andere Bildungsgruppen und bei ihnen ist „endgültige Kinderlosigkeit“ überproportional verbreitet.

Die Auswertung und der Vergleich des Datenmaterials aus drei Untersuchungen gibt Aufschluss über die Motive und Rahmenbedingungen, die auf das Familienplanungsverhalten von Frauen und Männern einwirken. Die Erkenntnisse liefern wichtige Impulse für die zielgruppenspezifische Konzepterstellung und Anregungen für die Praxis, z. B. für die Beratungsarbeit im Bereich Familienplanung und Schwangerenberatung.

BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG
KÖLN 2006

* BZgA 2004: männer leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung, Basisbericht, Bestellnummer 133 180 00

** BZgA 2005: Heiratswunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss, Bestellnummer 133 191 00

DAS FORSCHUNGSTEAM

PROJEKTLÉITUNG:

Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut der Kontaktstelle für praxisorientierte Forschung der Evangelischen Fachhochschule Freiburg, Prof. Dr. Cornelia HELFFERICH

Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Prof. Dr. Wolfgang ESSBACH

IN KOOPERATION MIT:

Forschungsstelle für Partner- und Sexualforschung, Leipzig, Prof. Dr. Kurt STARKE, Institut für Arbeits- und Sozialmedizin der Universität Leipzig, Leipzig, Prof. Dr. Reinhold SCHWARZ, Dr. Steffi RIEDEL, Dr. Jochen ERNST, Zentrum für interdisziplinäre Ruhrgebietsforschung, Bochum, Prof. Dr. Peter STROHMEIER

MITARBEITERINNEN:

Heike KLINDWORTH, Dipl. Biol.; Sylvia KRUMM, M.A. Soz.; Dr. Jan KRUSE; Rainer WAGNER; Dr. Wolfgang WALTER, Holger WUNDERLICH, Dipl. Soz.-Wiss.

WISSENSCHAFTLICHE HILFSKRÄFTE:

Kathleen BECKMANN; Judith RETZ; Florian SCHWAHN

INTERVIEWERINNEN:**Freiburg/Freiburg Umland**

Andreas ABLER; Ernst-Ludwig FREI; Robert HALBSCHEFFEL; Philip KLEIN; Sebastian KLUS; Dennis STRATMANN; Goran TOPOLIC; Dietmar VOGT

Gelsenkirchen

Michael HAHN, Dipl. Soz.-Wiss.; Dennis STRATMANN; Holger WUNDERLICH, Dipl. Soz.-Wiss.; Oliver ZUPEVC

Leipzig

Dr. Jochen ERNST; Oliver GERTH, Dipl. Soz.-Päd.; Daniel KALTENBORN; Martin STEIN, Dipl. Soz.-Wiss.; Sabine WIENHOLZ, M.A. Soz.

TNS Emnid:

Durchführung der standardisierten Telefonbefragung im Rahmen der Studie „männer leben“; Erhebung und Auswertung der Studie „Kinderwunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“ im Auftrag der BZgA

Familienplanung, Kinderlosigkeit, Geburtenaufschub, Vereinbarkeit von Familie und Beruf – alles ausschließlich Frauenthemen? Nein, denn Männer, so besagt eine Untersuchung, tragen sogar mehr zum Geburtenaufschub bei als Frauen.¹ Die Situation ist in der Tat für Männer schwierig: Die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse untergräbt heute die Basis der lebenslangen Ernährerrolle und es werden neue Anforderungen an die Präsenz und Sorge von Vätern gestellt, die auch ihnen Vereinbarkeitsprobleme bescheren.

In der öffentlichen Diskussion und in der Forschung sind Kinderlosigkeit, Geburtenaufschub, Vereinbarkeit von Familie und Beruf allerdings weitgehend Frauenthemen geblieben. Dort wird häufig der Geburtenrückgang auf Veränderungen in der Rolle ausschließlich der **Frauen**, insbesondere auf ihr vermehrtes berufliches Engagement, zurückgeführt. Die Familiengründung wird in ihren Konsequenzen nur für die Frau betrachtet, ganz so, als habe sie keine Folgen für Männer, und die Einschränkung der Erwerbstätigkeit von Müttern wird wie ein Naturgesetz behandelt.

Die vorliegende Studie „männer leben. Lebensläufe und Familienplanung“ gehört zu den bislang seltenen Studien, die sich speziell der Männer als „vernachlässigtes Geschlecht in der Familienforschung“² angenommen haben. Die Studie kann darüber hinaus die Perspektive von Männern und die von Frauen vergleichen, denn sie wurde 2001 bis 2004 in Nachfolge von und Ergänzung zu der Studie „frauen leben. Lebensläufe und Familienplanung“, die zwischen 1997 und 1999 lief, im Auftrag der BZGA durchgeführt.

Die Studie wurde in Kooperation des Sozialwissenschaftlichen Frauenforschungsinstituts an der Evangelischen Fachhochschule Freiburg mit dem Institut für Soziologie an der Universität Freiburg geleitet. TNS EMNID in Bielefeld übernahm die standardisierte Telefonbefragung. Weitere Kooperationspartner waren das Zentrum für interdisziplinäre Ruhrgebietsforschung (ZEFIR), Bochum, und in Leipzig die Forschungsstelle für Partner- und Sexualforschung sowie das Institut für Arbeits- und Sozialmedizin der Universität. Grundsätzliche Ergebnisse zu den Themen Kinder und Kinderwunsch im Leben sowie Partnerschaften und Familien von Männern, erste und weitere Vaterschaft, ungewollte Schwangerschaften und Schwangerschaftsabbrüche sowie Nutzung von Informationen und Beratung sind in einem „Basisbericht“³ zusammengestellt. Der vorliegende Band enthält weitere, vertiefende

1 TÖLKE/HANK 2005

2 „Männer – das ‚vernachlässigte Geschlecht‘ in der Familienforschung“ ist der Titel des 2005 von Angelika TÖLKE und Karsten HANK herausgegebenen Sonderbandes der Zeitschrift für Familienforschung.

3 HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004

Auswertungen zu speziellen Themen und bezieht Forschungsergebnisse aus den Studien „frauen leben“ und „Kinderwunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“ (TNS EMNID im Auftrag der BZGA) ein.

Im Vorfeld der Studie wurde 2001 eine Expertise „Männer und Familienplanung“ erstellt, in der der damalige Forschungsstand zusammengefasst wurde. Ergebnisse der Studie „männer leben“, die auf einer Fachtagung der BZGA im September 2004 in Freiburg i. Br. vorgestellt und im Kontext anderer Untersuchungen zur Familiengründung von Männern diskutiert wurden, sind in einer Tagungsdokumentation nachzulesen.

1.1 AUSGANGSPUNKTE

Mit der Studie „frauen leben“ teilt die vorliegende Studie „männer leben“ die Ausgangspunkte und die Anlage der Untersuchung. Beides trägt der Tatsache Rechnung, dass die BZGA für die Arbeit in dem Referat „Sexualaufklärung und Familienplanung“ Wissen über die lebensweltlichen und lebensgeschichtlichen Hintergründe von Verhalten, Problemen und Ressourcen im Bereich Familienplanung benötigt. Die vier zentralen Punkte sind⁴:

- 1) ein umfassendes Verständnis von Familienplanung,
- 2) die biografische Perspektive,
- 3) der Einbezug der subjektiven Sichtweise der Männer,
- 4) der sozialräumliche Ansatz.

Zu 1): **Familienplanung** wird nicht im engen Sinn auf Kontrazeption reduziert, sondern zielt außer auf Verhütung auf so unterschiedliche Aspekte wie das Eingehen von Partnerschaft und Entscheidungen für Lebensformen, Kinderwunsch, Umgang mit gewollten und ungewollten Schwangerschaften oder mit ungewollter Kinderlosigkeit. Gemeinsam haben diese Aspekte, dass sie mit der Gestaltung von Lebensformen zu tun haben. Familienplanung im weiten Sinn wird also verstanden als Summe von Vorstellungen und Praktiken, die zur Realisierung privater Lebensformen im Lebenslauf mit oder ohne Kinder führen. Diese Vorstellungen und Praktiken unterscheiden sich in den einzelnen Regionen oder nach der Bildung der befragten Männer. Sie wurden daher auch in der Studie „frauen leben“ unter dem Begriff der „reproduktiven Kulturen“ gefasst.

Zu 2): Unter der **biografischen Perspektive** wird die Abfolge von Phasen im Leben von Männern („Pfade“, „trajectories“) untersucht und die Frage gestellt, ob, wann und wie biografische Schritte („Übergänge“, „Meilensteine“) getan werden. Fami-

⁴ Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001, Kapitel 1

lienplanung ist nicht nur Gestaltung der Lebensformen, sondern auch Gestaltung des Lebenslaufs, denn Weichenstellungen haben biografische Konsequenzen; sie folgen aufeinander und hängen in einer biografischen Logik miteinander zusammen. Sie erwachsen aus der Vergangenheit und schreiben die Lebensgeschichte in die Zukunft hinein fort. Die „Pfade“ und Entwicklungen im familialen und im beruflichen Bereich sind miteinander verwoben. Die Entscheidung z. B. für ein Kind entsteht häufig in einer festen Partnerschaft nach einer beruflichen Konsolidierung. Diese Entscheidung ist (anders als die meisten anderen biografischen Entscheidungen) irreversibel und beeinflusst weitere Entscheidungen, z. B. in der Berufsbiografie, auch bei Männern.

Die Phasen des Zusammen- oder Familienlebens müssen nicht notwendig durchlaufen werden, damit von einer „reproduktiven Biografie“ gesprochen werden kann. Auch Lebensformen ohne Kinder sind einbezogen und auch eine Biografie ohne Vaterschaft und/oder – in seltenen Fällen vorkommend – ohne eine feste Partnerschaft ist im Sinne von Familienplanung eine gestaltete reproduktive Biografie.

Zu 3): Die **subjektive Perspektive** einzubeziehen entspringt dem Wunsch, die subjektive Sichtweise und Gestaltungsleistung von Männern dem Verstehen zu erschließen. Gerade über den männlichen Blick auf Familienplanung ist bislang wenig bekannt. Die Kenntnis der subjektiv relevanten „Logik“ der Familienplanung im Lebenslauf ist aber von besonderer Bedeutung für die Entwicklung einer lebensweltbezogenen Gesundheitsförderung auch im reproduktiven Bereich: Materialien und Beratungskonzepte müssen in Kenntnis der Sprache und des Denkens der Adressaten erarbeitet werden und sie müssen an deren subjektive Relevanzen, Ressourcen und Probleme anknüpfen. Der Einbezug der subjektiven Perspektive geschieht methodisch über den Einsatz qualitativer Interviewverfahren.

Diese drei Aspekte werden in der Studie umgesetzt, indem reproduktive Lebensläufe bzw. reproduktive Biografien zentraler Erhebungsgegenstand sind, erhoben mit einer Kombination von standardisierten und qualitativen Forschungsmethoden (s. Kapitel 2.3). Die standardisierten Daten liefern z. B. Informationen zum Alter bei dem ersten Zusammenziehen mit der Partnerin, bei der Eheschließung und bei der Geburt des ersten Kindes; aus dem qualitativen Material können subjektive Konzepte von Biografie (z. B. mit einer Phasengliederung von „jung und ungebunden sein“ bis „erwachsen sein und Verantwortung übernehmen“) und subjektive Vorstellungen vom „richtigen Alter“, z. B. für eine Vaterschaft, rekonstruiert werden. Die Rekonstruktion subjektiver Sichtweisen und die biografische Perspektive werden in allen thematischen Bereichen verfolgt, z. B. bei den Themen Partnerschaft, Verhütung oder reproduktive Entscheidungen.

Zu 4): Eine der Stärken des Forschungsprojektes liegt in dem „sozialräumlichen Ansatz“, der es ermöglicht, Milieus und regionale Bedingungen in ihrer Bedeutung für Familie und Familienplanung zu rekonstruieren. Die Stichproben wurden nicht nach einem „Gießkannenprinzip“ über Deutschland gestreut, sondern vier besondere Erhebungsregionen wurden ausgewählt: eine Ost-Region (Leipzig), eine Region in einem Industrieviertel, die sich stark im sozialen Umbruch befindet (Gelsenkirchen), eine ländliche, vergleichsweise wohlhabende Region (Freiburg Umland) und eine Universitätsstadt (Freiburg). Der sozialräumliche Ansatz ist damit begründet, dass „der Durchschnitt nirgendwo ist“ (Strohmeier), d. h., die bundesweiten Durchschnittswerte für Phänomene, die für unser Thema interessant sind, können in der Regel nicht für die Beschreibung des konkreten und kleinräumigeren Lebensumfeldes herangezogen werden, in dem Frauen und Männer leben und handeln und in dem Familien geplant und gegründet werden.

1.2 DER FORSCHUNGSPROZESS – DIE SUCHE NACH EINER FAMILIENPLANUNGSFORSCHUNG, DIE FRAUEN UND MÄNNERN GERECHT WIRD

Planen Männer Familie anders als Frauen? Was ist das Besondere bei der Familienplanung von Männern? Diese Fragen, die einer Männerstudie zu Grunde liegen, weil sie den spezifischen Forschungsgegenstand konstituieren, verführen dazu, alle mit der Konstruktion „Mann“ als besonderem Geschlecht verbundenen Vorannahmen aufzuwärmen und von einer prinzipiellen Geschlechterdifferenz auszugehen. Wir sind jedoch auf unerwartete Ergebnisse gestoßen, die zeigen, dass Frauen und Männer sich in manchen Punkten sehr ähnlich sind. Aber dennoch kann man Männer und Frauen nicht in einen Topf werfen: An mehreren Stellen scheiterten wir mit dem Vorhaben, Fragestellungen und Formulierungen, die für Frauen und Familienplanung entwickelt wurden, auf Männer zu übertragen, weil Männer grundsätzlich anders im Feld der Familienplanung positioniert sind.

Ein Beispiel für den Lernprozess, in dem Vorabgewissheiten über Männer widerlegt wurden, liefern unsere Erfahrungen mit der Teilnahmebereitschaft. Wir befürchteten, dass Männer schwieriger als Frauen zur Teilnahme an einer Befragung mit dem Thema „Familienplanung im Lebenslauf“ zu motivieren seien, und wir rechneten mit Verweigerungen, Desinteresse oder Gedächtnislücken. Nach Auskunft des Forschungsinstituts TNS EMNID, das die Telefonbefragung abwickelte, war die Teilnahmebereitschaft nicht niedriger als bei anderen, weniger persönlichen Themen. Was die Bereitschaft anging, nach dem Telefoninterview noch an einem qualitativen Interview face to face teilzunehmen, waren die Männer sogar kooperativer als die für „frauen leben“ in der gleichen Weise angesprochenen Frauen. Es erwies sich nicht als problematisch, Männer nach Schwangerschaftsabbrüchen, Kontrazeption oder Fehlgeburten zu fragen. Die Angaben der Männer waren dabei durchaus als verlässlich

einzustufen, z. B. gibt es nur schwache Hinweise auf ein Underreporting bei Schwangerschaftsabbrüchen. Familie ist heute ein relevantes Thema auch für Männer – und dies ist ein Beispiel für eine unerwartete Gemeinsamkeit von Frauen und Männern.

Beispiele für die Lernerfahrung, dass man den „Frauenblick“ nicht einfach so auf Männer übertragen kann und dass die Frauenperspektive bezogen auf Männer einen Gender-Bias beinhaltet liefern unsere Diskussionen hinsichtlich der Übertragbarkeit des Fragebogaufbaus und einiger besonderer Frageformulierungen. Das „Rückgrat“ der standardisierten Befragung von Frauen war die chronologische Reihenfolge aller Schwangerschaften, die mit der Geburt eines Kindes oder einer Fehlgeburt endeten, beginnend mit der ersten Schwangerschaft und endend mit der letzten. Die jeweiligen Erzeuger behandelten wir nur marginal; die Partnerschaften wurden zwar auch erhoben, aber an einer anderen Stelle des Fragebogens. Erst als wir diese Konstruktion auf Männer übertragen wollten, kamen uns Zweifel. Wir entschieden, den Fragebogen für die Männer anders aufzubauen. Die Grundstruktur sieht nun vor, erst nach den Kindern mit der aktuellen Partnerin zu fragen und dann in der Zeit zurückzugehen und Angaben zu Kindern mit früheren Partnerinnen zu erheben. Nicht der biografische Zeitablauf war damit das strukturierende Prinzip, nach dem der Fragebogen für Männer aufgebaut war, sondern die Partnerinnen.

Die hohe Bedeutung der Partnerin als Besonderheit der Familienplanung von Männern wird auch in dem zweiten Beispiel deutlich. Wir wollten etwas über den Weg zum Austragen einer nicht gewollten Schwangerschaft oder zu einem Schwangerschaftsabbruch erfahren und suchten eine angemessene Frageformulierung. In der Studie „frauen leben“ wurden die Frauen gefragt: „Sie haben gesagt, die Schwangerschaft trat ungewollt ein. Was hat Sie dazu bewogen, die Schwangerschaft auszutragen?“ Die Überlegungen, wie man Männer fragen kann, führten uns unmittelbar in die komplexen Prozesse partnerschaftlicher Entscheidungen. Wir entschlossen uns, nach dem Entscheidungsprozess zu fragen, d. h. nach der Beteiligung an der Entscheidung, und im Fall von keiner oder einer indirekten Beteiligung bei einem Abbruch weiter zu fragen, ob die Entscheidung im Sinne des Mannes war.

Diese beiden letzten Beispiele zeigen die Geschlechterbeziehungen als wesentlichen Kontext der Familienplanung. Dies wird bei der Befragung von Männern sichtbarer als in Studien über Frauen, denn ein Mann wird nicht schwanger und der kulturellen Praxis zufolge hat ein Mann eine Frau und dann ein Kind mit dieser Frau. Die Erfahrungen aus der Männerbefragung ließen uns aber auch skeptisch werden, ob wir nicht Konstruktionen einer reproduktiv autonomen Frau aufgesessen waren, die uns ermöglichten, die Väter weitgehend im Hintergrund zu halten. Bei einer Replikation einer Frauenbefragung würden wir heute Frauen nach den Vätern der Kinder bzw. nach der Beteiligung des Mannes an der Entscheidung fragen. Indem wir die Kinder den Frauen „einfach so“ zuordneten, haben wir den Ausschluss von Männern aus der Familienforschung im Detail wiederholt.



Diskussionen dieser Art sind wichtig, weil sie dazu zwingen, die eigenen Vorannahmen zu überprüfen, und das wiederum ist notwendig, weil sich die Beziehungen der Geschlechter wandeln: Das Leitbild der Hausfrauenehe verliert in den alten Bundesländern an Verbindlichkeit und egalitäre Ansprüche gewinnen an Bedeutung; in den neuen Bundesländern betreffen die gesellschaftlichen Transformationen nach dem Ende der DDR auch die Geschlechterverhältnisse. Die Familienforschung, die immer auch selbst ein Teil der Geschlechterverhältnisse ist und die deren Grundannahmen, was Frauen und was Männer „sind“, wiedergibt, wandelt sich damit auch und kann nicht mehr von festen Vorgaben zur Existenz oder Nicht-(mehr-)Existenz der Differenz zwischen Frauen und Männern ausgehen. Differenz und Gleichheit existieren vielmehr nebeneinander: Wir sehen zwar in den Daten z. B. eine grundsätzliche „Fremdheit“ von Männern gegenüber den Themen Familie, Verhütung, Schwangerschaft und Geburt und einen über die Partnerin vermittelten Zugang, während Frauen einen direkteren Zugang haben. Aber gleichzeitig sehen wir, wie in der Partnerschaft eine **Gemeinsamkeit** hergestellt wird, die die Differenz überbrückt und Formen von Gleichheit oder Gleichbetroffenheit konstituiert.

Für die Verortung der Studie „männer leben“ in der Entwicklung einer Männerperspektive in der Familienforschung ist eine Einteilung in drei Phasen hilfreich:

- in eine erste Phase, in der das Fehlen von Männern in der Familienforschung nicht erwähnt wird oder sie nur als Anhängsel betrachtet werden,
- in eine nächste Phase, in der Männer als „anders“ und „problematisch“ entdeckt werden und dann eine eigenständige Männerforschung im Familienbereich entwickelt wird,
- und schließlich in eine dritte Phase, in der ein Ausgleich zwischen den Geschlechtern erreicht ist und die Männerperspektive in Geschlechteransätze integriert wird.⁵

Selbstkritisch ordnen wir die Studie „frauen leben“ in die erste und die Studie „männer leben“ in die zweite Phase ein – mit einem Ausblick, wie der Übergang in die dritte Phase möglich ist. In der Studie „frauen leben“ nahmen wir das Moment, dass Männern reproduktive Ereignisse wie Geburt oder Schwangerschaftsabbruch in gewissem Sinn „fremd“ sind, als Rechtfertigung für ihren Ausschluss, anstatt die Bedeutung dieser Fremdheit und die Frage, wie Familie unter der Bedingung dieser Fremdheit geplant wird, zum Ausgangspunkt weiterer Forschung zu machen. Erst die ausschließliche und spezifische Zuwendung zu Männern, nachdem wir uns zuvor ebenso ausschließlich und spezifisch Frauen zugewandt hatten, machte es möglich,

⁵ Vgl. HELFFERICH 2005 b; angelehnt an das Phasenmodell der Entwicklung des Wissensgebietes Frauen und Gesundheit (MASCHEWSKY-SCHNEIDER 1994: 61); dort wurden fünf Phasen unterschieden.

die „Männerblindheit“ der Frauenperspektive zu erkennen und beide Perspektiven zu einer übergreifenden Geschlechterperspektive zu integrieren. Umgekehrt würde aber eine rein männerspezifische Perspektive den Besonderheiten von Frauen nicht gerecht. Statt die Spezifik festzuschreiben, ist es wichtig, Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Frauen und Männern immer wieder neu zu bestimmen und die Frauen- und die Männerperspektive wechselseitig zu verschränken.

1.3 AUFBAU DES BERICHTS UND ÜBERSICHT ÜBER WICHTIGE ERGEBNISSE

Der Vertiefungsbericht ist so angelegt, dass die Kapitel auch einzeln für sich gelesen werden können. Sie beginnen jeweils mit einer thematischen Einführung und schließen jeweils mit einer Diskussion. Die ersten beiden Kapitel dienen der Einführung und geben Lesehinweise.

Kapitel 3 ist dem Blick auf die vier Befragungsregionen gewidmet. Die Regionen Gelsenkirchen, Freiburg, Freiburg Umland und Leipzig unterscheiden sich in sozialstrukturellen Merkmalen, z. B. in der wirtschaftlichen Situation, in der Zusammensetzung der Bevölkerung nach Bildung und Einkommen, und schließlich in regionalen, soziokulturellen Familientraditionen, die ein bestimmtes Verständnis von den Beziehungen der Geschlechter und der Bedeutung von Familie beinhalten. Neben regionenbezogenen Aussagen liefert das Kapitel die Erkenntnis, wie das Zusammenwirken dieser Faktoren regionale Besonderheiten der Familienmuster erklären kann: So hat eine schlechte wirtschaftliche Situation jeweils eine spezifische Wirkung auf die Familiengründung vor dem Hintergrund der Betonung der Ernährerrolle des Mannes oder vor dem Hintergrund einer Kultur der Familiensolidarität in Notzeiten. Männer finden für die Familienplanung die regionalen Bedingungen vor und ihre Optionen für Lebensformen lassen sich als Versuche verstehen, unter diesen Bedingungen Familie zu leben.

Kapitel 4 vergleicht die biografische Dynamik der Familiengründung bei älteren und jüngeren Männern in Ost und West und kommt so zu Aussagen zum historischen Wandel in beiden Teilen Deutschlands. In den West-Regionen (zusammengefasst) sind es vor allem die jüngeren, hoch qualifizierten Männer, die die erste Geburt aufschieben. Ab 30 Jahren „holen“ sie aber „auf“ und gründen sogar häufiger eine Familie als niedriger Qualifizierte. In Leipzig spielte bei den älteren, über 39-jährigen Männern Bildung keine Rolle, aber bei den unter 40-Jährigen zeichnen sich Bildungsunterschiede und das beschriebene Westmuster mit dem Geburtenaufschub bei hoch Qualifizierten ab. In den alten Bundesländern ist der Wandel mit Modernisierungsprozessen verbunden, in den neuen Bundesländern markiert die Wende eine Zäsur. Aus den qualitativen Interviews, die in Leipzig geführt wurden, ließen sich drei zentrale Motive rekonstruieren, die die subjektive Bedeutung der Wende für die Familienplanung umreißen. Den Motiven wurden die Überschriften gegeben:

„Was spricht gegen ein Kind?“, „Kinder als Kostenfaktor, den es zu kalkulieren gilt“ und „fehlende Zukunfts- und Planungssicherheit“.

Partnerschaften und Familie im Lebenslauf sind Thema in **Kapitel 5**. Für die sexuelle Initiationsbeziehung werden zwei Formen rekonstruiert und als gesellschaftliche Organisation des Übergangs in den sexuellen Status des erwachsenen Mannes analysiert: das „langsame Herantasten in einer festen Beziehung“ oder die „Verführung durch eine ältere Frau“. Nach oder mit der Initiationsbeziehung beginnt die „eigentliche“ Partnerschaftsbiografie. Treue hat zwar einen hohen Stellenwert, aber Dauerhaftigkeit verliert an Bedeutung, was die subjektiven Vorstellungen von Beziehungen ebenso zeigen wie die Zunahme der Anzahl fester Partnerschaften im Leben von Männern.

Ein weiteres wichtiges Ergebnis ist die Rekonstruktion eines subjektiven Gesamtkonzeptes der Partnerschaftsbiografie (bis zur Heirat), das Phasen mit einem zunehmenden Verbindlichkeitsgrad von „kurzen“ Beziehungen, in denen Erfahrungen gesammelt werden, bis zu einer stärkeren Festlegung und Bindung in „festen Beziehungen“ und in einer Familie vorsieht. Dieses Konzept korrespondiert mit Vorstellungen von Jugend und Erwachsenenalter; Familienvater zu sein ist Zeichen des Erwachsenenstatus. Verbunden damit sind subjektive Vorstellungen von dem „richtigen“ Alter, diesen Status zu erlangen. Sorge der niedrig Qualifizierten war hierbei eher ein „zu spät“, die Sorge der hoch Qualifizierten eher ein „zu früh“. Dieses Konzept gerät nun in ein Spannungsverhältnis zu den aus den standardisierten Daten gewonnenen Phasenbeschreibungen. Durch die Vorverlagerung des Alters bei der ersten festen Partnerschaft und den Aufschub der Festlegungen in Form der Eheschließung und Familiengründung verlängert sich die (postadoleszente) Festigungsphase bzw. sie verliert mit dieser Verlängerung ihr normativ verankertes Ende. Diese Ergebnisse werden differenziert für Bildungsgruppen und Männer in Leipzig und in den West-Regionen berichtet.

Kapitel 6 ist der speziellen Frage der Familienplanung von Akademikern und Akademikerinnen unter der Partnerschaftsperspektive gewidmet und legt primär Daten der bundesweit repräsentativen Studie „Kinderwunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“ zu Grunde. TNS EMNID hat 2004 im Auftrag der BZGA Akademiker und Akademikerinnen am Ende ihrer reproduktiven Phase befragt (Frauen: 35 bis 44 Jahre; Männer: 40 bis 49 Jahre). Die daraus gewonnenen Erkenntnisse werden ergänzt um Ergebnisse der Studien „männer leben“ und „frauen leben“. Zu dem aktuellen Thema der Kinderlosigkeit werden Angaben geliefert, die mit den Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) gut übereinstimmen: 22 % der 40- bis 44-jährigen Akademikerinnen und 29 % der 45- bis 49-jährigen Akademiker sind kinderlos. Die Familiengründung erfolgte im Westen biografisch später und auch erst nach einer längeren Zeit der Partnerschaft.

Die Partnerwahl im Westen, nicht aber im Osten, folgte eher einer „traditionellen Gesetzmäßigkeit“, der zufolge Frauen nicht „nach unten“ heiraten, während dies für die Familiengründung von Männern kein Nachteil ist: Jede vierte Akademikerin, aber jeder zweite Akademiker hat einen Partner bzw. eine Partnerin mit einer niedrigeren Qualifikation. Zwar hat die Bildungskonstellation keinen Einfluss auf die Familiengründung bei denen, die in einer Partnerschaft leben, gleichzeitig ist das Muster jedoch dysfunktional in einer Gesellschaft, in der Frauen die gleichen Bildungschancen haben wie Männer.

Verschiedene Einstellungsfragen zur Vereinbarkeit belegen hohe egalitäre Ansprüche bei Frauen und Männern mit einer hohen Qualifikation, die im Westen mit einer wenig egalitären Praxis der Aufgabenteilung im familialen Bereich kontrastieren. Nicht nur niedriger qualifizierte Partnerinnen von Akademikern, sondern auch Akademikerinnen reduzieren ihre Erwerbstätigkeit, wenn Kinder kommen, und sind dann überwiegend diejenigen, die eher für den Haushalt und die Kinderversorgung zuständig sind. Bei den Befragten aus den neuen Bundesländern spielt die Bildung bei der Partnerwahl keine große Rolle. Weder hatte Bildung überhaupt die gleiche wegweisende Funktion für die Statusakquise wie im Westen, noch war es für Frauen wichtig, Bildungskapital zu heiraten, um einen guten Ernährer für die Familie zu haben.

Insbesondere die 40- bis 44-jährigen Akademikerinnen in den alten Bundesländern sind skeptisch bezogen auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, während in den neuen Bundesländern die Vereinbarkeit eher als machbar eingeschätzt wird. Wer ein Kind im Studium bekommen hatte, äußerte sich positiv zur Vereinbarkeit von Familie und Studium, anders war die hypothetische Einschätzung bei denen, die kein Kind im Studium bekommen hatten und die die Vereinbarkeit als schwierig ansahen.

In **Kapitel 7** geht es um Verhütung aus Männer- und aus Frauenperspektive. Die quantitativen und qualitativen Erhebungsteile der beiden Studien „frauen leben“ und „männer leben“ werden hier eingebracht und die Perspektiven beider Geschlechter miteinander kontrastiert. Gezeigt wird, wer in welcher Lebensphase wie verhütet (hat): Insbesondere in festen Beziehungen dominiert „weibliche“ Verhütung. Männer verfügen über mehr Erfahrungen mit unterschiedlichen Methoden als Frauen. Ihre Erfahrungheit hängt mit der Anzahl fester Partnerinnen zusammen, über die sie diese Methoden kennen lernten. Bei der vergleichenden Rekonstruktion der wesentlichen Aspekte (Sicherheit, Vertrauen, Autonomie und Gemeinsamkeit) der subjektiven Bedeutung von Verhütung ließ sich die besondere Situation von Männern fassen: Zum Beispiel vertrauen Frauen auf Verhütungsmittel, während Männer Frauen vertrauen. Die Analyse machte auch die Anstrengungen von Männern sichtbar, Verhütung trotz oder wegen dieser Asymmetrie, die mit der Dominanz „weiblicher“ Verhütung verbunden ist, als „gemeinsame Aufgabe“ zu verorten. Gemeinsamkeit

wird (rhetorisch) insbesondere dadurch hergestellt, dass zusammen überlegt, diskutiert, die Frage besprochen wird und man sich einigt.

Kapitel 8 legt für alle Schwangerschaften in der Studie „männer leben“, unabhängig von ihrem Ausgang, ein Prozessmodell („Schwangerschaftskarrieren“) zu Grunde. Dies ermöglicht es, die vielfältigen empirischen Informationen in ihrem zeitlichen Bezug strukturiert zu integrieren in der Abfolge: die erste konkrete Vorstellung, Kinder zu haben, die Gewolltheit der Schwangerschaft auf Seiten des Mannes und seiner Partnerin, den Eintritt der Schwangerschaft unter/ohne Verhütung, die emotionale Reaktion auf die eingetretene Schwangerschaft und den Ausgang der Schwangerschaft als Akzeptanz oder Abbruch. Zusätzlich liegen Informationen über den Entscheidungsprozess bei nicht auf den Zeitpunkt hin gewollten, ausgetragenen und bei abgebrochenen Schwangerschaften vor.

Die Ergebnisse zeigen einen breiten „Pfad der Gewolltheit“, bei dem bei 1.142 von 1.990 Schwangerschaften die Gewolltheit der Schwangerschaft auf den Zeitpunkt hin zum Unterlassen von Verhütung führte, die Schwangerschaft freudig begrüßt und ausgetragen wurde. Weitere Ergebnisse zeigen zum einen, dass das Muster „erst Kinderwunsch, dann Kind“ ergänzt werden muss durch ein Muster „erst Kind, dann Kinderwunsch“, zum anderen, dass es auch nicht rationale und widersprüchlichere „Pfade“ gibt: Bei 11 % bis 25 % der Väter bildete sich die konkrete Vorstellung davon, Kinder zu haben, erst im Zusammenhang mit einer bereits eingetretenen Schwangerschaft heraus. Die Auswertung zur gewünschten Kinderzahl lieferte Hinweise, dass der Kinderwunsch auch den Möglichkeiten, Kinder zu haben, angepasst und dabei reduziert werden kann. Weiterhin fanden wir bei mehr als einem Drittel aller Schwangerschaften „nicht rationale Pfade“. Dabei spielte die vorgezogene Familiengründung eine besondere Rolle: Obwohl die Schwangerschaft erst später hätte eintreten sollen, wurde zu 79 % nicht verhütet, die Reaktion war dann bei den nicht unter Verhütung eingetretenen Schwangerschaften zu 80 % sehr erfreut und kaum eine Schwangerschaft wurde abgebrochen.

Auch bei Männern ist die Akzeptanz ungewollter reproduktiver Ereignisse groß und insbesondere in den „Akzeptanzkulturen“ teilen Männer die Einstellung „Wenn’s passiert, passiert’s“ (sofern bestimmte Voraussetzungen gegeben sind). Selbst wenn die Schwangerschaft nicht gewollt war, sie trotz Verhütung eintrat und die Reaktion weniger erfreut war, wurden immer noch 57 % dieser Schwangerschaften ausgetragen.

Wie bei Frauen auch war eine Schwangerschaft (die zum ersten Kind führte) in einer für den Mann belasteten beruflichen oder partnerschaftlichen Situation oder in einem (zu) jungen Alter des Mannes seltener gewollt eingetreten. War die Schwangerschaft zum ersten Kind nicht gewollt eingetreten, lässt sich auch ein deutlich negativeres Bild zeichnen, was die berufliche Entwicklung und die Entwicklung der Partnerschaft nach der Geburt des Kindes angeht.

Aus den qualitativen Interviews ließ sich eine Selbstpräsentation der Männer als weniger autonom handlungsmächtig in reproduktiven Fragen rekonstruieren, verglichen mit den Erzählungen von Frauen in „frauen leben“. Die befragten Männer verwendeten seltener als beim Sprechen über ihre berufliche Biografie Formulierungen wie „Ich wollte“, sondern stellten die Kinderfrage eher als Widerfahrnis, als akzidentelles Produkt normaler Abläufe oder als Ergebnis gemeinsamen Handelns dar. Sie beschrieben indirekte Strategien der Familienplanung (in der Art: „Ich wollte eine Frau, die Kinder wollte, um ihr dann die Entscheidungen zu überlassen“) und komplizierte Konstruktionen „ungewollten Wollens“. Insgesamt erwiesen sich Männer bezogen auf die Kinderfrage nicht als „rationaler“, sondern eher als planungs-distanter, verglichen mit Frauen.

Der partnerschaftliche Konsens bei ausgetragenen ebenso wie bei abgebrochenen Schwangerschaften ist hoch. Bei 87 % aller Schwangerschaften schätzte der Mann, dass die Partnerin dieselbe Einstellung hatte wie er. Dissens geht häufiger in die Richtung, dass der Kinderwunsch der Frau konkreter und zeitlich näher war. Entsprechend ist das Konfliktpotenzial, das bei den Fragen nach den Entscheidungsprozessen zu Tage tritt, nicht dramatisch. In knapp der Hälfte aller nicht auf den Zeitpunkt hin gewollten und ausgetragenen Schwangerschaften stimmte der Befragte der Vorgabe zu: „Es gab keine Entscheidung, weil klar war, was wir machen.“ Bei Schwangerschaftsabbrüchen macht ein konsensueller Entscheidungsprozess mit 63 % den Großteil der Aushandlungsformen aus, es folgt mit 21 % eine von der Frau getroffene Entscheidung, die aber von dem Befragten als „in meinem Sinn“ bezeichnet wurde. Die hohe Bedeutung von Strategien, Gemeinsamkeit bei Kinderfragen herzustellen (über den Bezug auf gemeinsame Werte oder über diskursive Aushandlungen), belegen auch die qualitativen Interviews. Die Herstellung von Gemeinsamkeit ist von größerer Bedeutung als ein Geschlechterkampf, bei dem sich die Frau gegen den Mann oder umgekehrt durchsetzt.

Das wichtigste Ergebnis des gesamten Berichts ist die Erkenntnis, dass Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Frauen und Männern immer wieder neu zu bestimmen und die Frauen- und die Männerperspektive wechselseitig zu verschränken sind. Erst mit dieser Geschlechterperspektive kann das komplexe Geschehen „Familienplanung“ angemessen erfasst werden.

2 LESEHINWEISE UND ANGABEN ZUR METHODE

Für das Verständnis der Ergebnisse sind einige Hinweise zur Einordnung der Aussagen, zu dem verwendeten Indikator für Bildung und zur Anlage der Studie mit dem methodischen Vorgehen notwendig. Weiterführende methodische Erläuterungen sowie die Beschreibung der quantitativen und qualitativen Stichprobe und die Prüfung der Stichprobengüte sind im Anhang zu finden.

2.1 ALLGEMEINE HINWEISE

Familienplanung im Lebenslauf zu betrachten bedeutet, dass reproduktive Ereignisse wie z. B. Geburten, Heirat oder Schwangerschaftsabbrüche im Kontext der Lebensgeschichte erhoben werden und damit je nach Alter der Befragten mehr oder weniger lange zurückliegen. Eine Aussage der Studie „männer leben“ bzw. „frauen leben“ z. B. über das Durchschnittsalter bei der ersten Heirat, die theoretisch zwischen 1965 und 2002 (Männer) bzw. 1970 und 1998 (Frauen) stattgefunden haben kann, lässt sich nicht vergleichen mit Aussagen in anderen Studien über das Durchschnittsalter aller Männer bzw. Frauen, die 2002 geheiratet haben!

Der sozialräumliche Ansatz zielt auf Unterschiede nach Regionen in Deutschland. Die regionalen Teilstichproben wurden daher prinzipiell getrennt ausgewertet. Wenn dadurch bei speziellen Auswertungen die Felderbesetzungen zu klein wurden oder wenn sich keine regionalen Unterschiede auffinden ließen, wurden die westlichen Regionen als „West-Regionen“ oder aber alle Regionen zusammengefasst. Die Aussagen beziehen sich dann aber nicht auf „den Westen“ bzw. das Bundesgebiet allgemein, sondern auf die westlichen Erhebungsregionen der Studie „männer leben“. Durch die Zusammenfassung entsteht keine für „den Westen“ bzw. das Bundesgebiet repräsentative Stichprobe.

Die Studie „männer leben“ umfasst sowohl eine umfangreiche standardisierte als auch eine qualitative Befragung (s. u.). Die teilnarrativen Interviews der qualitativen Erhebung wurden für die rekonstruktiven Analysen, angelehnt an das Basistranskriptionssystem nach GAT⁶, verschriftet. Für die einfachere Lesbarkeit wurden jedoch die Passagen, die in diesem Bericht aus den qualitativen Interviews zitiert werden, weitgehend ins Schriftdeutsch übertragen. An der Interviewkennung am Ende der Zitate lassen sich die Bildung, das Alter und die regionale Herkunft der Befragten ablesen: Die erste Ziffer steht für die Befragungsregion (1 = Leipzig, 2 = Gelsenkirchen, 3 = Freiburg, 4 = Freiburg Umland), der erste Buchstabe steht für das Alter

⁶ Vgl. DEPPERMAN 2001: 41 ff., 119

des Befragten (J = 25 bis 34 Jahre, M = 35 bis 44 Jahre, A = 45 bis 54 Jahre)⁷, der zweite Buchstabe steht für das Qualifikationsniveau des Befragten (N = niedrig, M = mittel, H = hoch), die letzte Ziffer ist eine laufende Nummer des Interviews, die für interne Zuordnungen benötigt wird.

2.2 DIE KONSTRUKTION DES BILDUNGSINDIKATORS

Die Bildung zählt neben Einkommen und Beruf zu den zentralen Dimensionen der sozialen Schicht. Sie wird über die Schul- und die Berufsausbildung erfasst, die in der Telefonbefragung als „höchster allgemein bildender Schulabschluss“ und „höchster beruflicher Ausbildungsabschluss“ entsprechend den Kategorien der „demografischen Standards“⁸ erhoben wurden. Für die Auswertung stehen zwei Maße für den Bildungsstand der Befragten zur Verfügung: der Schulabschluss und ein aus den beiden Variablen „Schulabschluss“ und „Ausbildungsabschluss“ gebildeter Index mit ordinalem Skalenniveau. Dieser Bildungsindikator bezieht also längere, auf den Schulabschluss aufbauende berufliche Qualifikationen ein und sagt im Vergleich zum Schulabschluss mehr darüber aus, wie sich die Qualifikation des Befragten im Lebenslauf weiterentwickelt hat.

Für alle möglichen Kombinationen der Schul- und Ausbildungsabschlüsse wurden Punktwerte zwischen 1 und 8 vergeben und die Werte zu vier „Bildungsstufen“ zusammengefasst. Dabei entspricht ein hoher Punktwert einer hohen Bildungsstufe. Die vier Stufen werden als „niedrige“, „mittlere“, „hohe“ und „höchste“ Bildung bezeichnet (s. Tabelle 2-1).⁹

7 Bei Zitaten aus der Studie „frauen leben“: Codierung s. Fußnote 173

8 Vgl. AHRENS ET AL. 1998

9 Befragten, die zum Befragungszeitpunkt Vollzeit studieren, wird der angestrebte Abschluss zugeordnet, abweichend von den demografischen Standards und der Studie „frauen leben“, wo Studierenden nur der bereits absolvierte Bildungsgang oder „kein Abschluss“ angerechnet wurde; vgl. HELFFERICH ET AL. 2001. Befragten, die derzeit mehr als 38 Stunden erwerbstätig sind und nebenberuflich studieren (n = 9), wird der Punktwert der bereits absolvierten Bildungskombination zugeordnet.

TABELLE 2-1: DER BILDUNGSINDIKATOR – KLASSIFIZIERUNG UND BESCHREIBUNG DER BILDUNGSGRUPPEN

Bildungsgruppe	Schulabschluss		Ausbildungsabschluss
1 „Niedrige Qualifikation“	Kein Abschluss/Hauptschule	+	Lehre/(noch) kein Abschluss
	Realschule/POS	oder +	(noch) kein Abschluss/ keine Angabe
2 „Mittlere Qualifikation“	Hauptschule	+	Fach-/Meister-/ Technikerschule
	Realschule/POS	oder +	Lehre/anderer Abschluss
3 „Höhere Qualifikation“	Realschule/POS	+	Fach-, Meister-, Technikerschule
	(Fach-)Hochschulreife	oder +	Lehre, Fach-, Meister-, Technikerschule/ (noch) kein Abschluss
4 „Höchste Qualifikation“	Realschule/POS oder (Fach-)Hochschulreife	+	Fachhochschul- oder Universitätsabschluss/ noch im Studium



2.3 DAS FORSCHUNGSDESIGN IM ÜBERBLICK UND ANGABEN ZUM STANDARDISIERTEN UND QUALITATIVEN VORGEHEN

Eine Besonderheit der beiden Forschungsprojekte „männer leben“ und „frauen leben“ besteht in der Kombination einer standardisierten Befragung mit einem Fragebogen und einer qualitativ-biografischen Erhebung. Das eine Mal wurden Eckdaten des Lebenslaufs erhoben, das andere Mal wurde um eine Erzählung der Lebensgeschichte gebeten. Der standardisierte und der qualitative Zugang gelten als eigenständige Erhebungsschritte, die sich aufeinander beziehen, die aber jeweils ein eigenes Erkenntnisinteresse verfolgen: einmal Aussagen über die statistische Verteilung bestimmter Merkmale in der Befragungsgruppe zu gewinnen, das andere Mal die subjektiven Sichtweisen der Befragten zu rekonstruieren. Die Zugänge stützen sich gegenseitig und in der Ergebnisdarstellung haben wir uns bemüht, die wechselseitige Ergänzung in ihrer Fruchtbarkeit erkennbar zu machen.

Auf Details des methodischen Vorgehens sowie auf die Prüfung der Aussagekraft der Ergebnisse der Studie „männer leben“ wird im Anhang ausführlicher eingegangen. Die Erhebungsinstrumente für die Studie „männer leben“ (der Fragebogen für die standardisierte Befragung und der Leitfaden für die qualitativen Interviews) können über die BZGA bezogen werden (www.bgza.de). Für die Studie „frauen leben“ können die Details des methodischen Vorgehens – unter anderem die Prü-

fung der Aussagekraft der Ergebnisse, die Stichprobenbeschreibung und die Erhebungsinstrumente – dem veröffentlichten Projektbericht entnommen werden.¹⁰ Dieser Bericht kann bei der BZGA bestellt werden.

TABELLE 2-2: **ECKDATEN DER ERHEBUNGSSCHRITTE IN DEN STUDIEN „MÄNNER LEBEN“ UND „FRAUEN LEBEN“**

	„männer leben. Lebensläufe und Familienplanung“	„frauen leben. Lebensläufe und Familienplanung“
Laufzeit (Jahr der Erhebung)	2001 – 2004 (2002)	1997 – 1999 (1998)
Anlage	a) Standardisierte Befragung (Telefoninterviews, Interviewerinnen)	a) Standardisierte Befragung (Telefoninterviews, Interviewerinnen)
	b) Qualitativ-biografische Face-to-Face-Interviews, Interviewer	b) Qualitativ-biografische Interviews, Face-to-Face-Interviews, Interviewerinnen
Grundgesamtheit	25- bis 54-jährige Männer mit ausreichenden Kenntnissen der deutschen Sprache	20- bis 44-jährige Frauen mit deutscher Staatsangehörigkeit
Stichprobenumfang	a) N = 1.503 Telefonische Zufallsstichprobe, altersquotiert	a) N = 1.468 Zufallsstichprobe, Einwohner- melderegister, altersquotiert
Stichproben- gewinnung	b) N = 102 Sukzessive kontrastierende Stichprobenezusammenstellung aus Schritt a)	b) N = 101 Sukzessive kontrastierende Stichprobenezusammenstellung aus Schritt a)
Erhebungsregionen	Gelsenkirchen Freiburg Umland Freiburg Leipzig	Hamburg (Stadt und Umland) Freiburg (Stadt und Umland) Leipzig (Stadt und Umland)

Quelle: BZGA, Datensatz „männer leben“ 2002

¹⁰ Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001

ANGABEN ZUR STANDARDISIERTEN BEFRAGUNG „MÄNNER LEBEN“

Die standardisierten Daten wurden in Telefoninterviews erhoben. Dieses Verfahren eignet sich unter anderem, weil die größere Anonymität verglichen mit einer Face-to-Face-Befragung die Teilnahmebereitschaft erhöht. Aufgrund der im Pretest deutlich größeren Erfolge von Interviewerinnen, was die Teilnahmemotivation der kontaktierten Männer angeht, wurden in der Hauptphase Frauen mit der Durchführung der Interviews beauftragt.

Die Stichprobe wurde aus den amtlichen Telefonverzeichnissen gezogen, wobei die Teilstichproben für die einzelnen Erhebungsregionen disproportional angelegt sind, d. h., die vier Regionen gehen nicht entsprechend ihrem Anteil an der Grundgesamtheit in die Stichprobe ein, sondern nach vorab festgelegten Größen, die sicherstellen sollen, dass regionale Auswertungen möglich sind.

Der Fragebogen begann mit einer Erhebung der Kinder mit der aktuellen Partnerin und ging von da aus zu (Kindern mit) früheren Partnerinnen zurück. Weitere Abschnitte thematisierten Schwangerschaftsabbrüche, Partnerschaften und Ehen im Lebenslauf sowie Verhütung und ungewollte Kinderlosigkeit. Erhoben wurden ferner die Soziodemografie, Eckdaten zur Erwerbsbiografie und die Sozialisation in der Herkunftsfamilie. Der Fragebogen schließt mit einigen Einstellungsfragen.

Die Teilnahmebereitschaft lag nach Auskunft von TNS EMNID im Rahmen von Befragungen zu ähnlichen Themen. Zwar liegt die Ausschöpfungsrate vor den stichprobenneutralen Ausfällen mit insgesamt 18 % niedrig, dennoch kann die Stichprobenqualität insgesamt als durchweg gut bezeichnet werden. Die Analyse der Ausfallgründe – Hauptgrund war hier, dass der Zugang zur Zielperson verweigert wurde – und der Non-Responder-Befragung erbrachten keine Hinweise auf systematische Verzerrungen der Antwortbereitschaft. Die Prüfung der Repräsentativität der Stichprobe bzw. der Abgleich mit der amtlichen Statistik ergab eine – aus anderen Studien bekannte – Überrepräsentation verheirateter sowie höher qualifizierter Befragter. Dies ist bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen. Allgemein bestätigen KLEIN und FISCHER-KERLI¹¹ die Reliabilität retrospektiv erhobener Lebensverlaufsdaten.

Die **Auswertung** der Daten (ausschließlich deskriptive Verfahren) erfolgte mit den Statistikprogramm Paketen SAS und SPSS.¹² In der Darstellung der Ergebnisse beschränken wir uns weitgehend auf statistisch signifikante Zusammenhänge ($p < 0.05$). In den aufgeführten Tabellen sind diese mit einem „*“ gekennzeichnet.

¹¹ KLEIN/FISCHER-KERLI 2000 für die Panelwellen des DJI-Familiensurveys

¹² S. Anhang B 1.7 für eine ausführliche Darstellung der Survivalanalysen

ANGABEN ZUR QUALITATIVEN BEFRAGUNG „MÄNNER LEBEN“

Die qualitative Befragung nutzt, wie schon bei der Studie „frauen leben“, biografische, teilnarrative Interviews als Methodik. Für die Stichprobenezusammenstellung wurden die besonderen Zugangsmöglichkeiten genutzt, die sich aus der Kopplung an die standardisierte Befragung ergaben. Die Zusammenstellung erfolgte während der noch laufenden Erhebung der standardisierten Daten. Die am Telefon Befragten wurden am Ende des Interviews nach ihrer Bereitschaft gefragt, an einem weiteren, diesmal qualitativen Interview teilzunehmen. In der sukzessiven Stichprobenkonstruktion wurden zuerst alle Männer, die zum qualitativen Interview bereit waren, interviewt. Nachdem die ersten Interviews durchgeführt worden waren, bekamen in den Telefoninterviews nur noch diejenigen die Teilnahmefrage gestellt, deren Merkmalsgruppe in der wachsenden qualitativen Stichprobe noch unterbesetzt waren.¹³

Das teilnarrative Vorgehen¹⁴ erlaubt im Gegensatz zu rein narrativen Verfahren Nachfragen; auf der anderen Seite ist es abzugrenzen gegen stärker strukturierte und problemzentrierte Interviews, weil es stärker darauf setzt, Teil-Erzählungen zu generieren. Insgesamt wird mehr eingegriffen als bei rein narrativen Interviews und weniger gesteuert als bei themenzentrierten Interviews. Die Erzählaufforderungen und die flexiblen Nachfrageoptionen wurden in einem Leitfaden zusammengestellt. Der Leitfaden ist chronologisch aufgebaut und seine Struktur entspricht dem bei der Studie „frauen leben“ eingesetzten Instrument. Er beginnt mit der Erzählung des Aufwachsens, geht über zur Jugend und dann in das Erwachsenenalter. Am Ende wurde ein Set von Einstellungsfragen angehängt.¹⁵ Es wurden als Interviewer Männer aus der gleichen Region wie die Befragten eingesetzt. Als Aufwandsentschädigung wurden 40 Euro angeboten.

38 % der Männer, denen die entsprechende Frage gestellt wurde, erklärten ihre Teilnahmebereitschaft. Männer aus Leipzig und Freiburg und Männer mit Fachhochschulreife oder Abitur waren eher bereit, in einem weiteren Interview über ihre Geschichte zu sprechen. Mit der Aufwandsentschädigung als Teilnahmeanreiz und mit der nachsteuernden Stichprobenkonstruktion konnten aber Verzerrungen gemindert werden: Es konnte eine hohe Stichprobengüte, die bei qualitativen Verfahren in der breiten Repräsentanz unterschiedlicher Falltypen in der Stichprobe liegt, erreicht werden. Einige Befragte aus sonst schwer erreichbaren Gruppen gaben in den Interviewprotokollen ein finanzielles Motiv für die Teilnahme an. Von den 320 bereiten Männern wurden 102 ausgewählt.

13 Eine ausführliche Darstellung hierzu findet sich im Anhang B 2.

14 Vgl. HELFFERICH 2004, Kapitel 5.1

15 S. hierzu auch Anhang B 2.1

Die Interviews wurden auf Tonband aufgenommen und transkribiert. Entsprechend der Intention, Sinn und Deutungen zu rekonstruieren, und passend zur teilnarrativen Erhebungsform, wurde als Auswertungsverfahren primär eine hermeneutische Interpretationsmethode gewählt. In Hinblick auf spezifische Fragestellungen wurden Aussagen aus den Interviews herausgeschnitten und wurde der dadurch entstehende Fundus an Zitaten auch inhaltsanalytisch ausgewertet. Bei der hermeneutischen Interpretation mit Elementen der Metaphernanalyse und der Gesprächsanalyse wurden Auswertungsregeln für die Aufmerksamkeitsebenen der semantischen und der grammatikalischen „Wahlen“ und der Interaktion im Interview, die dem produzierten Text zu Grunde liegen, formuliert.¹⁶ Bei einigen Aspekten wurde auch die Möglichkeit genutzt, die Antworten aus der Telefonbefragung mit den subjektiven Formulierungen aus den qualitativen Interviews personenbezogen zuzuordnen.



16 Für eine ausführliche Darstellung s. Anhang B 2.7

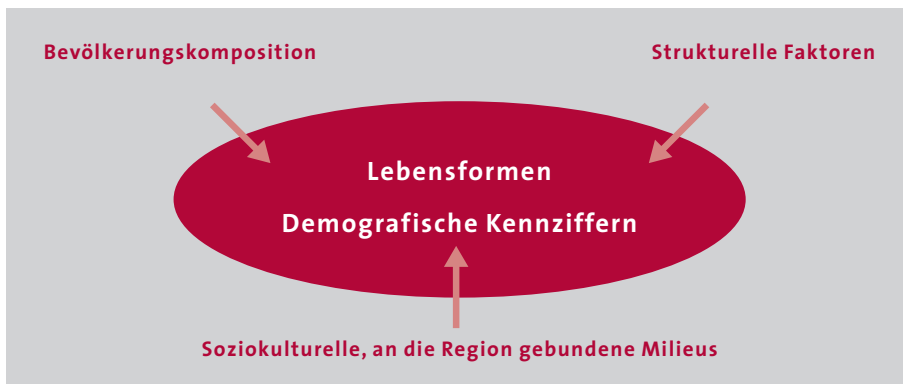
3

„MÄNNER LEBEN“ IN VIER REGIONEN DEUTSCHLANDS: SOZIALRÄUMLICHE KONTEXTE FÜR DIE FAMILIENPLANUNG IM LEBENSLAUF VON MÄNNERN

In Deutschland unterscheiden sich die Regionen stärker als in vielen anderen Ländern, was die demografischen Kennziffern wie z. B. Geburtenrate oder Heiratsalter und damit auch die Verbreitung von unterschiedlichen Lebensformen angeht. Dies gilt auch innerhalb der alten und der neuen Bundesländer, die keineswegs in sich homogene Entwicklungen im Familienbereich aufweisen.¹⁷ Aussagen über die allgemeine Familienentwicklung in Deutschland lassen sich daher nur selten eins zu eins auf Länder, Regionen und Kommunen übertragen.

Die Sozialraumanalyse untersucht diese Differenzierungen der Lebenssituation von Familien und diskutiert, welche Bedeutung strukturelle Faktoren (z. B. die wirtschaftliche Entwicklung von Regionen), die Bevölkerungskomposition (d. h. die Zusammensetzung der Bevölkerung, z. B. die Anteile von hoch oder niedrig qualifizierten Frauen und Männern in Regionen) und „raumgebundene soziokulturelle Milieus“¹⁸ für die Familienentwicklung haben. Dabei werden Daten aus unterschiedlichen Quellen – meist deskriptive Aggregat- und Individualdaten aus amtlichen Statistiken – zur Beschreibung regionaler Familien- und Haushaltsstrukturen zusammengetragen, wird das familiäre Verhalten im Kontext der regionalen Bedingungen erklärt und eine wie auch immer verfeinerte Regionaltypologie entwickelt.¹⁹

ABBILDUNG 3-1: SOZIALRÄUMLICHE KONTEXTE FÜR DIE FAMILIENPLANUNG VON MÄNNERN



¹⁷ BERTRAM 1996: 185

¹⁸ HANK 2003: 3; NAUCK 1995

¹⁹ Vgl. HANK 2003: 2 und NAUCK 1995: 119

Die Studie „männer leben“ verfolgt ebenfalls einen sozialräumlichen Ansatz, denn Männer leben und erleben Familie in ihrem unmittelbaren, alltäglichen Umfeld und das regionale Umfeld bietet jeweils die besonderen Bedingungen für Familiengründung und Familienleben. Die Studie profitiert hier von den Überlegungen der Sozialraumanalyse und kann ihrerseits das Spektrum der regional vergleichenden Familienforschung um die Männerperspektive (die bislang weitgehend unberücksichtigt blieb) bereichern.

Die Studie „männer leben“ ist aber an der komplexen biografischen Dynamik der reproduktiven Lebensläufe interessiert und benötigt daher in die Tiefe gehende Befragungsinstrumente, die nur bei einer begrenzten Anzahl an Regionen eingesetzt werden können. Wichtige regionale Differenzierungen werden daher **exemplarisch** aufgegriffen, indem vier in ihrer Unterschiedlichkeit typische Regionen miteinander kontrastiert werden. Da die einzelnen Einflussfaktoren auf der Ebene der Bevölkerungskomposition, der strukturellen Kontextfaktoren und der soziokulturellen Milieus deutlich werden, können die Ergebnisse auch für die kommunale Familienpolitik und die Planung von Dienstleistungen für Familien in anderen Kommunen genutzt werden.

Bei der Auswahl der Erhebungsregionen für die Studie „männer leben“ wurden die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland und zwischen städtischen und ländlichen Regionen aufgegriffen.²⁰ Die vier ausgewählten Regionen Gelsenkirchen, Freiburg, Freiburg Umland und Leipzig repräsentieren bezogen auf ausgewählte Typologien der Sozialraumanalyse unterschiedliche Kategorien:

20 Es gilt dabei, die Gefahr ökologischer Fehlschlüsse bei der Auswertung zu beachten. Beispielsweise dürfen die niedrigeren Geburtenzahlen in den Städten im Vergleich zum Umland („Speckgürtel“) nicht allein auf die Familienplanung von Städtern zurückgeführt werden, sondern auf die Wanderung von Familien (mit mehreren Kindern) in das Umland, das bezogen auf die Familiensituation bzw. die Familienpläne günstigere Bedingungen bietet (STROHMEIER 1985: 54 ff.).

TABELLE 3-1: EINORDNUNG DER REGIONEN IN TYPOLOGIEN

„männer leben“	BMFSFJ/PROGNOS „Familienatlas 2005“ ²¹	BERTRAM 1995 BERTRAM/DANNENBECK 1995 ²²
GELSENKIRCHEN Nordwestdeutsches, urbanes Arbeitermilieu	Stadt im Strukturwandel (Gruppe H)	Ruhrstadt
FREIBURG Westdeutsches Akademikermilieu	Singlestadt als „biografische Durchlaufstation“ (Gruppe E)	Universitätsstadt
FREIBURG UMLAND Südwestdeutsches, katho- lisches, ländliches Milieu	Wo es sich als Familie gut wohnen und leben lässt (Gruppe A)	Süden, ländliches Gebiet
LEIPZIG Ostdeutsches, urbanes Milieu	Fehlende Perspektiven für Familien (Gruppe G)	Neue Bundesländer, Großstadt

Die Regionenunterschiede werden in den weiteren Kapiteln vertieft. Wer sich besonders für die Bedeutung der (hohen) Bildung für die Familienmuster interessiert, wird auf Kapitel 6 verwiesen. In Kapitel 4 wird vertiefend auf einen Ost-West-Vergleich eingegangen. In Kapitel 5.2.1 wird das Alter bei der ersten Eheschließung und bei der Geburt des ersten Kindes regionenbezogen mit einem anspruchsvolleren statistischen Verfahren, als es die arithmetische Mittelwertbildung für die Verheirateten bzw. für die Väter darstellt, für die Regionen verglichen. Die dort angewandte Produkt-Limit-Schätzung nach KAPLAN-MEIER²³ bezieht nämlich den Anteil derjenigen, die (noch) nicht geheiratet bzw. (noch) keine Kinder haben, mit ein und gibt die Dynamik der biografischen Entwicklung wieder. Eine Kurzfassung der regionalen Aspekte ist auch im Basisbericht enthalten.²⁴

²¹ Unterscheidung von acht Regionentypen anhand von Strukturvariablen der amtlichen Statistik

²² Unterscheidung von 14 Regionentypen anhand von Strukturvariablen der amtlichen Statistik

²³ Zur Erläuterung s. Anhang B 1.7

²⁴ HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 20 f.



3.1 DIE VIER BEFRAGUNGSREGIONEN IM SPIEGEL AMTLICHER STATISTIKEN UND IN DER STICHPROBE „MÄNNER LEBEN“

Ein verlässliches Bild der Regionen kann am besten aus den amtlichen Statistiken rekonstruiert werden. Wenn wir diesen Daten die Beschreibung der regionalen Stichprobe aus der Studie „männer leben“ gegenüberstellen, können weitere Details, die in den amtlichen Statistiken nicht erhoben werden können und in denen sich die Regionen unterscheiden, hinzugefügt werden. Die genauen Zahlen können der Stichprobenbeschreibung im Anhang entnommen werden.

3.1.1 DIE REGIONEN IM SPIEGEL DER AMTLICHEN STATISTIKEN

GELSENKIRCHEN – EIN NORDWESTDEUTSCHES ARBEITERMILIEU

Die kreisfreie Stadt Gelsenkirchen (ca. 290.000 Einwohner) liegt im Zentrum des Ruhrgebiets, das auch als „Ruhrstadt“ bezeichnet wird. Diese größte Stadtregion Deutschlands sieht sich mit den Folgen und Herausforderungen des Strukturwandels („Zechensterben“, Niedergang der Schwerindustrie) konfrontiert. Gelsenkirchen als „Kern-Stadt“ des Ruhrgebietes ist in besonderer Weise von den Folgen dieses Wandels betroffen. Dazu gehörten die Abwanderung bestimmter Bevölkerungsgruppen – insbesondere junger Familien – in die Randgebiete („Suburbanisierung“) und eine Entmischung der Stadtviertel. Zwischen 1990 und 2001 nahm die Bevölkerung um 6 % und der Anteil der unter Sechsjährigen um 13 % ab.

FREIBURG UMLAND – EIN SÜDWESTDEUTSCHES, LÄNDLICHES MILIEU

Freiburg Umland mit Ortschaften aus den Kreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen (Bevölkerungsdichte 2001: 176 bzw. 225 Einwohner je km²) steht für eine traditionell durch Wein- (Kaiserstuhl) bzw. Weide- und Holzwirtschaft (Schwarzwald) sowie Kleinindustrie und kleine und mittelständische Unternehmen charakterisierte Region. Für die Region haben die traditionellen weiterverarbeitenden Betriebe und der Tourismus eine hohe Bedeutung. Bei wachsenden Bevölkerungszahlen arbeiteten 2001 nur noch 1,6 % bzw. 1,2 % der Beschäftigten in der Forst- und Landwirtschaft, 42,2 % bzw. 49,6 % im produzierenden Gewerbe und 56,2 % bzw. 49,2 % im Dienstleistungsbereich.

FREIBURG – EIN WESTDEUTSCHES AKADEMIKERMILIEU

Die Stadt Freiburg (ca. 210.000 Einwohner) ist durch die Hochschulen und den hohen Anteil von Menschen mit alternativen Lebensstilen gekennzeichnet. Dadurch, dass traditionell das Dienstleistungsgewerbe dominierte und es keine Großindustrie in

Freiburg gab, fielen die Strukturanpassungen in den Wirtschaftsbereichen und der damit verbundene soziale Wandel moderat aus. 2001 waren 21 % der Beschäftigten im produzierenden Gewerbe und 79 % im Dienstleistungsbereich tätig. Die insgesamt gute Einkommenssituation der Freiburger Bevölkerung geht mit hohen Lebenshaltungskosten einher. Diese spiegeln sich nicht zuletzt im hohen Mietniveau wider, das auch auf die im Gegensatz zu den anderen städtischen Befragungsregionen positive Bevölkerungsentwicklung (1990 bis 2001: + 9 %) zurückzuführen ist.

LEIPZIG – EIN OSTDEUTSCHES, URBANES MILIEU

Die Universitäts- und Messestadt Leipzig liegt in einem ehemals bedeutenden Braunkohleabbaugebiet und war ein traditioneller Industriestandort. Im Zuge des Strukturwandels im Osten nahm die Zahl der Industriearbeitsplätze jedoch ab und der Dienstleistungsbereich hat an Bedeutung gewonnen. 79 % der beschäftigten Personen waren 2001 im tertiären Sektor erwerbstätig. Die Bevölkerung ging nach der politischen „Wende“ drastisch zurück: Zwischen 1990 und 1998 hat die Stadt Leipzig aufgrund von natürlichem Bevölkerungsrückgang, Abwanderung (in den Westen) und Suburbanisierung fast 15 % ihrer Einwohner verloren. Verwaltungstechnische Reformen ließen die Einwohnerzahl zwar wieder auf knapp eine halbe Million steigen, dennoch ist Leipzig weiterhin eine „schrumpfende Stadt“.

DER SOZIALE, FAMILIÄRE UND ETHNISCHE STATUS DER REGIONEN

Die Sozialraumanalyse verwendet üblicherweise Indikatoren zur Erfassung von Regionenunterschieden, deren Werte aus den Angaben der amtlichen Statistiken genommen werden können. In Tabelle 3-2 werden die vier Befragungsregionen der Studie „männer leben“ bezogen auf eine Auswahl dieser Indikatoren beschrieben. Die Indikatoren erfassen drei Dimensionen²⁵: den sozialen Status, Familienstatus und ethnischen Status einer Region. „Familienstatus“ ist hier also nicht personenbezogen als Status „verheiratet, ledig, geschieden oder verwitwet“ gemeint, sondern der Status wird regionenbezogen definiert und aus Werten von Einzelindikatoren wie z. B. Haushaltsgröße, Anteil kleiner Kinder an der Bevölkerung oder Wohnraumversorgung berechnet. Die Unterteilung nach Ausprägungen in diesen Statusdimensionen wird zwar überwiegend für die Differenzierung innerhalb eines Stadtgebietes verwendet, sie lässt aber auch einen Vergleich von Städten und Regionen untereinander zu.²⁶

²⁵ Je höher beispielsweise der Anteil von Schulabgängern mit Hochschulreife ist, desto höher ist der soziale Status einer Region. Positiv auf den familiären Status einer Region wirkt sich beispielsweise ein hoher Anteil von Einwohnern im Alter von unter sechs Jahren aus.

²⁶ Vgl. SHEVSKY/BELL 2002; STROHMEIER 2002

TABELLE 3-2: **DER SOZIALE, WIRTSCHAFTLICHE, FAMILIÄRE UND ETHNISCHE STATUS DER REGIONEN NACH INDIKATOREN DER SOZIALRAUMANALYSE**

Untersuchungsregion (Struktur-)Indikator	Gelsen- kirchen	Freiburg Umland*	Freiburg	Leipzig
Sozialer/wirtschaftlicher Status				
Schulabgänger (Anteil) mit Hochschulreife in % (2001)	22,4	21,0/16,1	39,3	32,7
Studenten an (Fach-)Hochschulen je 1.000 Einwohner (2001)	11,8	- / -	120,0	66,8
Anteil der Arbeiter an den sozialversicherungs- pflichtig Beschäftigten in % (2000)	49,3	40,8/43,7	32,4	37,7
Anteil der Frauen an den sozialversicherungs- pflichtig Beschäftigten in % (2000)	44,1	44,6/45,4	49,7	51,6
Empfänger laufender Hilfe zum Lebens- unterhalt außerhalb von Einrichtungen je 1.000 Einwohner (2000)	63,4	16,3/22,2	40,8	46,6
Entwicklung der Zahl der Empfänger laufender Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen von 1995 bis 2000 in %	+24,6	+6,5/-16,0	-28,9	+90,3
Arbeitslosenquote (2002)	17,1	5,2/6,0	8,4	20,2
Prozentpunktdifferenz der Arbeitslosen- quote zwischen 1995 und 2002	+2,1	-0,1/-0,2	-1,7	+8,1
Anteil der Arbeitslosen, die ein Jahr und länger arbeitslos sind, an den Arbeitslosen in % (2002)	42,0	22,9/23,9	26,7	38,8
Familiärer Status (Verstädterung)				
Anteil der Wohngebäude mit 1 oder 2 Wohnungen an allen Wohngebäuden in % (2000)	45,4	82,4/82,0	58,0	45,8
Anteil der Einwohner unter 6 Jahren an den Einwohnern in % (2000)	5,7	6,7/6,6	5,5	3,8
Entwicklung der Zahl der unter 6-Jährigen von 1995 bis 2000 in %	-13,4	-2,6/-3,9	-0,1	-2,3**
Personen je Haushalt (2000)	1,92	2,3/2,32	1,75	1,92
Anteil der Einpersonenhaushalte an allen Haushalten in % (2000)	46,3	33,3/33,5	49,1	45,1
Ethnischer Status				
Anteil der Ausländer an den Einwohnern (2001)	13,5	7,1/6,0	13,8	5,9

* Für die Befragungsregion Freiburg Umland wurden Ortschaften aus den beiden Landkreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen ausgewählt (siehe Angaben im Anhang).

** Entwicklung der Zahl der unter 5-Jährigen von 1990 bis 1999: -50,1 %.

Datenquelle: BBR (2001/2004), INKAR. Aktuelle Daten zur Entwicklung der Städte, Kreise und Gemeinden.

Gelsenkirchen hat den niedrigsten sozialen und familiären Status. Einen besonders hohen sozialen Status hat die Stadt Freiburg, mit Abstand folgen das Freiburger Umland und dann (immer noch weit vor Gelsenkirchen) die Stadt Leipzig. Der familiäre Status ist im Vergleich zum Freiburger Umland in allen drei weiteren Regionen vergleichsweise gering.

3.1.2 BESONDERHEITEN DER REGIONEN IN DER STICHPROBE „MÄNNER LEBEN“

Die vier Befragungsregionen, so wie sie in den Stichproben der Studie „männer leben“ abgebildet sind, zeigen charakteristische Unterschiede, die sich mit dem aus der amtlichen Statistik gewonnenen Bild zusammenbringen lassen.

3

GELSENKIRCHEN

- Höchster Anteil an Arbeitern (38 %), wie in den anderen Regionen dominieren aber auch hier die Angestellten
- Niedriges Bildungsniveau (häufig niedrige und selten hohe Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse)
- Mittlerer Anteil an Arbeitslosen (5,3 %) ²⁷
- Häufige Nennung der mittleren Einkommensgruppen (eigenes und Haushaltsnettoeinkommen)
- Gleiche Anteile von evangelischen und katholischen Männern
- Höchster Anteil an Befragten mit Migrationshintergrund (23 %)

FREIBURG UMLAND

- Niedriges Bildungsniveau (ähnlich wie in Gelsenkirchen)
- Geringster Anteil an Arbeitslosen (1,3 %)
- Viele vollerbstätige Männer haben (wie auch in Freiburg) ein hohes Einkommen

27 Arbeitslose sind in der Stichprobe von „männer leben“ in allen Regionen unterrepräsentiert („Mittelschichtsbias“ der Stichprobe, Prüfung der Repräsentativität s. Anhang B 1).

- Der Anteil an nicht erwerbstätigen Partnerinnen entspricht dem Durchschnitt; erwerbstätige Partnerinnen arbeiten aber häufiger als in den anderen Regionen höchstens im Umfang von 50 % der vollen Arbeitszeit
- 11 % der Männer im Freiburger Umland sind konfessionslos, mehr als die Hälfte ist katholisch

FREIBURG

- Höchster Anteil an Angestellten (56 %), Beamten (11 %) und Akademikern im freien Beruf (5 %), niedrigster Anteil an Arbeitern (14 %)
- Höchstes Bildungsniveau
- Viele Männer haben (wie auch in Freiburg Umland) ein höheres Einkommen
- Mittlerer Anteil an Arbeitslosen (5,3 %)
- Fast ebenso viele Partnerinnen wie in Gelsenkirchen sind nicht erwerbstätig; erwerbstätige Partnerinnen arbeiten häufiger als in den anderen West-Regionen mehr als 50 % der vollen Arbeitszeit
- Neben den Katholiken und Protestanten gibt es einen hohen Anteil Konfessionsloser (26 %)

LEIPZIG

- Die Zusammensetzung nach Berufsgruppen ähnelt der in Freiburg, nur der Anteil der Arbeiter ist höher (21 %) und der der Beamten niedriger (6 %)
- Zweithöchstes Bildungsniveau
- Höchste Erwerbstätigkeit der Partnerinnen: Mehr als zwei Drittel arbeiten in einem Umfang von mehr als 50 % der vollen Arbeitszeit und nur 23 % sind nicht erwerbstätig
- Höchster Anteil an Arbeitslosen (12 %)
- Viele Männer haben ein (sehr) geringes Einkommen
- Höchster Anteil an Konfessionslosen (76 %)
- Geringster Anteil an Befragten mit Migrationshintergrund (10 %)

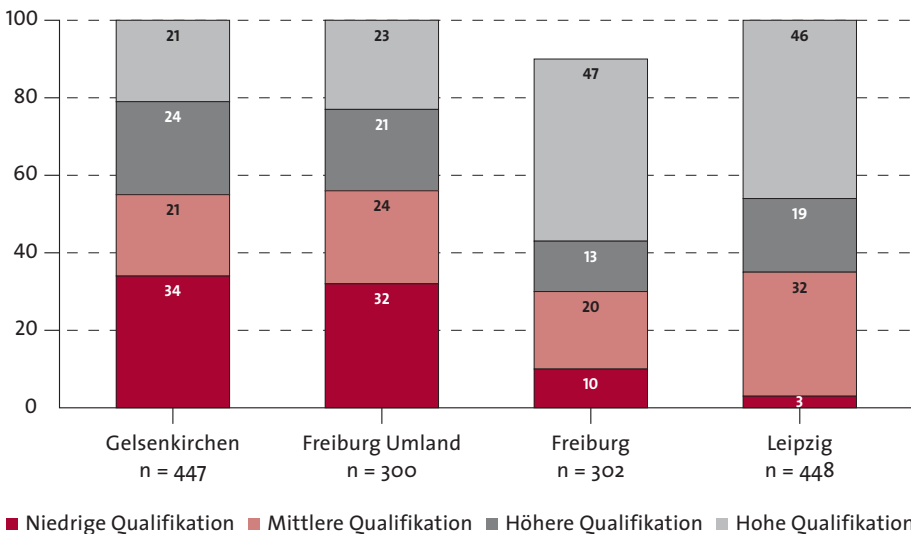
DIE BILDUNGS- UND EINKOMMENSPROFILE IN DEN REGIONEN (STICHPROBE „MÄNNER LEBEN“)

Da die Familienplanung von der Bildung der Männer beeinflusst wird und in einem Zusammenhang mit ihrer Einkommenssituation steht²⁸, bestimmt die Einkommens- und Bildungsverteilung auch das Familienprofil und den Familienstatus (s.o.) einer Region. Daher werden die regionalen Unterschiede in den Bildungsprofilen noch einmal zusammengefasst dargestellt.

Gelsenkirchen und das Freiburger Umland ähneln sich in ihren Profilen und unterscheiden sich von Freiburg und Leipzig, die beide von der Universität und den Fachhochschulen – und Leipzig zusätzlich durch das für Ostdeutschland insgesamt typische höhere und nivelliertere Bildungsniveau – geprägt sind. In Freiburg ist der Anteil der Männer mit einer niedrigen Qualifikation unter den jüngeren Männern sogar noch deutlich geringer als unter den älteren Befragten.



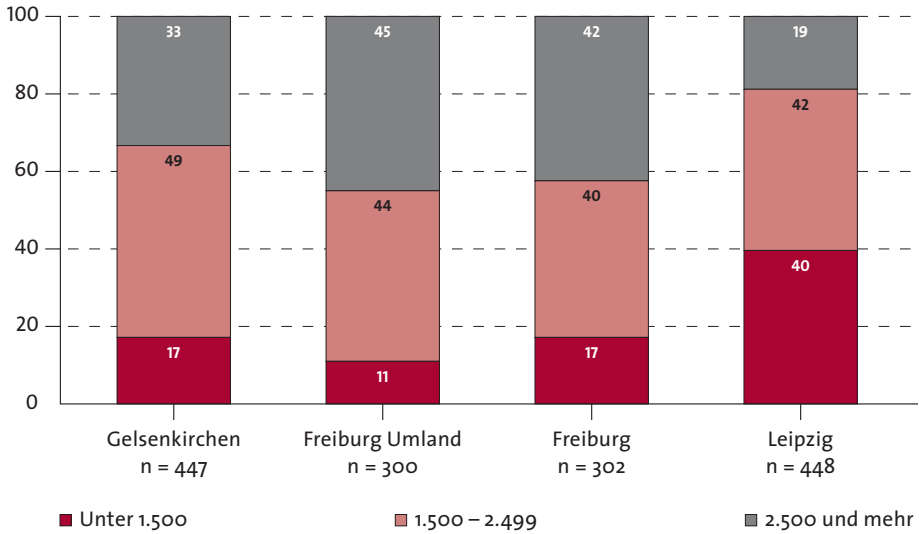
ABBILDUNG 3-2: DAS BILDUNGSPROFIL DER REGIONEN (ANGABEN IN %)



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

²⁸ S. Kapitel 5.2.1; zum verwendeten Bildungsindikator s. Kapitel 2.2

ABBILDUNG 3-3: **EINKOMMENSVERTEILUNG IM REGIONENVERGLEICH – ÜBER 34-JÄHRIGE MÄNNER** (ANGABEN IN %)



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

In Freiburg und in Leipzig sind vor allem unter den unter 35-Jährigen viele Männer mit einem Einkommen von unter 1.500 Euro (jeweils ca. 60 %). Bei den über 34-Jährigen geht der Anteil der Niedrigverdiener in Freiburg auf 17 % zurück, während er in Leipzig mit 40 % hoch bleibt. Entsprechend sind unter den über 34-Jährigen in Freiburg 42 % Männer, die 2.500 Euro und mehr verdienen (unter den über 45-Jährigen sogar 53 %); in Leipzig sind es in dieser Altersgruppe 19 %. Die hier besonders interessierenden höheren Altersgruppen sind, wie Abbildung 3-3 zeigt, in Freiburg Umland und Freiburg „reicher“ als in Leipzig, aber auch als in Gelsenkirchen, wo der Sektor des hohen Verdienstes schmaler ausfällt.

3.2 PARTNERSCHAFT, FAMILIE UND VATERSCHAFT IN DEN VIER REGIONEN

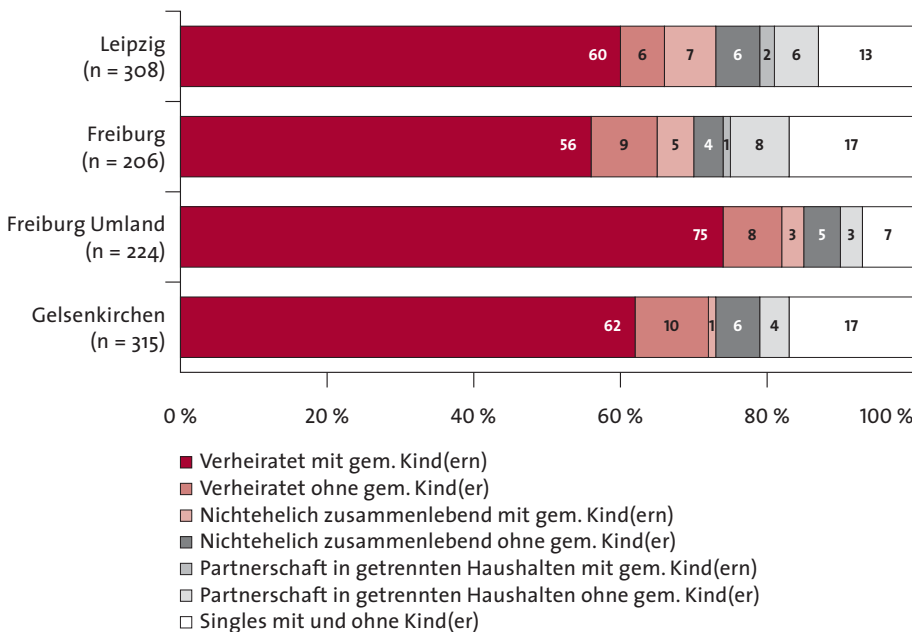
In den „familiären Status“ in Tabelle 3-2 gingen Indikatoren des Familienlebens wie die Haushaltsgröße oder der Anteil an Kindern unter sechs Jahren ein. Diese Indikatoren zeigen bereits regional unterschiedliche Familienmuster an. Aus den regionalen Teilstichproben der Studie „männer leben“ werden nun die Angaben zur Verbreitung unterschiedlicher Familienmuster zusammengestellt, die zeigen, wie stark sich die Lebensformen ausdifferenziert haben.

3.2.1 DIE VERBREITUNG KONVENTIONELLER UND NICHT KONVENTIONELLER LEBENSFORMEN

Im Freiburger Umland und in Gelsenkirchen ist das konventionelle Modell (= Zusammenleben mit der Ehefrau und mit gemeinsamen Kindern) insbesondere bei den über 34-Jährigen die dominierende Lebensform: Die meisten Männer sind verheiratet und leben (mit oder ohne Kinder) mit der Ehepartnerin zusammen. Rechnet man diejenigen hinzu, die ohne Trauschein zusammenleben, und diejenigen, die eine feste Beziehung haben, aber getrennt leben, so kommt man auf 89 % der Männer in Freiburg Umland, die eine feste Partnerin haben. Nicht ganz so deutlich ausgeprägt ist das „familien- bzw. partnerschaftsgebundene“ Muster in Gelsenkirchen. Das liegt daran, dass dort der Anteil der Singles deutlich höher ist als im Freiburger Umland. Aber auch in Gelsenkirchen leben zwei Drittel der Männer verheiratet mit ihrer Ehefrau zusammen. Alle die Lebensformen, die etwas anders sind als das konventionelle Modell, sind seltener als in Leipzig und Freiburg: Niedrig ist jeweils der Anteil an Männern, die bei der Geburt des ersten Kindes nicht verheiratet waren, der Anteil an Trennungsvätern sowie an Männern, die gemeinsame Kinder mit ihrer Partnerin haben und nicht mit ihr verheiratet sind (s. Abbildung 3-4 sowie die Stichprobenbeschreibung im Anhang B).



ABBILDUNG 3-4: **LEBENSFORMEN DER ÜBER 34-JÄHRIGEN MÄNNER MIT UND OHNE KINDER IM REGIONENVERGLEICH** (ANGABEN IN %)



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

In Freiburg und Leipzig sind deutlich weniger über 34-jährige Männer verheiratet (Freiburg: 65 %, Leipzig: 66 %) als in Freiburg Umland (83 %) und Gelsenkirchen (72 %). Andere partnerschaftliche Lebensformen als das Zusammenleben mit Trauschein spielen hier eine größere Rolle. Jenseits dieser Gemeinsamkeit zwischen Freiburg und Leipzig gibt es zwischen den Städten auch Unterschiede, die den bekannten Ost-West-Differenzen entsprechen²⁹: In Leipzig leben im Vergleich – nicht nur mit dem Freiburger Umland und Gelsenkirchen, sondern auch mit Freiburg – mehr Männer in „nicht konventionellen“ Familienformen, d. h., es leben mehr Männer mit ihrer Partnerin ohne Trauschein zusammen, mehr Männer sind geschieden und mehr Männer haben mehrfach eine Familie gegründet. Mehr Männer sind „Trennungsväter“ und/oder soziale Väter und mehr Männer waren bei der Geburt des ersten Kindes nicht verheiratet. All dies besagt: Eheschließung und Vaterschaft sind zwar verbreitet, aber sie sind in Leipzig stärker entkoppelt als in den West-Regionen.³⁰ Die Besonderheit von Freiburgs „Kultur der Lebensformen“ findet insbesondere Ausdruck in dem hohen Anteil an jungen Ledigen und Singles.

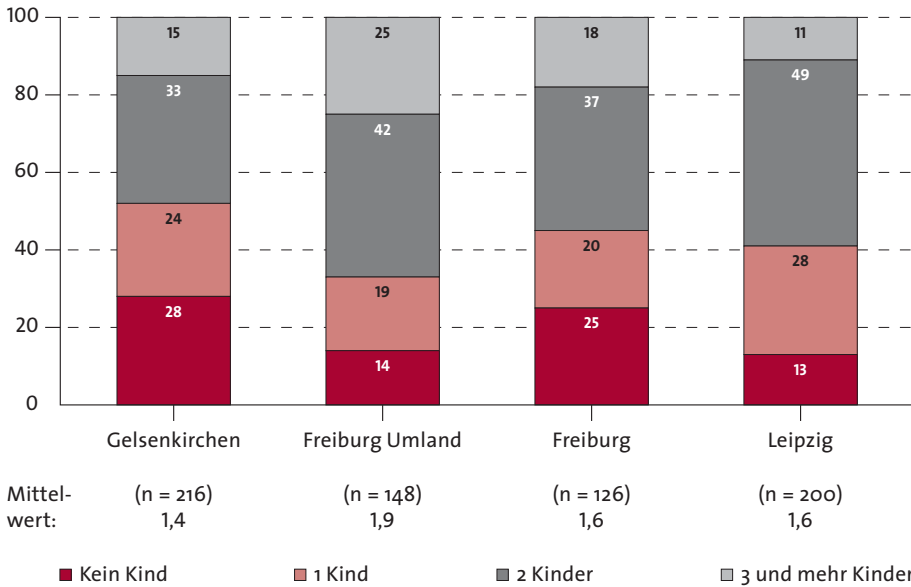
3.2.2 MUSTER DER FAMILIENBILDUNG NACH KINDERLOSIGKEIT UND KINDERZAHL

Die Unterschiede der vier Regionen lassen sich anhand der durchschnittlichen Kinderzahl, berechnet auf alle Männer über 39 Jahre, als wichtiger familienstruktureller Indikator aufschlüsseln. Da in die Berechnung der durchschnittlichen Kinderzahl alle Männer, und nicht nur Väter, eingehen, fällt der Durchschnitt niedriger aus, wenn es viele Männer ohne Kinder (also mit der Kinderzahl = null) gibt, und er fällt höher aus, wenn es viele Männer mit einer hohen Kinderzahl gibt. Das bedeutet: Auch bei einer verbreiteten Kinderlosigkeit kann der Durchschnitt höher ausfallen, wenn die, die Kinder haben, entsprechend viele Kinder haben.

²⁹ Vgl. SCHNEIDER 1994; NAUCK ET AL. 1995; s. auch Kapitel 4 in diesem Band

³⁰ Von der pronatalistischen Bevölkerungs- und frauenorientierten Sozialpolitik in der ehemaligen DDR hatten insbesondere Frauen/ Paare mit Kindern (sozialpolitische) Vorteile, unabhängig davon, ob sie verheiratet waren oder nicht, s. Kapitel 4.

ABBILDUNG 3-5: REALISIERTE KINDERZAHL IM REGIONENVERGLEICH – ÜBER 39-JÄHRIGE MÄNNER (ANGABEN IN %)



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

Weitere wichtige Indikatoren, die zwischen den Regionen differenzieren können, beziehen sich auf die Familiengründung. Anhand der erhobenen Heiratsdaten³¹ können wir berechnen, ob das erste Kind deutlich vor, deutlich nach oder in zeitlicher Nähe zur Eheschließung geboren wurde. Diese Daten geben Hinweise auf die Art der Familiengründung: War das erste Kind deutlich vor der Heirat geboren, kann es sich bei der Heirat um eine nachträgliche Legitimation des bereits geborenen, gemeinsamen Kindes handeln. Wurde es in zeitlicher Nähe zur Heirat geboren, können der Entschluss zum Heiraten und die Entscheidung für Kinder zusammen getroffen worden sein. Wir kennen zudem die Verbreitung von Schwangerschaftsabbrüchen in Beziehungen von kinderlosen Männern bzw. vor der Geburt des ersten Kindes des Mannes. Ein solcher Schwangerschaftsabbruch bedeutet, dass die Geburt des ersten Kindes und damit die Familiengründung aufgeschoben oder verhindert wurde (je nachdem, ob der Mann später noch Vater wurde). Dies gibt ebenfalls einen Hinweis auf die Bedeutung von Familiengründung.

31 88 % der Väter sind bzw. waren mit der Mutter ihres ersten Kindes verheiratet. Da in der Auswertung auch vergangene Partnerschaften mit Kindern einbezogen wurden, schließt dieses Ergebnis n = 105 beendete Ehen mit ein.



TABELLE 3-3: **INDIKATOREN DER ARTEN DER FAMILIENGRÜNDUNG IM REGIONEN-VERGLEICH**

	Gelsen- kirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig
Durchschnittliches Heiratsalter ¹⁾ (in Jahren)*	25,9	27,4	29,1	25,9
Konzeption ²⁾ mehr als 2 Jahre vor der Heirat (in %)*	6,4	5,7	10,3	14,5
Konzeption ²⁾ mehr als 2 Jahre nach der Heirat (in %)*	32,8	21,0	22,0	13,7
Anteil Männer mit Erfahrung eines Schwangerschafts- abbruchs (in %)*	5	2	14	16
Davon vor der Geburt des 1. Kindes resp. bei kinderlosen Männern (in %)	./.	./.	79	49

1) Berechnet auf die Männer, die geheiratet haben

2) Berechnet auf alle, die mit der Mutter ihres ersten Kindes verheiratet sind bzw. waren. Um auch Eheschließungen während der Schwangerschaft zu erfassen, wird nicht der Zeitpunkt der Geburt, sondern der Zeitpunkt der Zeugung des ersten Kindes zu Grunde gelegt.

* = signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Aus diesen Daten lassen sich die regionalen Profile um weitere Aspekte ergänzen:

GELSENKIRCHEN

In Gelsenkirchen ist die durchschnittliche Kinderzahl der über 39-jährigen Männer mit 1,4 am niedrigsten. Dies ist ein Ergebnis der verbreiteten Kinderlosigkeit in Kombination mit einem hohen Anteil an Einkindfamilien. Weder die Kinderlosigkeit noch die Einkindfamilien lassen sich auf Schwangerschaftsabbrüche zurückführen: Nur wenige Männer berichten von Erfahrungen mit Schwangerschaftsabbrüchen. Der hohe Anteil an Kinderlosen hängt vielmehr mit dem hohen Anteil von Männern ohne feste Partnerschaft zusammen (s. Kapitel 5).

Von denen, die geheiratet haben, wartete fast die Hälfte (48 %) nach der Heirat länger als ein Jahr bis zur Zeugung des ersten Kindes und ein Drittel länger als zwei Jahre (s. Tabelle 3-3).³² Die Gelsenkirchener Männer³³, so kann man zusammenfassen, sind einerseits am konventionellen Modell von Familie orientiert, haben aber andererseits am häufigsten (noch) keine Familie gegründet.

FREIBURG UMLAND

Das Freiburger Umland erreicht mit einer durchschnittlichen Kinderzahl der über 39-jährigen Männer von 1,9 den Spitzenwert. Dieser Wert ist das Ergebnis der geringen Kinderlosigkeit und des im Vergleich der Regionen höchsten Anteils von Familien mit drei und mehr Kindern. Auch hier wurden Schwangerschaften selten abgebrochen. Zusammenfassend lässt sich sagen: Auch die Männer im Freiburger Umland sind am konventionellen Familienmodell orientiert. Aber anders als in Gelsenkirchen setzen sie ihre Orientierung um: Wenige sind Singles, Eheschließung und Kinder hängen enger zusammen und es bleibt nur bei einem guten Fünftel bei nur einem Kind.

FREIBURG

Freiburg weist wie Leipzig eine durchschnittliche Kinderzahl von 1,6 bei Männern über 39 Jahre auf. Allerdings stehen hinter diesem identischen Durchschnitt in den beiden Städten zwei unterschiedliche Phänomene. In Freiburg ist ein polarisiertes Muster zu sehen: Einerseits ist die Kinderlosigkeit hoch – ähnlich hoch wie in Gelsenkirchen und wie dort ist auch in Freiburg bei den Älteren der Anteil der Singles hoch. Die Kinderlosigkeit hängt auch damit zusammen, dass die Freiburger Männer – verglichen mit den anderen Regionen – wenn, dann am spätesten geheiratet haben und Vater geworden sind. 13 % der Männer haben Erfahrungen mit einem Schwangerschaftsabbruch; dabei handelte es sich vor allem um Abbrüche in einer frühen Lebensphase, mit denen eine Familiengründung aufgeschoben oder vermieden wurde.³⁴ Andererseits gibt es häufiger als in Gelsenkirchen auch Männer mit mehr Kindern und das hebt die durchschnittliche Kinderzahl wieder an.

LEIPZIG

In Leipzig kommt die gleiche durchschnittliche Kinderzahl von 1,6 dadurch zustande, dass zwar die Kinderlosigkeit mit 13 % im Regionenvergleich am niedrigsten ist, dass aber am häufigsten Einkindfamilien und am seltensten Familien mit drei und mehr Kindern vorkommen. Die Leipziger, die im Regionenvergleich in jünge-

32 HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 51

33 Zusatzbedingung war, dass der Befragte die Mutter seines ersten Kindes geheiratet hatte.

34 HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 58

rem Alter geheiratet haben und Vater geworden sind, wollen dann aber „nicht zu viele“ Kinder. Die Schwangerschaftsabbrüche, über die 14 % der Männer berichten, betreffen häufiger als in Freiburg Schwangerschaften in einer Lebensphase, in der bereits Kinder da sind – hier wird die Größe der Familie begrenzt und nicht die Familiengründung aufgeschoben oder verhindert. Das Muster lässt sich als „Hauptsache Kind, und wenn nur eins“ zusammenfassen.

Setzt man für die Faktoren, die die durchschnittliche Kinderzahl senken, also für einen vergleichsweise hohen Anteil an Kinderlosigkeit und für einen niedrigen Anteil an Familien mit zwei Kindern und mehr, ein Minus und bei Faktoren, die die durchschnittliche Kinderzahl erhöhen, ein Plus, dann sieht das Schema des Regionenvergleichs folgendermaßen aus:

TABELLE 3-4: **FAMILIENGRÜNDUNGSMUSTER – EIN SCHEMATISCHER REGIONENVERGLEICH**

	Gelsenkirchen n = 450	Freiburg Umland n = 301	Freiburg n = 302	Leipzig n = 450
Verbreitung Kinderlosigkeit	–	+	–	+
Anteil Männer mit 2 Kindern und mehr	–	+	+	–
Muster	Kinder, wenn's geht, ja, aber erst mal warten und vielleicht nur 1 Kind	Kinder ja, auch mehrere	Kinder spät, aber wenn, dann auch mehrere	Kinder ja, aber nicht zu viele

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

3.3 DIE BEDEUTUNG SOZIALRÄUMLICHER INDIKATOREN FÜR DIE FAMILIENMUSTER IN DEN REGIONEN

Abbildung 3-1 (S. 35) führte einerseits sozialstrukturelle Faktoren und die Zusammensetzung der Bevölkerung, andererseits soziokulturelle Milieus als Faktoren auf, die die Verbreitung von Familienmustern beeinflussen. Beide Aspekte sind gesondert zu beschreiben, auch wenn wir am Ende sehen werden, dass sie zusammenwirken.

Im Folgenden beschränken wir uns auf die über 34-jährigen Männer, von denen der größte Teil die Bildungslaufbahn abgeschlossen hat und ins Erwerbsleben eingemündet ist. Die Abbildungen 3-2 und 3-3 zeigten bereits die unterschiedlichen Bildungs- und Einkommensprofile der Regionen, die sich grob vereinfacht so zusammenfassen lassen: für Gelsenkirchen ein niedrigeres Bildungs- und Einkommensniveau, für das Freiburger Umland ebenfalls ein niedriges Bildungs-, aber ein höheres Einkommensniveau. In Freiburg und Leipzig ist das Bildungsniveau hoch. In Freiburg geht dies mit einem hohen, in Leipzig mit einem niedrigeren Einkommensniveau einher. Die Frage ist nun, ob die beschriebenen Besonderheiten der Familienmuster in den Regionen sich aus dem jeweils regional unterschiedlichen Anteil an Männern mit einer hohen und mit einer niedrigen Bildung bzw. mit einem hohen und mit einem niedrigen Einkommen ergeben. Dazu wird zunächst gezeigt, wie Bildung und Einkommen überhaupt die Familienmuster beeinflussen, und anschließend die Reichweite einer Erklärung über diese Faktoren geprüft.³⁵

Die statistischen Zusammenhänge legen den Schluss nahe, dass mehr das Einkommen als die Bildung die entscheidende Einflussgröße für Kinderlosigkeit und für die Kinderzahl bei Männern ist. Die Bildung beeinflusst aber deutlich das Alter, in dem ein Mann das erste Mal Vater wird. Das Einkommen hat in allen Regionen einen Einfluss auf Kinderlosigkeit und Kinderzahl bei Männern (s. Abbildung 3-6):

- Unter den über 34-jährigen Männern mit einem niedrigen Einkommen sind mehr Singles und mehr Kinderlose. Wenn diese Männer geheiratet haben, haben sie in jüngerem Alter geheiratet.
- Nach einer vergleichsweise späteren Familiengründung aufgrund einer längeren Ausbildung „holen“ die hoch Qualifizierten dann „auf“. Insbesondere diejenigen, die gut verdienen, sind im Alter von über 34 Jahren seltener ohne feste Partnerin und seltener kinderlos. Ein hohes Einkommen erhöht die Chancen, auch nach dem 35. Lebensjahr eine Familie (und auch eine größere Familie mit zwei oder drei Kindern) zu haben.

Der hochsignifikante Einfluss des Einkommens auf die Familiengründung gilt für alle Regionen. Allerdings ist die Frage, **wie** denn dieser nachgewiesenermaßen existierende Zusammenhang zwischen dem heutigen Einkommen und dem möglicherweise schon Jahre zurückliegenden Zeugen eines Kindes zu erklären ist, schwierig zu beantworten. Möglicherweise verdienten die Männer schon vor der Geburt der

³⁵ S. auch HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 20 f.

Kinder viel – oder hatten zumindest eine entsprechende begründete Aussicht, später einmal viel zu verdienen – und konnten sich Kinder „leisten“. Möglicherweise haben sie aber auch nach der Geburt des ersten Kindes mehr gearbeitet und ihre Position verbessert.

Der Einfluss der Bildung auf Kinderlosigkeit und Kinderzahl ist undeutlicher. In der Gesamtstichprobe finden wir signifikante Zusammenhänge, rechnet man aber nicht mit den Daten der Gesamtstichprobe, sondern getrennt mit den Daten der regionalen Teilstichproben, dann verliert Bildung als erklärender Faktor für die Familienplanung statistisch an Bedeutung. Nur noch in Freiburg behält sie ihren signifikanten Einfluss. Dort hängen aber auch Bildung und Einkommen enger als in den anderen Regionen zusammen, so dass möglicherweise nicht die Bildung, sondern das Einkommen hier den Ausschlag gibt und Bildung nur insofern „wirkt“, als sie einen Zugang zu Positionen mit einem guten Einkommen verschafft.

Die Bildung wirkt aber vor allem auf das Alter bei der Geburt des ersten Kindes: Solange Männer in einer Ausbildungsinstitution sind, schieben sie die Familiengründung auf. Auch in Leipzig, wo die Bildung insgesamt weniger und auf die Kinderzahl keinen Einfluss hat, haben Männer mit einem Hochschulabschluss im Schnitt ein Jahr später geheiratet und später das erste Kind bekommen. Die Studie „männer leben“ bestätigt damit die Ergebnisse anderer Untersuchungen, dass in statushohen Berufen erwerbstätige Männer bzw. gut ausgebildete und vollwerbstätige Männer³⁶ verglichen mit anderen Männern mit höherer Wahrscheinlichkeit heiraten und eine Familie gründen – wenngleich auch erst später im Leben.

36 HANK 2003:11; auf der Basis des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) 1980 und 1990 für die alten Bundesländer

ABBILDUNG 3-6: **LEBENSFORMEN ÜBER 34-JÄHRIGER MÄNNER NACH EIGENEM NETTOEINKOMMEN*** (ANGABEN IN %)

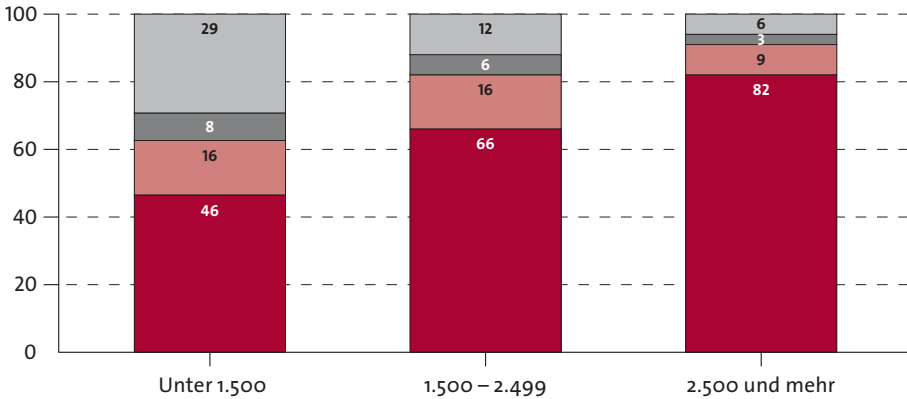


Fig. Nettoeinkommen (Euro)

- Single (mit oder ohne Kinder)
- Partnerschaft mit getrenntem Haushalt, ohne gem. Kinder
- Lebensgem. ohne gem. Kinder
- Lebensgem. mit gem. Kindern

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002; * = die Spalten addieren sich nicht zu 100 %, da Partnerschaften mit Kindern in getrennten Haushalten nicht aufgeführt wurden (n = 5).

Eine Reihe von Unterschieden zwischen den Familienmustern in den Regionen lassen sich nun auch als Bildungs- bzw. Einkommenseffekte erklären. Sie sind nicht allein auf unterschiedliche regionale Traditionen zurückzuführen, sondern ergeben sich gerade daraus, wie hoch die Anteile hoch oder Niedrigqualifizierter, gut oder schlecht Verdienender in den Regionen sind – entsprechend ist das bei hoch oder bei niedrig Qualifizierten bzw. bei gut oder bei schlecht Verdienenden wahrscheinlichere Muster stärker verbreitet. Das regionale Muster von Freiburg mit der späten Familiengründung ist von dem vergleichsweise hohen Anteil an hoch Qualifizierten bestimmt, das regionale Muster in Freiburg Umland, das einen höheren Anteil an Familien mit mehr als zwei Kindern aufweist, kann auf den höheren Anteil an gut Verdienenden zurückgeführt werden. In Gelsenkirchen mit dem höheren Anteil an niedrig qualifizierten Männern schlägt in dem Familienprofil gerade das durch, was für die niedrig qualifizierten Männer mit niedrigem Einkommen charakteristisch ist: Mehr Männer haben keine Kinder und keine Partnerin. In Leipzig trägt diese Erklärung am wenigsten, denn dort ist neben dem Bildungs- und Einkommensprofil der Region die Ost-Tradition zu diskutieren, die einen Teil der Stichprobe von „männer leben“ noch prägt.³⁷

³⁷ Die Sonderrolle von Leipzig wird ausführlich in den Kapiteln 4 und 5.2.1 betrachtet.



Diese Bedeutung des Einkommens für die Familiengründung ist aber erst unter einer Voraussetzung plausibel: Es muss die Vorstellung existieren, der Mann solle als Hauptnährer für das Auskommen der Familie sorgen, während die Frau ihre Erwerbstätigkeit zumindest reduziert und so das zweite Einkommen wegfällt oder gemindert wird. Dies ist aber kein Argument eines sozialstrukturellen Effektes, sondern betrifft soziokulturelle Traditionen.

3.4 SOZIOKULTURELLE „FAMILIENKULTUREN“ UND IHRE BEDEUTUNG FÜR FAMILIENMUSTER IN DEN REGIONEN

Wenn es um Familienmuster geht, ist der wichtigste soziokulturelle Aspekt das verbreitete Verständnis von den Geschlechterbeziehungen und von den Rollen von Frau und Mann in der Familie. In der Studie „männer leben“ haben wir nach der Zuständigkeit für den Haushalt und für die Versorgung der Kinder gefragt³⁸ und die Einstellungen zur Erwerbstätigkeit der Frau und zur Reduzierung der Erwerbstätigkeit des Mannes, wenn kleine Kinder da sind, erhoben (s. hierzu auch die Auswertung speziell für Akademiker und Akademikerinnen in Kapitel 6). Die Antworten auf diese Fragen können als Indikatoren für spezifische „Geschlechter- und Familienkulturen“ genommen werden. Für soziokulturelle Einstellungen zur Familie kann auch die Akzeptanz ungewollter Schwangerschaften herangezogen werden.

HAUSHALTSBETEILIGUNG DES MANNES UND ERWERBSTÄTIGKEIT DER FRAU

Wenn in diesem Absatz von „Kindern“ die Rede ist, dann bezieht sich dies auf gemeinsame Kinder mit der aktuellen Partnerin. In Leipzig, so lässt sich das Ergebnis vorwegnehmen, herrschen egalitäre Vorstellungen, was die Zuständigkeiten im Haushalt und die Erwerbstätigkeit der Partnerin angeht, als in den West-Regionen. Allgemein, auch in Leipzig, hängt die Zuständigkeit für den Haushalt davon ab, ob Kinder vorhanden sind: So wurde in Partnerschaften mit Kindern die Partnerin häufiger als „eher Zuständige“ benannt und entsprechend seltener waren „eher beide gleichermaßen zuständig“ als in Partnerschaften ohne Kinder. Diese Verschiebungen hin zu einem konventionellen Muster der Aufgabenteilung nach der Geburt des ersten Kindes wird auch als „Traditionalisierungsschub“ bezeichnet.

Der egalitäre Trend ist jedoch in Leipzig wesentlich deutlicher bzw. der Traditionalisierungsschub schwächer ausgeprägt. Wenn nämlich Kinder vorhanden sind, berichten immer noch 43 % der Leipziger Männer von einer Zuständigkeit von „eher beiden

38 Gefragt wurde: „Wer ist eher zuständig für den Haushalt?“ Wenn Kinder vorhanden waren, wurde hinzugezogen: „... und für die Kinder?“ Kategorisiert wurde nach „der Partnerin“, „dem Befragten selbst“, „beiden gleichermaßen“.

gleichermaßen“ – die entsprechenden Werte liegen für Gelsenkirchen und Freiburg bei jeweils etwa 23 % und die Männer aus dem Freiburger Umland antworten noch etwas konventioneller (16 %; s. Tabelle 3-5). In den West-Regionen ist bei 73 % (Gelsenkirchen) bis 81 % (Freiburg Umland) die Partnerin eher zuständig; in Leipzig sind es nur 53 %.

Zu der ostspezifisch stärker egalitären Tradition in Leipzig gehört, dass hier die Partnerinnen, falls gemeinsame Kinder vorhanden sind, häufiger mehr als halbtags erwerbstätig sind. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Leipziger Männer schon jünger eine Familie gegründet haben und ihre Kinder zum Befragungszeitpunkt im Durchschnitt schon älter sind als die Kinder der Männer in den West-Regionen.

TABELLE 3-5: **ZUSTÄNDIGKEIT FÜR HAUSHALT UND KINDER UND ERWERBSTÄTIGKEIT DER PARTNER IM REGIONENVERGLEICH** (ANGABEN IN %)

	Gelsen- kirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig
<i>Teilstichprobe:</i> keine gem. Kinder vorhan- den, eher beide gemeinsam für den Haushalt zuständig	<i>n</i> = 86 41,9	<i>n</i> = 48 41,7	<i>n</i> = 48 52,1	<i>n</i> = 80 57,5
<i>Teilstichprobe:</i> gem. Kinder vorhanden, eher beide gemeinsam für den Haushalt und die Kinder zuständig*	<i>n</i> = 256 23,4	<i>n</i> = 207 15,5	<i>n</i> = 149 22,8	<i>n</i> = 255 43,1
<i>Teilstichprobe:</i> gem. Kinder vorhanden, Partnerin mehr als halbtags erwerbstätig*	<i>n</i> = 256 19,1	<i>n</i> = 207 20,3	<i>n</i> = 151 23,8	<i>n</i> = 258 67,8
Einstellung: Der Mann soll seine Berufs- tätigkeit reduzieren, wenn Kinder kommen.*	<i>n</i> = 447 28,4	<i>n</i> = 299 32,4	<i>n</i> = 301 50,2	<i>n</i> = 448 31,0

* = signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Freiburg gilt als Stadt der „alternativen Lebensformen“ – das trifft aber vor allem auf die Einstellungen und die Praxis zu, solange keine Kinder da sind: In Freiburg bejaht jeder zweite Mann die Frage, ob ein Mann seine Berufstätigkeit reduzieren soll, wenn Kinder kommen. In den anderen Regionen ist das weniger als ein Drittel.



Diese Einstellung stimmt aber wenig mit der Praxis überein, wenn Kinder da sind. Die Zuständigkeitsverteilung ist dann nämlich erstaunlich konventionell: Die gemeinsame Zuständigkeit für den Haushalt und die Kinder ist so verbreitet wie in Gelsenkirchen und die Partnerin ist nur geringfügig häufiger mehr als halbtags erwerbstätig verglichen mit den anderen beiden West-Regionen. Und de facto arbeiten die Freiburger Männer mit Kindern mehr als diejenigen ohne Kinder. Der Unterschied in der Zuständigkeitsverteilung zwischen Männern mit und Männern ohne Kinder fällt in Freiburg am drastischsten aus. Was soziokulturelle Traditionen angeht, sehen wir hier eine nicht konventionelle Einstellung, die aber weitgehend in eine konventionelle Praxis mündet.

AKZEPTANZ UNGEWOLLTER SCHWANGERSCHAFTEN

Die Häufigkeit und die biografischen Zeitpunkte von Schwangerschaftsabbrüchen, aber auch der Anteil ausgetragener ungewollter Schwangerschaften sind Indikatoren dafür, ob die regionale Tradition Züge einer „Akzeptanzkultur“ (s. Kapitel 8.3) trägt oder nicht. In Gelsenkirchen und im Freiburger Umland wurden kaum Schwangerschaftsabbrüche berichtet (s. Tabelle 3-3). In diesen beiden Regionen antworteten die kinderlosen Männer auf die hypothetische Frage „Wenn eine bzw. Ihre Partnerin jetzt ungewollt von Ihnen schwanger werden würde: Was würden Sie ihr raten?“³⁹ zu 89 % (Gelsenkirchen) und zu 94 % (Freiburg Umland) „Das Kind bekommen und behalten“. In Leipzig wählten 81 % diese Antwort, in Freiburg 77 %. Die Antwort „Das Kind bekommen und behalten“ wird insgesamt häufiger bei einem niedrigen Einkommen genannt.

Unterschiede zwischen Freiburg Umland und Gelsenkirchen betreffen die tatsächliche Akzeptanz einer ungewollten Schwangerschaft. In Freiburg Umland wurden 91 % der ungewollten Schwangerschaften, in Gelsenkirchen nur 68 % akzeptiert und ausgetragen.

³⁹ Antwortkategorien: das Kind bekommen und behalten/das Kind bekommen und zur Adoption frei geben/vielleicht die Schwangerschaft abbrechen lassen/sicherlich die Schwangerschaft abbrechen lassen.

TABELLE 3-6: AKZEPTANZ ODER ABRUCH NICHT GEWOLLTER SCHWANGERSCHAFTEN NACH REGION (ANGABEN IN %)

Region*	Gelsenkirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig	Gesamt
	<i>n</i> = 44	<i>n</i> = 44	<i>n</i> = 73	<i>n</i> = 127	<i>n</i> = 288
Abbruch	31,8	9,1	49,3	49,6	40,6
Geburt	68,2	90,9	50,7	50,4	59,4

* = signifikante Unterschiede zwischen den Regionen

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Die qualitativen Interviews liefern uns das Bild einer „Akzeptanzkultur“ insbesondere im Freiburger Umland und in Gelsenkirchen. Familien-„Planung“ besteht darin, erst gewisse verlässliche Rahmenbedingungen für das Aufwachsen von Kindern zu schaffen, was mit einem Geburtenaufschub einhergehen kann. Schwangerschaften, die dann eintreten, aber auch „unzeitige“ Schwangerschaften werden akzeptiert („Wenn’s passiert, passiert’s“). Auch in Leipzig gibt bzw. gab es eine Art „Akzeptanzkultur“, die sich aber vor allem auf das Austragen einer ungewollten ersten Schwangerschaft bezog, während dritte und vierte Kinder weniger akzeptiert wurden.

SOZIOKULTURELLE ORIENTIERUNGEN IN DEN EINZELNEN REGIONEN – EIN QUALITATIVER ZUGANG

Die qualitativen Interviews der Studie können herangezogen werden, um dominierende soziokulturelle Orientierungen herauszuarbeiten.

GELSENKIRCHEN

In den Erzählungen der Männer in Gelsenkirchen ist eine Ruhrgebiets- und Arbeitertradition (noch) präsent, wie der häufige Einstieg in das qualitative Interview mit einem Rekurs auf eine berufliche Tradition zeigt – in der Art: „*Ich bin der Sohn eines Bergmanns.*“ Diese kollektive Tradierung hängt in den qualitativen Interviews mit einer geringen räumlichen Mobilität der Befragten zusammen⁴⁰ und ist möglicherweise nicht auf alle Städte des Ruhrgebiets übertragbar. Quer durch die Unterschied-

⁴⁰ Sie zogen nach der Familiengründung oder bei späteren Umzügen höchstens in ein nahe liegendes anderes Stadtviertel, vgl. NAUCK 1995: 96.



lichkeit der Erzählungen und im Vergleich mit den Interviews aus den anderen Regionen lassen sich weitere Besonderheiten erkennen: Das Eltern und Schwiegereltern einbeziehende Familiennetz wird (begünstigt durch die geringe räumliche Mobilität) positiv als Unterstützung (z. B. bei der Arbeitssuche) im Sinne eines Familienzusammenhalts erwähnt – für die Älteren vor dem Hintergrund des Aufwachsens unter Armutbedingungen und für die Jüngeren vor dem Hintergrund der ökonomischen Krisen. Kinder werden geschätzt, die Zukunft der Kinder ist ein wichtiges Thema und wird als gemeinsame Verantwortung von Frau und Mann gesehen. In diesem Zusammenhang zeigt sich auch das Motiv der „Kapitalbildung“: Kinder sind selbstverständlich, aber es muss für sie gesorgt werden: *„Zu dem Zeitpunkt waren wir beide arbeiten. Dann haben wir beide gesagt, jetzt haben wir finanziell genug, um das Kind groß zu kriegen, abzusichern. Dann hat wer halt die Pille abgesetzt“* (2-J/N-37). Dass die Frau ihre Erwerbstätigkeit reduzieren soll, wenn Kinder klein sind, wird dann jedoch damit begründet, dass es wichtiger sei, dass die Kinder „gut behütet“ aufwachsen, als etwas mehr Geld in der Familienkasse zu haben. Gegen Kinder spricht ebenfalls die Sorge um deren ungewisse Zukunft.

FREIBURG UMLAND

Das Freiburger Umland ist ein überwiegend katholisch-ländlicher Raum, für den das in der Sozialraumanalyse beschriebene „ländliche“ Muster mit einer starken, kollektiven Einbindung in die örtliche Gemeinschaft zutrifft. Die Vorstellungen von den Geschlechterbeziehungen sind in der Regel konventionell und Männer sehen sich selbstverständlich als Haupternährer der Familie mit einer mehr oder weniger deutlichen Vorstellung von getrennten Berufs-Männerwelten und der häuslichen Frauenwelt. Die materielle Grundlage spielt eine Rolle, auch der Bau eines Hauses, das Florieren des Betriebes, das Schaffen von Werten, das anständige Aufziehen von Kindern. Dieses Muster äußert sich in den biografischen Zielvorstellungen der Männer: *„Ja also mer het im Prinzip alles erreicht, bevor mer 30 isch. Mer het e gute Ausbildung genosse, mer hat geheiratet, an und für sich der Wunschpartner ne, hat alles funktioniert, zwei Kinder dann, au no 's Paar, also Mädle und Bub, einwandfrei geklappt und dann het mer des alles im Lot ghabt“* (4-A/M-94). Aufgrund der konservativen Einstellung und der günstigen Rahmenbedingungen mit der Möglichkeit, auch tatsächlich eine Familie zu ernähren, ist die Kultur, Kinder zu akzeptieren, wenn sie kommen, und bei einer ungewollten ersten Schwangerschaft eben zu heiraten, hoch. Allerdings wird in vielen Interviews auch das nahe liegende Freiburg als Vergleich benannt und die Verantwortung für Kinder in einen Kontrast zu einem ungebundenen Leben ohne Kinder gestellt.

FREIBURG

In der Universitätsstadt Freiburg sind die Erzählungen der hoch qualifizierten Männer stärker individualisiert. Dass Kinder nicht mehr selbstverständlich sind, gilt aber nicht nur für sie, denn auch die Erzählungen der niedrig qualifizierten Männer zeigen

nicht mehr die Akzeptanz von Kindern, wie sie im Freiburger Umland zu finden ist. Kinder sind bedeutsam, aber statt einer Akzeptanzkultur dominiert in der Kinderfrage eine Diskurskultur nach dem Motto: Alles wird schwieriger, aber wir reden darüber.⁴¹ Thema ist vor allem die eigene berufliche Entwicklung; das größere Familiensystem als Unterstützung wird kaum erwähnt. Die Kinderfrage wurde in den Partnerschaften Gegenstand von Aushandlungen:

„Im konkreten Fall war jetzt unser erstes Kind nicht geplant so nach dem Motto: Wir wollen genau jetzt ein Kind bekommen. Es ist dann passiert und hat uns natürlich in dem ersten Moment auch erschrocken, sag ich mal. (...) Aber es war bei mir persönlich war es eigentlich von vornherein klar, dass ich das Kind will, auch wenn wir nicht verheiratet sind, und wir waren grad da in der Beziehung in einer Phase, die nicht ganz so einfach war. Also von daher war es wahrscheinlich für die Seite meiner Freundin nicht ganz so einfach, aber trotzdem kann ich sagen, dass auch von ihrer Seite aus relativ schnell klar war: Okay, das ist unser Kind und das wollen wir und das kriegen wir. Und das Kind haben wir dann eben 1994 in einer Hausgeburt hier in dieser Wohnung bekommen“ (3-J/M-67).

LEIPZIG

In Leipzig wird in den Erzählungen (noch) auf die Einbindung in die Ost-Tradition Bezug genommen, in der sowohl der Einbezug der Frauen in das Erwerbsleben als auch Kinder selbstverständlich waren (s. auch Kapitel 4). Die Interviews mit den Älteren zeigen die in der DDR geringen Aufstiegs-, Konsum- und Individualisierungsmöglichkeiten, eine stärkere Orientierung an kollektiv geteilten Normalitätsvorstellungen sowie einen Pragmatismus der Alltagsbewältigung statt einer Diskursivierung und Problematisierung des Alltags. Von Frauen wird meist in einer egalitäreren Art und Weise gesprochen, indem ihnen gleiche Rechte zugestanden werden und keine klare Aufteilung in eine Männer- und eine Frauenwelt konstruiert wird. In besonderer Weise drücken sich die Befragten in den Erzählungen so aus, dass sie Frauen reproduktive Entscheidungen überließen und ihre Entscheidungen akzeptierten („Zugestehen einer reproduktiven Autonomie“). Hintergrund ist hier die Zuständigkeit von Frauen für Kinder (über die Betreuung der Kinder in staatlichen Betreuungseinrichtungen hinaus), die Frauen trotz ihrer Einbindung in die Erwerbsarbeit zukam. Das Selbstverständnis als Hauptnährer ist vorhanden, aber wenig vordringlich. *„Ich hab mich gefreut, Vater zu werden. Des Alter hatt ich mit 24, du bist kein 18-jähriger Rotzschimmel nich mehr, da haste än bisserl mehr vom Leben gesehen. Wir hatten beide Arbeit, wenn wir auch nich viel verdient haben“ (1-M/M-17).* Offener als in den West-Regionen werden auch die unterschiedlichen

⁴¹ Zu dieser „Diskurskultur“ s. auch ausführlicher die Kapitel 6 und 8.4.2

Möglichkeiten, Familie zu leben – verheiratet oder nicht verheiratet, zusammenlebend oder nicht zusammenlebend –, behandelt.

DER EINFLUSS AUF DIE FAMILIENMUSTER

Die „weichen Faktoren“ der soziokulturellen Traditionen und Orientierungen erweisen sich als eigene Einflussfaktoren oder als zwischen der ökonomischen Situation und dem Familienmuster vermittelnde Größe.

Die Arbeitertradition in **Gelsenkirchen** zeigt, dass die Vorstellung eines pragmatischen Familienzusammenhalts auch und gerade in wirtschaftlich schlechten Zeiten eine Bedeutung haben und das Familienmuster beeinflussen kann. Familie bleibt bedeutsam, die Ehe ein wichtiger Bezugspunkt, daher wird auch geheiratet. Aber die Sorge um die Zukunft kann zu einem Aufschub der ersten Geburt und zu einer Begrenzung der Kinderzahl führen. Im **Freiburger Umland** finden wir eine ausgeprägte und in der sozialen Struktur gelebte Familienorientierung und Akzeptanzkultur, die die hohe Geburtenrate erklären können. Die konservative Familienvorstellung ist bei den Befragten kein Hindernisgrund, ein Kind oder auch mehrere Kinder zu bekommen, denn die „Hürden“ zur Familie sind nicht hoch. In **Freiburg** prägt die individualisierte Diskurskultur das Familienmuster: Dabei müssen diejenigen Paare, die Kinder haben möchten, sich mit dem Widerspruch zwischen dem Anspruch auf egalitäre Aufgabenteilung bei der Versorgung von Kindern und der Wirklichkeit des „Traditionalisierungsschubs“ nach der Geburt der Kinder auseinander setzen. In **Leipzig** wird das Familienmuster durch das egalitäre Partnerschaftsmuster und die kollektiv verankerte sozialistische Familienorientierung mit der Selbstverständlichkeit auch einer frühen Familiengründung geprägt. Die Veränderungen nach der Wende lassen sich interpretieren als das Aufeinandertreffen der „alten“ Orientierungen und der „neuen“ strukturellen Bedingungen (s. Kapitel 4.3). Hier kann der hohe Anteil an Männern, die mit der Heirat eine nichteheliche Schwangerschaft oder ihr nichtehelich geborenes Kind „legitimieren“, auf die über die Wende hinaus anhaltende traditionelle Akzeptanz nichtehelicher Lebensformen, die sich unter den strukturellen Lebensbedingungen der DDR entwickelt hat, zurückgeführt werden.

3.5 DISKUSSION

Beide Aspekte, die strukturellen Bedingungen ebenso wie die Orientierungen, haben jeweils eine eigene Erklärungskraft. Die Ausführungen zeigen aber auch, dass es wenig sinnvoll ist, beide Aspekte zu trennen und gegeneinander auszuspielen. Die Orientierungen spielen eine Rolle vor dem Hintergrund der sozialstrukturellen Besonderheiten, ebenso wie umgekehrt die sozialstrukturellen Besonderheiten vermittelt über die Orientierungen wirksam werden.

In **Gelsenkirchen** finden wir bei über 39-jährigen Männern die niedrigste durchschnittliche Kinderzahl. Der Strukturwandel mit seinen wirtschaftlichen Problemen wie Arbeitslosigkeit trifft hier – zusammen mit einem niedrigen Bildungs- und Einkommensniveau – auf eine Familienkultur, die ihre Wurzeln in der Arbeitertradition hat. In dieser Tradition hat Familie (noch) eine hohe Bedeutung als solidarisches Unterstützungssystem, bedeutet aber auch für den Mann Verantwortung im Sinne der Haupternährerrolle. Die Männer im **Freiburger Umland** verfügen über ein höheres Einkommen und hatten so, anders als die Gelsenkirchener Männer, keine Schwierigkeiten, ihre Familienorientierung, die mit einer Einbindung in ein (katholisch-) ländliches Milieu einhergeht, umzusetzen. In **Freiburg** dominiert die Gruppe der hoch Qualifizierten, die Passungsprobleme bei der Abstimmung mit den Lebensplänen der Partnerin hat und die erst den Weg bis zu einer Position mit einem guten Einkommen gehen muss, bis eine Familie gegründet wird. Die Rahmenbedingungen, was Bildung und Einkommen angeht, aber auch die moderaten Auswirkungen des Strukturwandels in dieser Dienstleistungsstadt sind günstig für eine (späte) Familiengründung, auch dann, wenn Familie nicht mehr als Unterstützungszusammenhang erfahren wird. **Leipzig** befindet sich sowohl in einem wirtschaftlich-strukturellen als auch einem familienkulturellen Transformationsprozess. Die Ost-Tradition z. B. der frühen Familiengründung schwächt sich ab und auch im Osten wird die Geburt des ersten Kindes aufgeschoben.

Dass in den West-Regionen Geburten aufgeschoben werden, solange der Mann sich in der Ausbildung befindet, liegt nicht an dem Faktor „fehlendes Einkommen“ per se, sondern an dem fehlenden Einkommen vor dem Hintergrund einer konservativen Familientradition, die den Mann als Haupternährer fordert. Und in Gelsenkirchen kann der Aufschub der ersten Geburt nach der Heirat nicht nur mit einer konservativen Einstellung – erst Heirat, dann Kind – als soziokulturellem Faktor zusammenhängen, sondern auch mit dem strukturellen Faktor des niedrigen Einkommensniveaus, das erfordert, erst über die Arbeit beider Partner eine materielle Basis für Kinder zu schaffen. Die Akzeptanz nichtehelicher Lebensformen in Leipzig ist auch ein Beispiel dafür, wie sich soziokulturelle Traditionen unter spezifischen strukturellen Bedingungen entwickeln, dann aber den Wandel dieser Bedingungen überdauern.

Der Einbezug dieser Faktoren hilft, die Vermittlung der strukturellen Faktoren auf die Handlungsebenen zu erfassen und zu erklären, warum sich in unterschiedlichen Regionen trotz ähnlicher sozialstruktureller Aspekte unterschiedliche Familienmuster herausbilden. Das Beispiel der Wende in Leipzig zeigt, dass die Orientierungen nicht nur Realitäten schaffen, wenn sie anleiten, wie die befragten Männer die strukturellen Bedingungen wahrnehmen, bewerten und Familienplanung angehen, sondern dass die Traditionen ihrerseits von den sozialen Bedingungen bestimmt sind und sich mit ihnen verändern.

Welche Prognosen können wir aus dem Material gewinnen? Die weitere Entwicklung ist komplex und kann hier nur angerissen werden. Nach den Ergebnissen der vorherigen Abschnitte hängt die Prognose von der regionalen Entwicklung im Bildungs- und Einkommenssektor ab, aber auch von der Stabilität der regionalen Kulturen.

- Für **Gelsenkirchen** lässt sich prognostizieren, dass das hohe Maß an Arbeitslosigkeit es erschwert⁴², die ökonomische Basis für eine Familie und für die Zukunft der Kinder zu schaffen. Als Folge sehen wir einen anhaltend hohen Anteil an Singles und Kinderlosen, einen Aufschub der Geburt des ersten Kindes und die Beschränkung auf ein Kind (Trend zur Einkindfamilie). Möglicherweise wird dies im Laufe der Zeit Rückwirkungen auf die regionale „Familienkultur“ haben.
- Das **Freiburger Umland** ist vom Strukturwandel weitgehend verschont und gilt zudem als wachsende Region. Solange diese günstigen Bedingungen anhalten, spricht nichts für einen Wandel des Familienmusters (Trend weder zur Einkindfamilie noch zur Polarisierung „entweder kein Kind oder mehr Kinder“).
- Die Prognose für **Freiburg** macht sich weniger an dem (moderaten) Strukturwandel fest, sondern an der weiteren Entwicklung der Widersprüche zwischen einem individualisierten Lebensstil und einer Familiengründung. Vorherzusagen ist eher ein weiterer Aufschub der ersten Vaterschaft (Trend zur Polarisierung).
- In **Leipzig** ist die weitere Entwicklung offen. Nach wie vor bleiben aber die egalitäreren Einstellungen, z. B. zur Erwerbstätigkeit der Partnerin, und die Akzeptanz unterschiedlicher Formen, Familie zu leben, über die Wende hinaus relativ stabil. Viel wird hier von der weiteren strukturellen Entwicklung im Bildungs- und Einkommensbereich abhängen.

Soziokulturelle und sozialstrukturelle Erklärungen können in den Regionen unterschiedliches Gewicht haben und Hand in Hand gehen. Diese Wechselwirkungen zwischen strukturellen Bedingungen und Orientierungen sind ein guter Ausgangspunkt, um komplexen sozialen Wandel der Familienplanung in den Regionen zu erfassen: Familiengründung oder ihr Aufschub bzw. ihr Ausbleiben ist aus der Perspektive der handelnden Männer und Frauen ein Versuch, das Leben unter den Bedingungen des strukturellen Wandels und unter Rückgriff auf die „Familienkultur“, in der sie leben, zu gestalten.

⁴² Arbeitslose sind in der Studie „männer leben“ unterrepräsentiert; die amtlichen Daten geben hier eine bessere Auskunft; s. Tabelle 3-2 und Fußnote 27.

4 DIE BIOGRAFISCHE PASSUNG DER FAMILIENGRÜNDUNG: WANDEL IM WESTEN – WENDE IM OSTEN

Der soziale Wandel der Familie und der privaten Lebensführung, der seit Anfang der 70er Jahre in der alten Bundesrepublik und anderen westlichen Industriegesellschaften zu beobachten ist, wurde bereits vielfach beschrieben.⁴³ Im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse und veränderter Rahmenbedingungen (z. B. gestiegene Bildungschancen v.a. für Frauen) veränderten sich nicht nur die strukturellen Merkmale der privaten Lebensformen (z. B. Entkopplung von Ehe und Elternschaft und Abnahme ihrer Verbindlichkeit, Etablierung neuer Lebensformen wie der nichtehelichen Lebensgemeinschaft), sondern auch die zeitliche Lagerung (Timing) und die biografische Abfolge von Lebensphasen und -ereignissen innerhalb des familialen Lebenslaufs (s. hierzu auch Kapitel 5.2). Ein gut untersuchtes Beispiel ist der kontinuierliche Aufschub der Familiengründung bei Frauen, der – vor dem Hintergrund verlängerter Ausbildungsdauer und steigender Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen – vor allem auch auf die schwierige Vereinbarung von Beruf und Familie zurückgeführt wird.

Zwar werden auch für die DDR – bezogen auf die Entwicklung in den 80er Jahren – Pluralisierungs- und Individualisierungsprozesse für verschiedene Bereiche der privaten Lebensführung beschrieben, das Timing der ersten Elternschaft war dabei jedoch kaum von Wandlungstendenzen betroffen. Vor dem Hintergrund, dass der Staat die Familiengründung finanziell unterstützte und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie förderte, gründeten Frauen und Männer in den 70er und 80er Jahren gleich bleibend früh eine Familie. Mit der Wende als historischer Umbruchsituation hat sich dies in den neuen Bundesländern jedoch drastisch geändert. Als Reaktion auf die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die damit einhergehende biografische Verunsicherung kam es Anfang der 90er Jahre zu einem dramatischen Geburtenrückgang, der auch als „demografischer Schock“ bezeichnet wird.

Verschiedene Autoren verweisen darauf, dass der soziale Wandel der Familie nicht in allen sozialen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft gleichzeitig einsetzt, im gleichen Tempo und Umfang vollzogen wird und überall die gleiche Qualität hat. STROHMEIER und SCHULZE zeigten in ihrer Veröffentlichung von 1995 anhand einer sozialstrukturell differenzierteren Analyse der Lebensformen junger Erwachsener auf der Basis der Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) von 1984 und 1989 für die alten Bundesländer, dass der Aufschub, eventuell auch der Verzicht auf Elternschaft in den alten Bundesländern vor allem ein Phänomen der hoch Qualifizierten ist. Angehörige der Unterschicht gründen dagegen früher eine Familie. Und ebenfalls für die alten Bundesländer kommt HELFFERICH⁴⁴ zu dem Schluss, dass es in

⁴³ Vgl. SCHNEIDER 1994; STROHMEIER/SCHULZE 1995; SCHNEIDER ET AL. 1995

⁴⁴ Vgl. HELFFERICH 2000: 25 ff.

den 70er Jahren zuerst die höher qualifizierten Frauen der Mittel- und Oberschicht waren, die von den Errungenschaften der sexuellen Liberalisierung (z. B. der Pille) und der damit verbundenen Entkopplung von Ehe und Sexualität profitierten.

Im Folgenden wird es um den Wandel im familialen Lebenslauf von Männern in Leipzig und in den West-Regionen gehen. Bei den Auswertungen der standardisierten Daten wird das Alter bei bestimmten „Übergängen“, definiert durch das Erleben der ersten Heirat (Übergang in die Ehe) oder der ersten Geburt (Übergang in die Vaterschaft), ausgewertet und dabei werden Kohorten mit der Methode der KAPLAN-MEIER-Schätzungen miteinander verglichen. Während in herkömmlichen Verfahren zur Berechnung des durchschnittlichen Alters bei einem biografischen Übergang, z. B. bei der Geburt des ersten Kindes, (arithmetisches Mittel, Median) üblicherweise nur die Befragten eingeschlossen werden, die die Familiengründung bis zum Befragungszeitpunkt erlebt haben, für die also ein konkretes Alter angegeben werden kann, bietet diese Methode den Vorteil, dass auch diejenigen berücksichtigt werden, die bis zum Befragungszeitpunkt (noch) kinderlos sind. Diese Befragten gehen mit ihrem Alter zum Befragungszeitpunkt in die Analyse ein. Im Anhang B 1.7 wird das Verfahren mit weiteren Details dargestellt, hier soll nur eine „Leseanleitung“ gegeben werden.

Leseanleitung für die Grafiken mit Ergebnissen der KAPLAN-MEIER-Schätzung

Die Grafiken zeigen Kurvenverläufe⁴⁵ für die Dynamik biografischer Übergänge (hier vor allem: bei unterschiedlichen Altersgruppen). Jedem Punkt auf einer solchen Kurve ist eine Information bezogen auf das Alter (x-Achse) und bezogen auf einen Anteil derjenigen, die den Übergang vollzogen haben (y-Achse; die Werte hinter dem Komma geben den Anteil an, also z. B. 0,6 entspricht 60 %), zugeordnet. Jeder Punkt enthält also eine Aussage, welcher Prozentsatz der Gruppe zu einem bestimmten Zeitpunkt (Alter bzw. Zeitabstand) das betrachtete Ereignis erlebt hat: In dem Alter x haben y % der Gruppe das Ereignis erlebt und damit den Übergang, um den es geht, vollzogen, sind z. B. schon einmal Vater geworden. Die Differenz zwischen dieser Angabe für ein bestimmtes Alter und den vollen 100 % gibt umgekehrt an, wie viel Prozent der Gesamtgruppe das Ereignis nicht erlebt haben.

⁴⁵ Die Kurven werden auch „Survival-“ oder „Überlebenskurven“ genannt. In der Ereignisanalyse bezieht sich der statistische Fachbegriff „Überleben“ auf den zeitlichen Verbleib in einem definierten Zustand, z. B. kinderlos oder ledig sein, der durch das Ereignis Geburt des ersten Kindes oder Eheschließung beendet wird und in den neuen Zustand Vater/Mutter bzw. verheiratet sein mündet. Statistisch wird eine solche Zustandsänderung als Übergang von „0“ zu „1“ gefasst. Da Aussagen zur Wahrscheinlichkeit eines solchen Übergangs gemacht werden, wird auch der in der Statistik verankerte Begriff des „Risikos“ verwendet, der aber nichts mit Gefahren im umgangssprachlichen Sinn zu tun hat, sondern für die Übergangswahrscheinlichkeit steht.

Aussagekräftig ist auch die Flachheit oder Steile des Anstiegs im Kurvenverlauf: Ein steiler Anstieg bedeutet, dass in einem schmalen Zeitfenster viele den Übergang vollzogen haben und der Anteil derjenigen, die das Ereignis erlebt haben, schnell gestiegen ist. Der Verlauf der Kurve weiter rechts oder weiter links liefert Hinweise, ob in der Gruppe die Übergänge häufiger früher oder später im Leben vollzogen wurden. Eine Verschiebung nach rechts bedeutet verglichen mit einer weiter links verlaufenden Kurve einen Aufschub des Ereignisses. Wenn die Kurven abflachen, bedeutet dies, dass keine nennenswerten Zuwächse bezogen auf Befragte, die einen Übergang vollziehen, mehr zu erwarten sind.

Der Survival-Median gibt das Alter an, in dem die Hälfte **aller** Befragten⁴⁶ der entsprechenden Gruppe, für die die Kurve gebildet wurde, den Übergang vollzogen hat. Entsprechend geben das 25. und das 75. Perzentil das Alter wieder, in dem ein Viertel resp. drei Viertel aller Befragten das betreffende Ereignis erlebt haben.

4

4.1 DER AUFSCHUB DER FAMILIENGRÜNDUNG ALS TREND IN OST UND WEST – EIN KOHORTENVERGLEICH BEI MÄNNERN⁴⁷

Die Auswertungen in diesem Kapitel, die das Alter bei der ersten Vaterschaft in den Mittelpunkt stellen, können ergänzt werden um Ergebnisse in Kapitel 5.2.1, z. B. zu Kohortenunterschieden bei der ersten Heirat in Leipzig.

Abbildung 4-1 zeigt die Kurven für die West-Regionen und liefert folgende Aussagen:

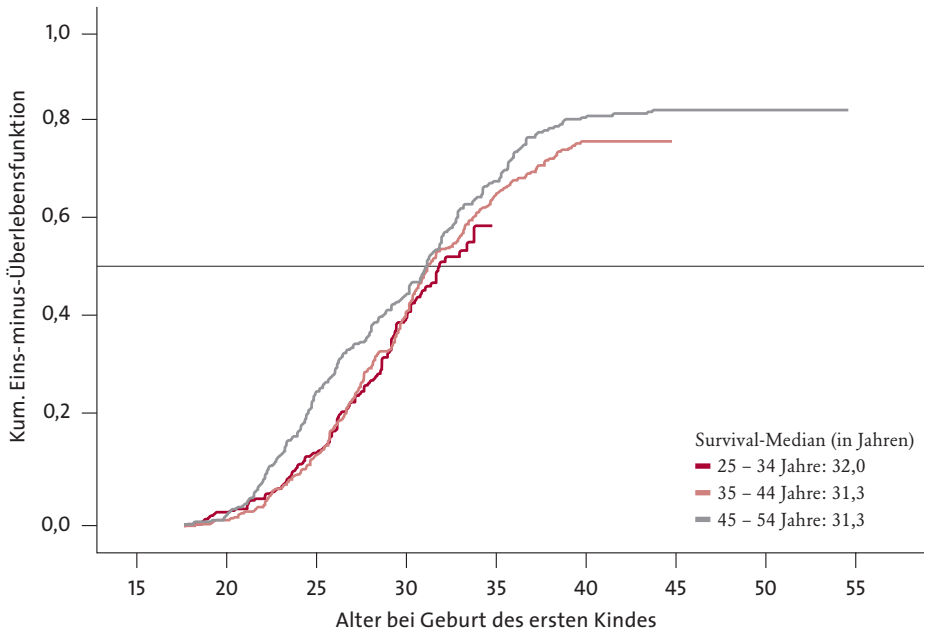
- Die beiden jüngeren Geburtskohorten haben etwas später mit der Familienbildung begonnen als die älteste. Bis zum Alter von 25 Jahren hatten ein Viertel der 45- bis 54-jährigen Befragten bereits ihr erstes Kind, bei den beiden jüngeren Kohorten wird dieser Anteil an Vätern erst zweieinhalb Jahre später, mit 27,5 Jahren, erreicht.
- Mit zunehmendem Alter gleicht sich die biografische Dynamik an und mit 31 bis 32 Jahren waren jeweils 50 % der Männer in allen drei Altersgruppen zum ersten Mal Vater geworden.

⁴⁶ Beim Übergang in die Vaterschaft heißt das: nicht die Hälfte aller Väter, sondern die Hälfte aller Männer, unabhängig davon, ob sie Kinder haben oder nicht.

⁴⁷ Bei dem vierstufigen Bildungsindikator (s. Kapitel 2.2) werden die drei niedrigeren Bildungsgruppen zusammengefasst und der höchsten Bildungsstufe (Akademiker) gegenübergestellt. Da innerhalb der drei West-Regionen jeweils keine signifikanten Regionenunterschiede auftreten, was Kohortendifferenzen angeht, und zudem eine ausreichende Stichprobengröße gewährleistet sein sollte, werden die West-Regionen zusammengefasst.

- Auch wenn knapp 60 % der jungen, 25- bis 34-jährigen Männer zum Befragungszeitpunkt (noch) kinderlos sind, gibt es keinen Hinweis darauf, dass sie ab einem Alter von etwa 32 Jahren die Familiengründung weiter aufschieben.

ABBILDUNG 4-1: **ÜBERGANG IN DIE VATERSCHAFT – KOHORTENUNTERSCHIEDE (WEST-REGIONEN)**

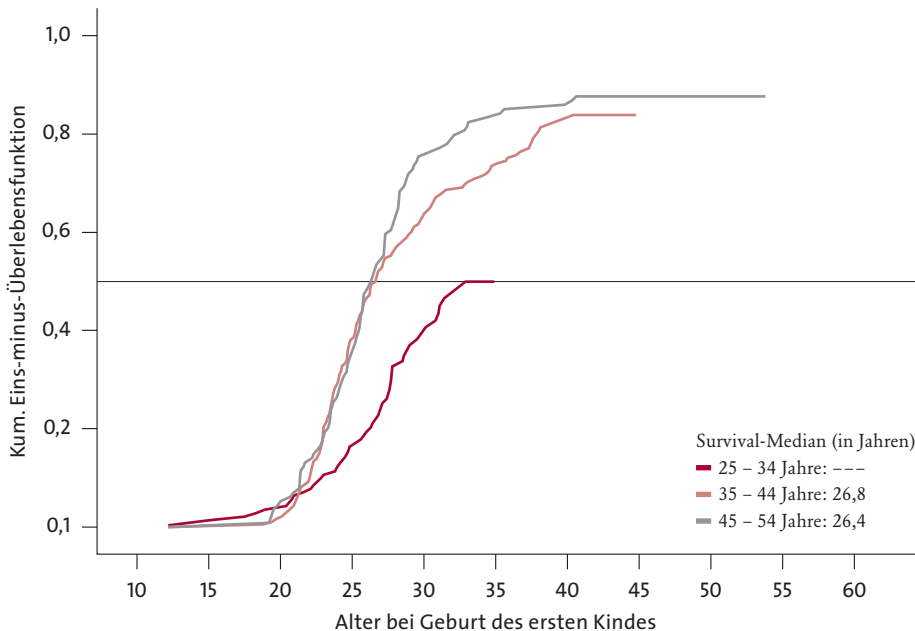


Während die Mitglieder der ältesten Kohorte zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung bereits zwischen 33 und 42 Jahre alt waren und somit zum großen Teil noch zu Zeiten der DDR eine Familie gegründet und die Familienbildung möglicherweise schon abgeschlossen hatten, waren die 35- bis 44-jährigen Befragten damals zwischen 23 und 32 Jahre alt. Daher lassen sich für Leipzig am Verlauf der Survivalkurven die Auswirkungen der Wende ablesen (s. Abbildung 4-2):

- Bis zum Alter von 23,7 Jahren hatten jeweils ein Viertel, drei Jahre später, im Alter von etwa 26,5 Jahren, jeweils die Hälfte der Männer in den beiden älteren Kohorten ihr erstes Kind.
- In dem vergleichbar engen biografischen Zeitfenster zwischen 23 und 26 Jahren haben viele Männer der ältesten Kohorten ihr erstes Kind bekommen.

- Für die zweitälteste Kohorte, die heute 35- bis 44-jährigen Befragten, lässt sich erst ab einem Alter von ca. 28 Jahren ein Aufschub der Familiengründung ablesen, verglichen mit der ältesten Kohorte.
- Diejenigen Männer der jüngsten Kohorte, die bis zur Wende noch keine Kinder hatten, haben die Geburt des ersten Kindes aufgrund der mit der Wende verknüpften Verunsicherung hinausgezögert (s. die jüngste Kohorte in Abschnitt 4.3.3).
- Am deutlichsten wird der Aufschub der ersten Vaterschaft bei den jüngeren, 25- bis 34-jährigen Männern, die bei der Wende erst zwischen 13 und 22 Jahre alt waren und meist noch vor der Familienphase standen. Zwar lässt sich der Altersmedian bei Geburt des ersten Kindes für die 25- bis 34-Jährigen aufgrund der hohen Zahl an (noch) kinderlosen Männern (knapp 60 %) nicht berechnen, der Kurvenverlauf lässt jedoch erwarten, dass er deutlich über 30 Jahre liegen wird und damit das Niveau der gleichaltrigen Befragten in den West-Regionen erreicht.

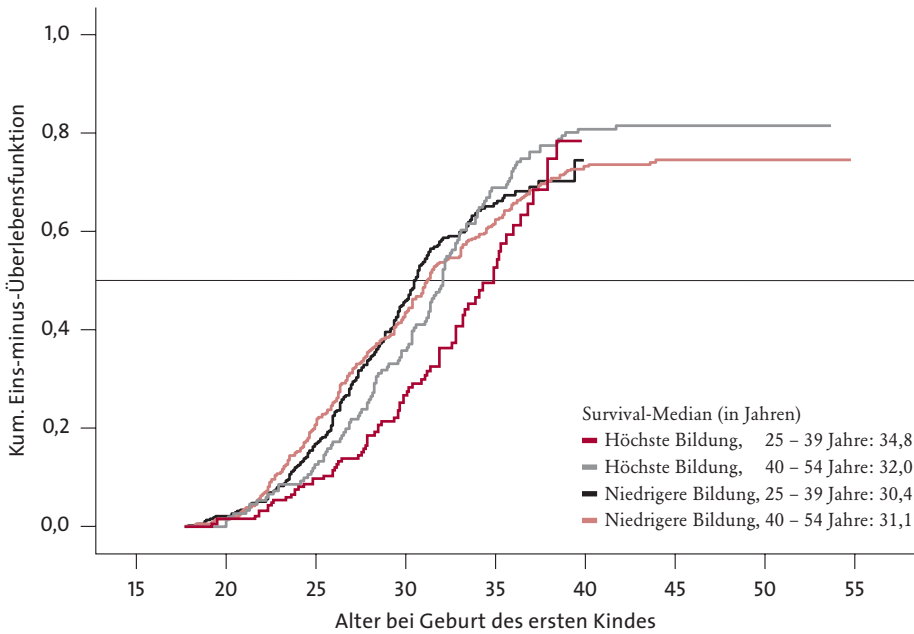
ABBILDUNG 4-2: ÜBERGANG IN DIE VATERSCHAFT – KOHORTENUNTERSCHIEDE (LEIPZIG)



Bei der zusätzlichen Differenzierung nach Bildung zeigen die Kurvenverläufe für die westlichen Erhebungsregionen (s. Abbildung 4-3) beim Vergleich der Männer mit und ohne (Fach-)Hochschulabschluss nach den Altersgruppen bis unter 40 Jahre sowie 40 Jahre und älter folgende Ergebnisse:

- Der für den Westen beschriebene Aufschub der ersten Vaterschaft wird in erster Linie von Akademikern, und zwar insbesondere von den jüngeren, 25- bis 39-jährigen Akademikern, getragen. Während die Hälfte von ihnen mit 34,8 Jahren ihr erstes Kind hatte, war dies bei den über 39-jährigen Akademikern bereits mit 32 Jahren der Fall.
- Für Männer mit niedrigerer Bildung lässt sich kaum ein Kohortenunterschied bezüglich des Alters bei der Familiengründung feststellen, wobei der Survival-Median für die jüngeren Männer mit 30,4 Jahren sogar etwas niedriger liegt als bei den über 39-jährigen mit 31,1 Jahren.
- Die älteren Akademiker sind mit 19 % deutlich seltener kinderlos als die gleichaltrigen Befragten mit niedrigeren Bildungsqualifikationen (26 %). Bei den jüngeren Akademikern deutet sich – ab einem Alter von etwa 37 Jahren – eine ähnliche Entwicklung an. Fazit ist, dass hoch qualifizierte Männer die erste Vaterschaft zwar deutlich aufschieben, ab einem Alter von Mitte 30 aber deutlich „aufholen“ und sogar häufiger eine Familie gründen, als dies bei niedriger qualifizierten Befragten in diesem Alter der Fall ist.

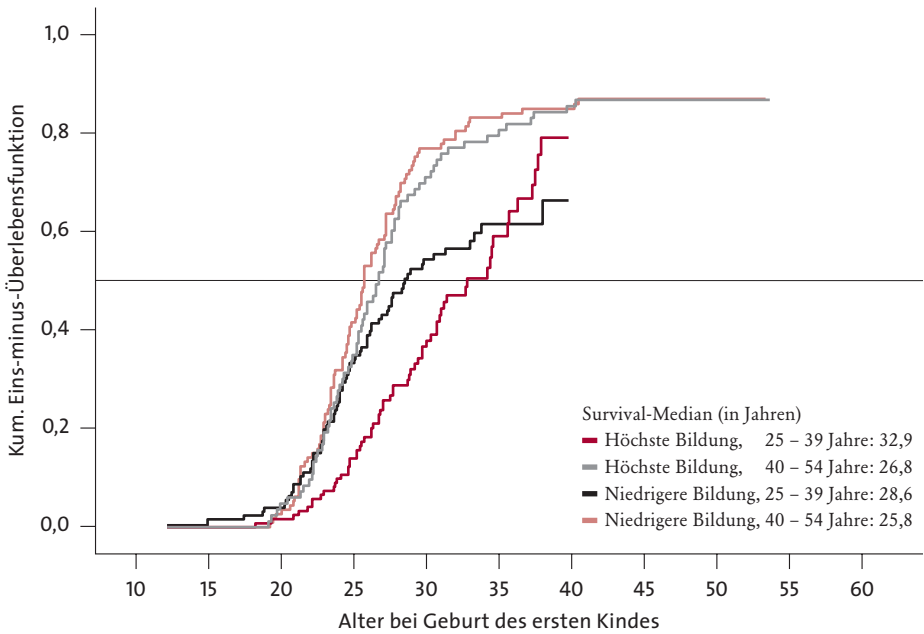
ABBILDUNG 4-3: ÜBERGANG IN DIE VATERSCHAFT NACH BILDUNG UND ALTER (WEST-REGIONEN)



Die Kurven, differenziert nach Bildung und Alter, für den Osten (s. Abbildung 4-4) zeigen:

- Der Survival-Median für die Geburt des ersten Kindes fällt bei den über 39-jährigen Akademikern in Leipzig mit 26,8 Jahren nur ein Jahr höher aus als bei den gleichaltrigen Befragten mit niedrigerer Bildung und die biografische Dynamik ist nahezu deckungsgleich: Bildung als Differenzierungsmerkmal spielt hier kaum eine Rolle.
- Bei den jüngeren, den unter 40-jährigen Befragten schieben sowohl die hoch als auch die niedriger qualifizierten die Familiengründung deutlich auf, was sich als Folge der mit der Wende verbundenen Veränderungen und Verunsicherungen interpretieren lässt.
- Allerdings fällt dieses Hinauszögern der ersten Vaterschaft bei den hoch Qualifizierten wesentlich drastischer aus als bei den Männern mit niedrigeren Bildungsqualifikationen. Mit 32,9 Jahren gründen jüngere Akademiker 6,1 Jahre später eine Familie als die 40- bis 54-jährigen Befragten mit gleich hoher Bildung. Demgegenüber bekommen die jüngeren Männer mit niedrigeren Qualifikationen ihr erstes Kind „nur“ 2,8 Jahre später als die über 39-jährigen Befragten mit niedrigerer Bildung.

ABBILDUNG 4-4: ÜBERGANG IN DIE VATERSCHAFT NACH BILDUNG UND ALTER (LEIPZIG)



Da das Alter bei der ersten Vaterschaft bei den jüngeren Befragten im Osten, und hier insbesondere bei den Akademikern, deutlich angestiegen ist und der Anteil an kinderlosen Männern unter den 25- bis 39-Jährigen mit 45 % genauso hoch ist wie bei den gleichaltrigen Befragten im Westen, kann insgesamt von einer Annäherung an die Verhältnisse im Westen gesprochen werden. Inwieweit dieser Aufschub der Familiengründung auch zu einem Anstieg der dauerhaft kinderlosen Männer im Osten führt, bleibt abzuwarten. Hervorzuheben ist aber auch, dass sowohl die hoch als auch die niedriger Qualifizierten ihr erstes Kind immer noch knapp zwei Jahre früher bekommen als die entsprechenden Gruppen im Westen. KREYENFELD und HUININK bezeichnen dieses Ergebnis insbesondere vor dem Hintergrund der Diskussionen zur ostdeutschen „Fertilitätskrise“ als beachtlich.⁴⁸

⁴⁸ Vgl. KREYENFELD/HUININK 2003: 62

4.2 DER GEBURTENRÜCKGANG ALS WENDE EINER REPRODUKTIVEN KULTUR⁴⁹ – EINE REKONSTRUKTIVE ANALYSE

Der Wandel von Familienformen und von Mustern der Familiengründung und -erweiterung geht als sozialer Wandel stets mit der Veränderung von gesellschaftlichen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen einher. Insofern ist der Blick auf Ostdeutschland von exemplarischem Interesse, denn hier kann vor dem Hintergrund der Wiedervereinigung der Einfluss gesellschaftlicher Rahmenbedingungen und ihrer Veränderungen auf die reproduktive Biografieplanung von Männern (und Frauen) empirisch fokussiert werden: Die Wende hat zu einem abrupten Rückgang sowohl der Geburten- als auch der Scheidungsrate geführt. Und wie der Transformationsprozess der Wiedervereinigung sich im Weiteren auf die reproduktiven Biografieverläufe auswirkt bzw. ausgewirkt hat, ist immer noch Gegenstand familiensoziologischer Forschung.⁵⁰ Die Interviews, die in der Erhebungsregion Leipzig geführt wurden, geben Aufschluss darüber, wie die befragten Männer die Wende subjektiv deuten, wie also das historische Ereignis der Wende über diese Deutung das individuelle Familienplanungsverhalten bestimmt.

In elf von insgesamt 26 der Leipziger Interviews wird die Wende ausführlich angesprochen und in einen direkten Zusammenhang mit der eigenen reproduktiven Lebensplanung der Befragten gebracht. Hierbei ließen sich insgesamt drei zentrale Motive⁵¹ rekonstruieren, die die Wende als einen Wandel einer aufgrund kollektiver Regelungen geradezu normativ gültigen reproduktiven Lebensplanung thematisieren: erstens das **negative Motiv der Reflexion**: „Was spricht gegen ein Kind?“, zweitens das **ökonomische Motiv**, dass Kinder einen Kostenfaktor darstellen, den es zu kalkulieren gilt, und drittens das **projektive Motiv der fehlenden Zukunftsorientiertheit und Planungssicherheit**. Hinsichtlich dieser drei zentralen Motive muss differenziert werden, wie weit fortgeschritten die Familienplanung bei dem Befragten bzw. wie sie bei der Wende 1989 war, d. h. wie umfangreich die DDR-Sozialisation war. Diese beiden Aspekte haben einen großen Einfluss darauf, wie die Wende in Bezug auf die eigene reproduktive Lebensplanung gedeutet wird. Mit anderen Worten: Alter und Stand der Familienplanung zum Zeitpunkt der Wende haben Einfluss darauf, wie stark und wie rasch gerade als westtypisch geltende Motive und Deutungsmuster der reproduktiven Lebensplanung in die eigenen ostnormativen Lebenskonzepte übernommen wurden. Daher wird die Ausprägung der drei genannten Motive in drei Kohorten betrachtet:

49 Zum Begriff der reproduktiven Kultur im Allgemeinen und zur reproduktiven Kultur der DDR im Speziellen s. HELFFERICH ET AL 2001: 359 ff., HELFFERICH 2000

50 Vgl. STROHMEIER/SCHULZE 1995; HELFFERICH 2000; HELFFERICH 2001; BIEN/MARBACH 2003

51 Wenn im Folgenden von „Motiven“ die Rede ist, ist dies nicht im psychologischen Sinn als Handlungsmotiv und „um zu“-Vorstellung gemeint. Unter Motiv verstehen wir wiederholt auftauchende Bilder oder Argumentationsstrukturen, die im Zusammenhang mit subjektiven Deutungen und Repräsentationen stehen. Dies entspricht eher der Verwendung des Begriffs „Motiv“ im semantischen oder fotografischen Sinn als Bildmotiv (s. hierzu auch Anhang B 2.7).

- die Kohorte der zum Zeitpunkt der Wende mit 13 bis 22 Jahren recht jungen Männer, die noch vor der Umsetzung ihrer reproduktiven Lebensplanung standen,
- die Kohorte der zum Zeitpunkt der Wende mit 23 bis 32 Jahren bereits älteren Männer, die meistens schon ein Kind hatten, das einige Jahre vor der Wende zur Welt kam; diese Männer standen in ihrer reproduktiven Lebensplanung somit vor einer möglichen Familienerweiterung,
- die Kohorte der bei der Wende 33 bis 42 Jahre alten Männer, die ihre Familienplanung größtenteils abgeschlossen hatten; die neue, veränderte gesellschaftliche Situation war für ihre Familienbildung nicht mehr relevant.

4.2.1 DIE REPRODUKTIVE KULTUR DER DDR AUS DER SICHT DER MÄNNER

Das gesellschaftliche Leben in der DDR war von einem hohen Grad an Kollektivität bzw. kollektiver Eingebundenheit geprägt.⁵² Die Biografien der älteren befragten Männer weisen somit auch ein hohes Maß an normativen Entwicklungsverläufen auf. Dies wird in den qualitativen Interviews besonders anschaulich innerhalb der Einstiegspassagen, in denen die befragten Männer auf die offene Erzählaufforderung, wie sie denn in ihrer Kindheit aufgewachsen sind, ihre Biografie vor allem aus dem Blickwinkel dessen, was normal und üblich war, thematisieren, wie im folgenden Fallbeispiel:

„Also lief alles ganz normal ab, wie das hier im Osten üblich war, ohne Probleme [...] Ist eigentlich nich viel zu sagen, des is ganz normal geloofen, wie das och so üblich läuft [...] eene angenehme Kindheit [...] was soll man da viel zu sagen, das Übliche, wie's im Osten üblich war [...] es war eben das Übliche [...] also ne, also ganz normale Jugend und Kindheit, wie das hier im Osten üblich war“ (I-J/M-19).

Das „was soll man dazu sagen“ stellt eine typische Thematisierungsregel dar⁵³, deren grundsätzliche Versprachlichungsmodalitäten die Normalisierung und Nicht-Problematifizierung sind, wobei hier der Begriff der Normalisierung nicht in einer psycho-

⁵² Vgl. SCHNEIDER 1994; SCHNEIDER ET AL. 1995: 3 ff.; STROHMEIER/SCHULZE 1995; HUININK 1995

⁵³ Als Thematisierungsregeln bezeichnen wir die kommunikativen und konversationellen Regeln, wie eine Interviewperson das sprachlich darstellt, was sie sprachlich darstellt. Das betrifft z. B. Konventionen, was man einer fremden Person offenbart oder ihr gegenüber zurückhält, wie man sich üblicherweise präsentiert, ob man Dinge problematisiert oder nicht oder wie man heikle Themen sprachlich vermittelt (vgl. HELFFERICH 2004; LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002).

logischen, sondern in einer soziologischen Variante verstanden wird. Das Normale ist eben „das Übliche, wie es üblich ist“⁵⁴, und die Normalisierung besteht darin, auf diesen kollektiv geteilten und eingebetteten Erfahrungshintergrund bloß hinzuweisen: Das Normale muss nicht ausführlich thematisiert werden, da es diesen kollektiven Erfahrungshintergrund darstellt. Die befragten Männer rekonstruieren in diesem Zusammenhang dann auch konsequent keine Individualbiografien: Sie thematisieren nicht die Besonderheiten ihres Lebensweges, sondern betten sich anhand einer kollektiven Weg-Metaphorik („des is ganz normal geloofen“)⁵⁵ in eine übliche biografische Lebensbahn ein. Dieser Aspekt des kollektiv und normativ verankerten biografischen Werdegangs ist auch gültig für den Bereich der reproduktiven Biografieplanung der befragten Männer vor dem Hintergrund einer spezifischen **reproduktiven Kultur** der DDR.⁵⁶

Der Übergang von der Adoleszenz in die reproduktive Phase weist bei den meisten Männern ein verkürztes Muster mit einer Verdichtung von Ereignissen auf, d. h., das Abschließen der Lehre und die Einmündung in den Beruf, das Eingehen einer festen Bindung mit baldiger Familiengründung und die Ablösung vom Elternhaus lagen zeitlich eng zusammen.⁵⁷ Der Übergang in die Familienphase wird zudem normativ durch das subjektive Deutungsmuster des „richtigen“ Alters für die Gründung einer Familie mit etwa 20 bis 24 Jahren markiert.⁵⁸

Bei der Thematisierung des Übergangs in die reproduktive Phase wird diese Statuspassage und die damit verbundene Transformation der Männlichkeit in Vaterschaft⁵⁹ durch die befragten Männer kaum problematisiert; sie erscheint sogar normativ selbstverständlich wie in dem folgenden Fallbeispiel:

„Ich war ja auf Montage, da ich Stahlwerkmonteur gelernt hatte, waren wir viel auf Montage. Lukmin. Das Atomkraftwerk mitgebaut, dann Palast der Republik mitgebaut. Den Fernsehturm mitgebaut. Naja, ne andere Stadt, anderes Mädchen und zu Hause da, wir haben damals sieben Tage gearbeitet und waren fünf Tage zu Hause. In dem Rhythmus, tja, da ergab sich nich viel zu Hause, erst wo ich dann mit der Montage aufgehört hab und habe dann als Kraftfahrer ne Weile gearbeitet, dann ging ne festere Beziehung los. [...] Das is, wie man dann früher gesacht hat, jetzt will er nach Hause, zu Hause sesshaft geworden, ja“ (I-A/M-4).

54 Siehe hierzu auch die Studie „frauen leben“, die in ähnlichen Zusammenhängen zu analogen Ergebnissen gekommen ist (HELFFERICH ET AL. 2001: 84).

55 Zur Analyse von Metaphern in der alltäglichen Kommunikation vgl. LAKOFF/JOHNSON 2003

56 Vgl. HUININK 1995

57 Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 3; HUININK 1995: 49 ff.

58 Vgl. hierzu den Kurvenverlauf der 35- bis 44-jährigen und der 45- bis 54-jährigen Männer in Leipzig in den Abbildungen 4-2 und 4-4 sowie das für Leipzig ausgewählte Zitat in Kapitel 3.4

59 Vgl. HELFFERICH ET AL. 2005

Dies ist die Erzählung eines Arbeitsnomaden, der auf Großbaustellen in der einen Hinsicht sozusagen „am Baggern“ war und ebenso auch in der anderen. Das Ende dieses Arbeitsnomadentums mündete dann in die Sesshaftigkeit der Familiengründung.

Diese bezeichnende Nicht-Problematik der Transformation von freier Männlichkeit in gebundene Vaterschaft steht im Zusammenhang mit dem **Motiv der reproduktiven Autonomie der Frau, mit dem Motiv der kollektiv hergestellten biografischen Sicherheit und mit dem Motiv der staatsideologisch begründeten Entkopplung des reproduktiven Feldes von der Partnerschaft:**

Das Motiv der **reproduktiven Autonomie**⁶⁰ in der DDR hängt mit der weitgehend egalitären Position der Frauen zusammen: Von ihnen wurde wie von Männern erwartet, dass sie voll erwerbstätig sind; ein „Hausfrauendasein“ war sozial nicht akzeptiert⁶¹; gleichzeitig waren sie für die jenseits der staatlichen Versorgung verbleibenden häuslichen Aufgaben zuständig. Daraus ergab sich, dass Frauen weitgehend Autonomie bezogen auf reproduktive Entscheidungen in Partnerschaften zugestanden wurde, z. B. im Bereich der Verhütung. Dies entspricht übrigens dem subjektiven Anspruch der in „frauen leben“ befragten Frauen.⁶² Die Folgen für die Beteiligung von Männern an der reproduktiven Biografieplanung in der Partnerschaft werden ausführlich in Kapitel 8.4 dargestellt.

Ein zweiter Grund für die fehlende Problematik des Übergangs in die reproduktive Phase war die kollektiv hergestellte biografische Sicherheit für die Männer⁶³, die sich vor allem auf die Felder der Erwerbstätigkeit und des Einkommens erstreckte.⁶⁴ In dem schon einmal herangezogenen Zitat eines älteren Befragten zum normativen Zeitfenster der Familiengründung wurde dies bereits implizit angesprochen: „*Ich hab mich gefreut, Vater zu werden. [...] Wir hatten beide Arbeit, wenn wir auch nicht viel verdient haben*“ (1-M/M-17). Das Motiv des „Wir hatten beide Arbeit“ steht für ein kollektiv strukturiertes Programm zur Herstellung biografischer und reproduktiver Sicherheit: Ein Familieneinkommen war stets dadurch gesichert, dass es erstens einen gesicherten Arbeitsplatz gab und dass zweitens der Mann aufgrund der egalitären Position der Frau nicht in dem Maße mit dem Motiv des Alleinernährers konfrontiert war, wie es für den Westen typisch ist.⁶⁵

60 S. Kapitel 8; zur Verhütung s. Kapitel 7.3 mit entsprechenden Zitaten

61 STROHMEIER/SCHULZE 1995: 30

62 Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001: 84f. und 369 ff.

63 Vgl. HUININK 1995: 40

64 Zur Bedeutung des Begriffs der „biografischen Sicherheit“ s. HELFFERICH 2001: 43 ff.

65 Allerdings gibt es in dem Zusammenhang der Familiengründung zwei Felder, die durch die meisten befragten Männer problematisiert werden: die Wohnungsvergung (zur Rolle der Wohnungsvergung für die Familiengründung vgl. SCHNEIDER 1994: 96 ff.; TÖLKE/DIEWALD 2003: 358; HUININK 1995: 49) und der Armeedienst der Männer, der von vielen Befragten als ein Moratorium ihrer reproduktiven Familienplanung oder gar als „Beziehungskiller“ beschrieben wurde.

Der dritte Grund für die fehlende Übergangsproblematik liegt in der staatsideologisch begründeten Entkopplung des reproduktiven Feldes von der Partnerschaft⁶⁶:

„Kinder warn auch kein Problem, auch auf der Wildbahn nich, da haste dein Unterhalt abgeduckt und Kinder warn ja gewollt in dem Sinne. [...] Dabei Kinder zu Ostzeiten in dem Sinne och kein Hindernis warn, die warn gewollt vom Staat und es wurde entsprechend gefördert“ (I-M/M-17).

In der Gesamtheit betrachtet problematisieren die älteren Befragten den Übergang in die reproduktive Phase ihrer Biografie gerade deshalb nicht, so unsere Interpretation, weil Kinder an und für sich für die Männer kein Problem darstellten, da sie nicht mit größeren biografischen Einschnitten verbunden waren⁶⁷: Kinder waren vom Staat her gewünscht und der Staat hat für sie gesorgt. Und wie wir weiter unten noch sehen werden, ist dieses Motiv der Sorge ein Hauptmotiv für die männliche reproduktive Lebensplanung gewesen.

4.2.2 DIE WENDE DER REPRODUKTIVEN KULTUR IM SPIEGEL SUBJEKTIVER DEUTUNGSMUSTER

Die Wende 1989 mit ihrem tief greifenden und alle Bereiche des Lebens tangierenden gesellschaftlichen Wandel wurde von den meisten Befragten mehr oder weniger explizit als Bruch thematisiert, in dem sich individualbiografische Zäsuren zusammen mit den gesellschaftlichen Einschnitten verdichten: *„Also 89, als sagen wir mal 90/91 [...] war ein echter Bruch drin, wo dann nichts mehr ging, im nachhinein, da lief nichts mehr richtig“ (I-A/M-8)*. Diesen Bruch in ihren Biografiekonstruktionen beziehen die Befragten auch auf ihre reproduktive Lebensplanung. Die rekonstruktiven Analysen des qualitativen Datenmaterials liefern drei zentrale Motive als Ausschnitte aus den subjektiven Deutungsmustern von der Wende, die die Vermittlung der veränderten gesellschaftlichen Bedingungen (Wende) in verändertes reproduktives Handeln (Geburtenaufschub) erklären können.

DAS ERSTE ZENTRALE MOTIV – WAS SPRICHT GEGEN EIN KIND?

Anders als vor der Wende kommentieren viele Männer ihre Entscheidung zur Familiengründung nach der Wende (retrospektiv) als eine Frage, die „gut überlegt“ sein muss.⁶⁸ Der Wendeeffekt besteht also darin, dass in Bezug auf die Familiengründung die biografische Passungsnotwendigkeit stärker in den Vordergrund rückt als

⁶⁶ Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 3 f.

⁶⁷ Vgl. HELFFERICH 2001: 43 ff.

⁶⁸ Vgl. das wörtlich identische Motiv bei Frauen: HELFFERICH ET AL. 2001: 98 ff.

zu Zeiten der DDR, in der eher eine reproduktive Kultur der generalisierteren Erwünschtheit von Kindern herrschte. Es kam mit der Wende zu einem „Switch“ in der basalen reproduktiven Motivlage: Aus dem kollektiven Motiv des „Kinder sind erwünscht“ wurde ein individualisierendes Motiv des „Was spricht dagegen und wann passt ein Kind in die eigene Lebensplanung?“: „[Dann] haben wir das mit dem Kind mal so besprochen und sie hatte nichts dagegen und ich hatte nichts dagegen und da haben wir es dann ausprobiert, und irgendwann hat es dann mal geklappt gehabt, und da ist es passiert, das Kind da“ (I-J/M-5). Die Familiengründung äußert sich in diesem Zusammenhang dann als ein Moratorium des „Wann passt es?“, wobei das Passungsmotiv nicht mehr grundlegend positiv, sondern grundlegend negativ bewertet wird: „Und das haben wir halt immer vor uns hergeschoben und gesagt, jetzt passt's nich, jetzt passt's nich, dann haben wir irgendwann gesagt, so richtig passen tut's nie, jetzt machen wer's“ (I-J/H-2).

DAS ZWEITE ZENTRALE MOTIV – KINDER ALS KOSTENFAKTOR

Die Frage „Was spricht gegen ein Kind?“, die „gut überlegt“ sein will, fungiert insgesamt als ein bündelndes Motiv, das das zweite und dritte zentrale Motiv und auch alle weiteren Submotive in sich aufnimmt. Alle Motive bilden zusammen gesehen daher auch ein geschlossenes leitmotivisches Feld, denn die anderen Motive beinhalten gerade, **was** nach der Wende alles gegen ein Kind spricht.

Bei der Thematisierung der Wende ist bei den Männern in Bezug auf ihre reproduktive Biografie ein weiterer „Switch“ zu finden – als Wechsel in der konnotativen Semantik: Wählen die älteren befragten Männer noch häufig die Semantik der Investition, wenn sie (retrospektiv) über „Kinder und Familie“ sprechen („irgendwann willst du mal sagen, soundso viel Jahre haste jetzt Kinder großgezogen und investiert [...]“, I-A/M-3), stehen nun bei den Befragten, die nach der Wende ihre Familienplanung (weiter fortsetzend) realisieren wollen, die Kinder durchgängig in dem semantischen Zusammenhang der Kosten.⁶⁹ Beide Semantiken stellen zwar eine ökonomisierende und zukunftsgerichtete Semantik der reproduktiven Biografieplanung dar, jedoch ist der Begriff der Investition positiv und der der Kosten negativ konnotiert – auch hier weist also der reproduktive Wendeeffekt das bereits oben beschriebene Muster auf. Die reproduktive Familienplanung wird nach der Wende sozusagen „per saldo“ anders fiskalisiert als vor der Wende: Kinder werden nun zu einem Kostenfaktor, den es zu kalkulieren gilt, und die Realisierung der Familienplanung wird daran gebunden, wie der biografische Saldo hinsichtlich seiner „Opportunitätskosten“ aufgerechnet wird. Der Begriff der „Opportunitätskosten“ darf hier jedoch nicht im strengen Sinne der ökonomischen Familientheorie ver-

⁶⁹ Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 13 f.

standen werden. Die durch die befragten Männer thematisierte „Kostenfrage“ in Bezug auf Kinder muss vielmehr vor dem Hintergrund des Wegfalls der umfassenden kollektiven Sicherungssysteme betrachtet werden, wodurch die Verantwortung für die Familiernahrung die Männer nach der Wende stärker trifft als vorher:

„Wir haben jetzt erst mal das eine und wir würden gern mal noch ein Zweites irgendwann mal haben wollen, aber das ist, sagen wir mal, alles ne Kostenfrage und sie will jetzt erst mal wieder arbeiten gehen, dass man da erst mal das Finanzielle bisschen besser packt“ (I-J/M-5); „und dann hat man neu aufgebaut, da hat man also auch kein Geld gehabt für ein zweites Kind, [...] weil, wenn nur einer verdient und man muss auch von vorne anfangen, man hat überhaupt keinen Grundstock, man hat nicht eine Mark auf dem Konto und will sich irgendwann mal was leisten und mal ne bessere Wohnung und neue Möbel oder so, [...] sehr schwierig. [...] ein Kind kostet ja auch ein Haufen Geld“ (I-M/M-12).

Dieses Motiv, dass Kinder als Kostenfaktor gerechnet werden, steht dabei mit einem weiteren, übergeordneten Motiv der Ökonomisierung des Sozialen in Zusammenhang, das sich wiederum auf unterschiedliche gesellschaftliche und individualbiografische Felder bezieht. In den Interviews mit Frauen aus Leipzig und dem Leipziger Umland in der Studie „frauen leben“ war dieses Motiv der Kosten und der Ökonomie kaum präsent, was dafür spricht, dass es sich um einen Aspekt handelt, der v. a. einen veränderten Familienbezug von Männern in den neuen Bundesländern einfängt.

DAS DRITTE ZENTRALE MOTIV – DIE FEHLENDE ZUKUNFTSPERSPEKTIVE UND PLANUNGSSICHERHEIT

Mit der Wende 1989 beklagen alle befragten Männer implizit oder explizit, dass die bisherige gewohnte biografische Sicherheit verloren gegangen ist, die in der DDR durch unterschiedliche kollektive Regelungs- und Sicherungssysteme gerade in Bezug auf Familie und Arbeit hergestellt worden war (s.o.). Die mit der Wende einsetzende westlich geprägte Ökonomisierung der Gesellschaft und des Sozialen insgesamt, innerhalb deren jeder sehr viel stärker verantwortlich ist für die Herstellung biografischer Sicherheit auf der Grundlage individueller Entscheidungen, wird mit subjektiven Deutungsmustern bewertet, die fehlende Zukunftsperspektiven, fehlende Planungssicherheit und Kontinuitätsbezüge betonen.⁷⁰ Eine als prekär beschriebene Arbeitsmarktlage und ein gesellschaftliches Klima, in dem die Unsicherheit des „Nicht wissen, wie’s weitergeht“ herrscht, werden negativ evaluiert gerade in Bezug auf die reproduktive Biografieplanung. Bei ihr wird in den herkömmlichen Deu-

⁷⁰ Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 13; STROHMEIER/SCHULZE 1995: 37

tungsmustern eben eine kollektive biografische Sicherheit und eine gesicherte Zukunftsperspektive hinsichtlich des motivisch zusammenhängenden Feldes Familie, Arbeit und Einkommen vorausgesetzt:

„Also nach der Wende kam natürlich och dann die Sachen, also dass man finanziell eben mehr kämpfen muss und mehr Zeit aufwenden muss, um sein Lebensunterhalt zu verdienen. Also früher, das war halt sicherer. Es war nicht der Standard, Lebensstandard war nicht so hoch [...] also erst mal die grundlegenden Sachen, das war's mal gesichert“ (I-A/M-6).

In dem Motiv wird die in vielen der Interviews geäußerte kollektive, biografische (Arbeitsmarkt-)Unsicherheit in Hinsicht auf Familie, Arbeit und Einkommen in ihren Auswirkungen noch dadurch verstärkt, dass sich die befragten Männer mit dem westtypischen Deutungsmuster, dass der Mann als Haupternährer der Familie fungiert, konfrontiert sehen, auch wenn faktisch gesehen Frauen weiterhin mit einer sehr hohen Erwerbsbeteiligung am Arbeitsmarkt vertreten waren.⁷¹

Dieses Motiv ist deutlich auch bei den in der Studie „frauen leben“ befragten Frauen ausgeprägt. Dort ist es vor allem mit der fehlenden Arbeitsplatzsicherheit und mit der Angst vor dem Verlust der Arbeit (und in der Folge: vor sozialem Abstieg) verbunden. Angesichts der Arbeitslosigkeit von Frauen und der neuen Vereinbarkeitsprobleme wird der Abbau der biografischen Sicherheit als Gefährdung des Lebensentwurfs gerade von Müttern wahrgenommen. Dennoch gehörte es in den (1998/99 durchgeführten) Interviews noch zu den kollektiv geteilten Selbstverständlichkeiten, sowohl Kinder zu haben als auch vom Partner ökonomisch unabhängig zu sein.⁷²

4.2.3 ZUR BEDEUTUNG DER REKONSTRUIERTEN MOTIVE IN DEN DREI KOHORTEN

Die drei zentralen Motive „Was spricht gegen ein Kind?“, „Kinder als Kostenfaktor“ und „fehlende Planungssicherheit“ weisen in Hinblick auf die Deutungen der Veränderungen jeweils verschiedene Gewichtungen in den reproduktiven Biografien der drei Kohorten auf (Befragte, die zum Zeitpunkt der Wende vor der Familiengründung resp. vor der Familienerweiterung standen, und ältere Befragte mit abgeschlossener Familienplanung). Im Folgenden soll nun auf einer fall-exemplarischen Ebene gezeigt werden, welche Bedeutungen die drei zentralen Motive in diesen biografischen Phasen besitzen.

71 Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 9 ff.; HUIJINK 1995

72 HELFFERICH ET AL. 2001: 99 f.

73 S. Abschnitt 4.1; vgl. auch SCHNEIDER ET AL. 1995: 12

DIE JÜNGSTE KOHORTE – MÄNNER VOR DER FAMILIENGRÜNDUNG

Die befragten Männer, die der jüngsten Kohorte angehören, also bei der Wende 13 bis 22 Jahre alt waren, reflektierten und problematisierten die Familiengründung und schoben sie vor dem Hintergrund der negativ bilanzierten Passungsfrage auf⁷³:

„Also das denk ich schon ist ein Problem. [...] Viele, es kommt auch immer drauf an, eben viele, die haben eben erst ihren Beruf also ich würde sagen, nicht unbedingt zu wenig, aber eben spät erst Kinder. Also die jetzt dann vielleicht mit Anfang, Mitte 30 Kinder kriegen oder so und früher waren es eben, die haben dann schon Anfang 20 Kinder bekommen und das weiß ich, verschiebt sich jetzt vielleicht nach hinten oder so und dann denk ich: auch nicht mehr so viel Kinder“ (I-J/M-15).

Innerhalb der Reflexion der Frage, was gegen ein Kind spricht und ob das Kind nun in die aktuelle biografische Phase passt, treten kollektive Bezüge stark in den Hintergrund und ein Individualisierungsschub hat die reproduktive Biografieplanung⁷⁴ erfasst, in dem die Familiengründung zu einer biografischen Passungsfrage wird (hinsichtlich des Wann und des Ob angesichts der finanziellen Möglichkeiten), die zwischen den Partnern jeweils individuell ausgehandelt werden muss.

DIE MITTLERE KOHORTE – MÄNNER VOR DER FAMILIENERWEITERUNG

In der mittleren Kohorte haben die befragten Männer bereits eine umfassendere DDR-Sozialisation erfahren und noch vor der Wende eine Familie gegründet. Nach der Wende steht die biografische Entscheidung einer Familienerweiterung an, die vor dem Hintergrund aller drei zentralen Motive allerdings aufgeschoben oder sogar aufgehoben wird, wie die beiden folgenden längeren Zitate zeigen:

„Der Kleine war noch nicht mal ein Jahr, sie schwanger, die Mauern gefallen, es war 1990. Keiner wusste wie es weitergeht. Keiner hatte irgendwie ne Perspektive. [...] Was machen? Ja, normal kriegen wir den auch noch mit groß, aber, o.k., die ganzen Umstände, was da alles war [...] haben lange hin und her überlegt, was wir machen. Ob mer, ob meine Frau ner Abtreibung zustimmt, oder ob, ob sie's austrägt, das Kind. Aber am Ende haben wir uns dann für die Abtreibung“ (I-M/M-21).

⁷⁴ Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 14

„Ja, das hatte sich dann mit der Wende erledigt. Also da ging ja gar nichts mehr, [...] ich dann hier einen totalen beruflichen Einbruch, wo überhaupt nicht mehr abzusehen ist, was los ist. [...] Also die Wohnsituation wurde unsicher, die berufliche Situation wurde unsicher. Bei meiner Frau auch, also sagen wir mal, die soziale Geborgenheit, oder auch die einen umgebende gesellschaftliche Stabilität, um ein Kind in die Welt zu setzen, die war zum Teil nicht mehr gegeben bzw. erschüttert. Dass man kein Kind heutzutage kriegen kann, ist ja Quatsch, sieht man ja jeden Tag, dass es geht. Aber sozusagen aus unserem sozialen Kontext heraus, von unserer Geschichte her, von unserer Entwicklung her, so wie wir das auch gekannt haben. Und wir gingen ja dann doch auf die 30 auch zu und hatten also in dieser Phase dermaßen mit uns zu tun, also mit uns als Familie überhaupt, um gewissermaßen über die Runden zu kommen. Ich war ja noch nicht mal sozialhilfeempfangsberechtigt, also das nahm schon Formen an, wo überhaupt nicht dran zu denken war, jetzt, dass man sich mit einem Kind noch beschäftigt, ja. Und als sich das dann im Prinzip, sagen wir mal unser Leben dann so weit normalisiert hat, wir haben da einige Jahre dafür gebraucht, war dann, sag ich mal, wir haben uns dann auch noch mal immer wieder, wir haben uns immer wieder drüber unterhalten [...] Und ich hätte also, ich war auch derjenige, der gerne noch ein zweites Kind gehabt hätte, aber die Jahre sind ins Land gegangen, und irgendwann haben wir uns gesagt, jetzt fehlt uns die Energie und der Drive ist weg, dass man jetzt (lacht ein wenig) sich dieser Sache noch mal stellt“ (I-M/H-10).

Diese beiden Zitate verdeutlichen verschiedene Gründe für einen Aufschub der Familienerweiterung bzw. einen Verzicht auf ein weiteres Kind nach der Wende. Im ersten Zitat kontrastiert der Erzähler eine umfassende aktuelle biografische Unsicherheit (Wohnung, berufliche Situation etc.) und die fehlende Zukunftsperspektive mit dem vergangenen gesellschaftlichen Kontext der DDR, in dem die damalige reproduktive Kultur eingebettet war. Im zweiten Zitat thematisiert der Befragte den Verzicht auf das zweite Kind als eine Strategie, sich als Familie auf sich selbst als bestehende Einheit zu konzentrieren. Die Metaphorik der „Kraft“ oder des „Drives“ stellt die Familiengründung, die Kraft kostet, in Konkurrenz zur Bewältigung des gesellschaftlichen und individualbiografischen Umbruchs, der ebenfalls Kraft kostete.⁷⁵

⁷⁵ Vgl. SCHNEIDER ET AL. 1995: 16

DIE ÄLTESTE KOHORTE – MÄNNER MIT ABGESCHLOSSENER FAMILIENPLANUNG

In der ältesten Kohorte befinden sich jene Befragten, die ihre Familienplanung zur Zeit der Wende bereits abgeschlossen hatten und sich somit nicht mit aktuellen Überlegungen hinsichtlich einer Familiengründung oder -erweiterung auseinander setzen mussten. Da sie jedoch die umfangreichste Sozialisation in der reproduktiven Kultur der DDR erfahren haben, bewerten sie die gegenwärtige Situation bezogen auf Familiengründung vor diesem Hintergrund. Sie beklagen dabei die ungünstigen Rahmenbedingungen für Familien, die schlechte Familienpolitik in struktureller wie fiskalischer Hinsicht und die ideologische Gesamtlage der neuen – westlichen – reproduktiven Kultur:

„Es [...] ist ne schwere Zeit, um Kinder zu bekommen. Da muss ich wieder sagen, wie in der DDR-Zeit war das ja alles viel einfacher für die Mütter und auch für die Kinder jetzt in der ganzen Richtung, Kinder zu bekommen. Heutzutage ist das ne Zeit, wo sich viele überlegen und ich sehe das auch ein, dass viele überlegen, weil, man will nicht sagen, dass ein Kind stört in manchen Hinsichten, aber das ist jetzt wieder ein krasses Wort, was jetzt, was ich nicht so meine, aber es ist ne komische Zeit, wo – es ist vielleicht auch für die Kinder manchmal ne schlimme Zeit“ (I-M/M-9).

„Die meisten haben ja bloß nur ein Kind, wenn überhaupt [...]. Das ist sicherlich auch dieses Wohlstandsdenken, ich meine, ich hätte [...] ein drittes Kind, wenn ich da jetzt 18 oder 27 Jahre Unterhalt zahlen muss, hätte ich mir auch ein Haus von kaufen können“ (I-A/H-27).

„Sicher werden zu wenige Kinder geboren. Nur, wer kann sich heute noch Kinder leisten? Zu Ostzeiten wurde das anders gefördert [...]. Meine Frau konnte auch das Jahr danach daheim bleiben. Nach der Geburt des Kindes, voll bezahlt, das ist och was andres wie heute. [...] Und das Kindergeld, das bringt des bei Weitem nich rein. [...] Kinder waren für mich nie das Problem. Zu Ostzeiten wurde das anders gefördert, da war, da stand für mich auch außer Frage, wenn de en Kind ansetzt, haste Verantwortung dafür. Die musste tragen, aber finanziell Probleme gab's in der Richtung nie. Heut ist das was anderes. Heute steckt ja Kohle dahinter. Heute kostet das ja nur noch. Früher hat das Kind nichts gekostet, außer die Arbeit. (lacht) Es is so“ (I-M/M-17).

4

4.3 DISKUSSION

In Hinblick auf die Auswirkung der Wende wird diskutiert, ob sich das Muster der Familienbildung in den neuen Bundesländern langfristig dem westdeutschen Muster angleicht oder ob Ost-West-Unterschiede vor dem Hintergrund der unterschiedlichen kulturellen Traditionen weiterhin bestehen bleiben bzw. sich neu herausbilden. Die quantitativen Ergebnisse zeigen zwar insgesamt, dass die jungen Männer in den neuen Bundesländern eher dem westdeutschen Modell des Aufschubs der Vaterschaft folgen. Aber das qualitative Datenmaterial gibt Hinweise darauf, dass die reproduktive Kultur der DDR weiterhin in einigen subjektiven Deutungsmustern und Motiven der Befragten entweder fortlebt oder sich die Deutungen mit typischen Westmotiven mischen, so dass sich reproduktive Biografiekonzepte herausbilden, die weder allein west- noch allein osttypisch sind.

In diesem Zusammenhang gehen STROHMEIER und SCHULZE davon aus, dass ein schneller Wechsel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen nicht mit einer schnellen Anpassung der Lebensformen einhergehen muss, sondern dass sich dieser Wandel langsam gestaltet. Den Geburtenrückgang im Osten nach der Wende werten sie nicht als ein „Indiz für das Wegbrechen der Familie als dominanter Lebensform der jüngeren Generation, sondern in erster Linie [als] Ausdruck von Irritation angesichts der Umgestaltung vertrauter Randbedingungen“⁷⁶. Die Ergebnisse der rekonstruktiven Analysen des qualitativen Datenmaterials bestätigen diese Sicht.

⁷⁶ STROHMEIER/SCHULZE 1995: 37

Das, was als „biografische Perspektive“ der Studie „männer leben“ bezeichnet wird, lässt sich differenzieren: Es gibt zunächst die Perspektive des **reproduktiven Lebenslaufs**⁷⁷, wenn es sich um eine Darstellung des Lebens mit Eckdaten handelt, die standardisiert erhoben werden, z. B. das Alter bei der ersten festen Partnerschaft, der Eheschließung, der Scheidung, der Geburt des ersten und des zweiten Kindes, des Auszugs eines Kindes aus dem Haushalt. Davon zu unterscheiden ist eine Perspektive der **reproduktiven Biografie**, wenn das Leben als Geschichte erzählt und auf diese Weise als ein sinnhafter Ablauf von heute aus rückblickend (re-)konstruiert wird. Wenn die lebenszeitliche Dimension allgemein mit beiden Aspekten gemeint ist, verwenden wir den Begriff der „Biografie“.

Die Analyse des reproduktiven Lebenslaufs schließt an die Forschung zum „Familienzyklus“⁷⁸ an, bei der die Gliederung der Familienentwicklung in Phasen und die Übergänge zwischen den Phasen (prominent: der „Übergang“ in Vater-/Mutterschaft) betrachtet werden. Allerdings beschränken wir uns nicht auf die Phasen der Familie, sondern beziehen das biografische Vorher vor der Familiengründung ein. Wir sprechen von reproduktivem Lebenslauf oder reproduktiver Biografie auch dann, wenn ein Mann niemals ein Kind gezeugt oder geheiratet hat. Familienplanung, wie sie hier behandelt werden soll, ist ebenso Aufgabe und Leistung derer, die z. B. ohne feste Partnerin leben und/oder (noch) keine Kinder haben. Die umfassendere Perspektive macht es möglich, die Voraussetzungen für Familie, die Bildung von Partnerschaften sowie – selten erwähnt, aber essentiell wichtig – die Themen Sexualität und Liebe zu berücksichtigen. Dafür wird der „spätere Teil“ des Familienzyklus mit Trennungen und Scheidungen sowie Wiederverheiratungen und anderen postmatalen Lebensformen außer Betracht gelassen.

Die biografische Perspektive hilft, die Prozesshaftigkeit von Partnerschaft und Familie, ihre Entwicklung und Veränderung und damit die wesentliche Dimension der Zeit angemessen zu erfassen. Da die biografische Perspektive sowohl in dem standardisierten als auch in dem qualitativen Erhebungsteil der Studie angelegt ist, können wir Lebenslauf und Biografie aufeinander beziehen. Das Material ermöglicht Aussagen sowohl zu den **subjektiven Konzepten** von Partnerschaft und Familie im Leben, die Männer in den Interviews zum Ausdruck brachten, als auch zu der **Häufigkeit und der Abfolge** reproduktiver Ereignisse und zu dem Tempo der Familienentwicklung.

77 FISCHER/KOHLI 1987

78 Grundlegend: HÖHN 1982, weiterführend z. B. DIEKMANN 1993

In Kapitel 6 werden ergänzend für Akademiker und Akademikerinnen und teilweise auch im Vergleich der Bildungsgruppen Ergebnisse zur Partnerkonstellation (Altersabstand, Bildungskonstellation) sowie zur Einstellung zur häuslichen Arbeitsteilung und zur entsprechenden Praxis in der aktuellen Partnerschaft vorgestellt.

5.1 DIE ENTWICKLUNG VON BEZIEHUNGEN ZU FRAUEN – KONTINUITÄT, WECHSEL, LEBENSPHASEN

Die Formen von Beziehungen, die Männer zu Frauen haben, verändern sich im Lebenslauf. Die Dynamik der Veränderungen ist Thema in diesem Abschnitt.

5.1.1 DIE INITIATIONSBEZIEHUNG

Eine besondere Beziehung in der Biografie eines Mannes ist die Beziehung zu der Frau⁷⁹, mit der er den ersten Geschlechtsverkehr erlebte. Diese Beziehung wird als „Initiationsbeziehung“ bezeichnet, ohne dass damit etwas über ihre Dauer und Intensität gesagt werden soll. Für diese Initiationsbeziehung gibt es zahlreiche literarische Vorbilder, aber wenig Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Forschung.⁸⁰ In der Studie „männer leben“ kennen wir den Status der Beziehung (fest, gut bekannt oder weniger gut bekannt), das Alter von beiden und damit die Altersdifferenz sowie die Aussagen dazu, wer von beiden die Initiative ergriffen hatte.⁸¹ In den qualitativen Interviews baten wir die Männer zu erzählen, wie es dazu gekommen war, dass sie das erste Mal mit einer Frau geschlafen hatten.⁸²

ZWEI MUSTER VON INITIATION

Bei der Initiationsbeziehung handelte es sich in 56 % der Fälle um eine feste Beziehung. Bei knapp einem Drittel war die Partnerin jünger (31 %) bzw. älter (30 %) und in 39 % der Fälle waren beide gleich alt. Die drei Beziehungskonstellationen, die am häufigsten genannt wurden, waren eine feste Partnerschaft mit einer gleichaltrigen

79 In der Studie „männer leben“ wurden zwar auch homosexuelle Männer befragt, es liegen aber nur Angaben für „das erste Mal“ in einer heterosexuellen Beziehung vor.

80 Für „männer leben“ ausführlicher: HELFFERICH 2005; das Thema wird in einigen Studien zur Jugendsexualität aufgegriffen (z. B. qualitativ: DANNENBECK/STICH 2002; standardisiert: INSTITUT FÜR SOZIAL- UND PRÄVENTIV-MEDIZIN DER UNIVERSITÄT LAUSANNE 1997).

81 Eine Altersdifferenz muss nicht mit einer Erfahrungsdifferenz zusammenfallen. Zu beachten ist, dass Frauen in puncto sexueller Erfahrungheit in der Regel einen Altersvorsprung hatten und haben, dass also auch gleichaltrige Partnerinnen erfahrener sein können.

82 Zu den beiden methodischen Zugängen, das „erste Mal“ standardisiert in einem anonymen Telefongespräch und qualitativ in einem offenen Face-to-Face-Interview zu erfragen, vgl. HELFFERICH 2005

(25 %) oder einer jüngeren Partnerin (23 %) sowie eine nicht feste Beziehung zu einer älteren Frau (20 %). Damit überwiegt die Initiation in einer festen Beziehung, wobei die Freundin aber nur selten älter war. Aber auch das Muster der Einführung durch eine ältere Frau hat – insbesondere bei Männern mit einem Hauptschulabschluss, wo es 37 % ausmacht – eine Bedeutung.

In den qualitativen Interviews gibt es zwei Erzählplots oder „Narrative“, in die eingebettet das „erste Mal“ erzählt wird: erstens das langsame, gemeinsame Herantasten in einer festen und vertrauten Beziehung und zweitens das Motiv der Verführung durch eine an Erfahrungen überlegene ältere oder gleichaltrige Frau. Nahezu alle Berichte lassen sich dem einen oder dem anderen Narrativ zuordnen.

Für das **erste Narrativ** ist die Thematisierung von „wir beide“ als Akteure und die Gemeinschaftlichkeit der Initiation konstitutiv: das gegenseitige Erkunden, die wechselseitige Verständigung, die Versicherung des Einverständnisses von beiden, der Bezug auf die schon länger existierende Bindung. Entweder ergab sich das „erste Mal“ aus der Situation heraus oder es wurde vorher darüber gesprochen und „überlegt“.

Das **zweite Narrativ** zeichnet die initiierte Frau positiv als „hilfreiche“ und „geduldige“ Lehrerin und Anleiterin, die den jungen Mann „ein-“ oder „heranführt“ und ihm etwas „beibringt“. Die Situation beinhaltet die Verletzbarkeit des unerfahrenen Mannes. So wird positiv angemerkt, dass die Frau ihn nicht auslachte, ihm die Angst nahm oder ihm Überlegenheit zugestand, obwohl sie doch die Erfahrenere war. In der negativen Variante wird die Initiatorin als „gefühlskalt“ bezeichnet und die Initiation als „Überrumpelung“.

Die beiden Formen der Initiation lassen sich als zwei unterschiedliche Lösungen des grundsätzlichen Übergangsproblems interpretieren: Es gilt, sich sexuell zu bewähren, ohne über entsprechende Erfahrungen zu verfügen. Gegenüber den Frauen ist ein Erfahrungsvorsprung zu etablieren, der aber nicht ohne deren Hilfe erreicht werden kann. Dass junge Männer auch heute noch in der Initiationssituation in hohem Maß diskreditierbar und einem hohen und ohne Erfahrungen nicht erfüllbaren Erwartungsdruck ausgesetzt sind, zeigt die Untersuchung von DANNENBECK und STICH, bei der 1998/99 junge Männer im Alter von 18 bis 22 Jahren interviewt wurden: Beschämung und Versagen waren Thema der befragten jungen Männer. „Aber keines der Mädchen hat von einer vergleichbaren Befürchtung erzählt, von einem Jungen ausgelacht oder bloßgestellt zu werden oder das Gesicht zu verlieren. Die Ängste der Jungen scheinen sich primär aus anderen Quellen zu speisen als aus eigenen Erfahrungen. Sind sie vor dem Hintergrund kultureller Normierungen zu interpretieren? Oder sind sie Ausdruck **kollektiver Ängste**?“⁸³ Bei der Verführung

83 DANNENBECK/STICH 2002: 98, Hervorhebung im Original

oder Einführung werden die Ängste in verständlicher Weise genommen. Demgegenüber kann beim Misslingen und bei einer „Überrumpelung“ eine Abwertung der Frau und eine Bagatellisierung der Situation eine entlastende Funktion haben, ganz abgesehen davon, dass ohne emotionales Engagement eine Distanzierung einfacher ist. Bei der langsamen Initiation gibt dagegen die Vertrautheit Sicherheit und der Übergang wird in kleinen Schritten abgearbeitet. Austausch auf jeder neuen Stufe der sexuellen Annäherung mindert das Risiko der Beschämung – bis dahin, dass das „erste Mal“ „nichts Besonderes“ mehr ist.⁸⁴

Für die Befragten selbst war weniger die Frage subjektiv relevant, wer „initiativ wurde“ – das hatten wir so im standardisierten Fragebogen gefragt –, sondern ob der Mann selbst „wollte“ bzw. ob beide „wollten“, „etwas davon hatten“ und einverstanden waren. Einerseits dominiert die Darstellung der Initiation als Widerfahrnis, als etwas, das „passierte“, „sich ergab“ oder bei dem „es eben einfach dazu kam“ (s. Kapitel 8.4 mit Zitatbeispielen). Andererseits wurde das konsensuelle Wollen betont. Insbesondere bei der gemeinsamen Initiation steht dies im Mittelpunkt, aber auch bei der „freundlichen Verführung“ wird herausgestellt, dass beide, also auch der Mann selbst, wollten – er wollte zumindest die Gelegenheit nutzen oder hatte als Ahnungsloser „gern mitgemacht“. In der negativen Variante der Verführung fehlt gerade das Element des eigenen Wollens und Einverständnisses. Die rückblickende Deutung der Initiation als Widerfahrnis und/oder gemeinsames Wollen lässt sich als Entlastung von Handlungsanforderungen interpretieren.

WAS HAT SICH VERÄNDERT?

Im Generationenvergleich hat sich an der Bedeutung der beiden Muster von Initiationsbeziehungen nichts geändert. Die Verführung oder Einführung durch eine ältere Frau, zu der ein lockerer Kontakt besteht, kam bei jüngeren Männern (unter 40 Jahren) sogar etwas häufiger vor als bei über 39-jährigen. Geändert hat sich aber die Aussage über die Initiative: Jüngere geben häufiger an, die Partnerin habe die Initiative übernommen, und seltener, sie selbst seien aktiv gewesen.⁸⁵ Auch andere Untersuchungen bestätigen, dass Mädchen initiativer geworden sind⁸⁶, und nach DANNENBECK und STICH zeigen sie gern, „dass sie sich ihrer sexuellen Ansprüche bewusst sind“⁸⁷, während Jungen eher verunsichert sind und Ängste vor Bloßstellungen haben. „Jungen zeigen zunehmend, dass sie sich kollektive Forderungen nach rücksichtsvollen Männern, die die sexuellen Bedürfnisse ihrer Partnerinnen erfüllen können, zu Eigen machen, ihr Selbstgefühl beziehen sie weniger aus ihrer sexuel-

84 Ebd.

85 Initiative der Partnerin: 25- bis 34-Jährige: 32 %, 35- bis 44-Jährige: 25 %, 45- bis 54-Jährige: 23 %; Initiative von ihm: 25- bis 34-Jährige: 20 %, 35- bis 44-Jährige: 26 %, 45- bis 54-Jährige: 30 %

86 SCHMIDT 1995

87 DANNENBECK/STICH 2002: 98

len Potenz denn aus ihrer Einfühlungsfähigkeit.“⁸⁸ Das allerdings löst weder das Problem der Diskreditierbarkeit, noch mindert es die Angst vor Versagen bei Jungen – im Gegenteil, der Erwartungsdruck steigt.

DER BEGINN DER PARTNERSCHAFTS BIOGRAFIE UND DER IMPERATIV DER ERFAHRENHEIT

Die Initiationsbeziehung ist nicht nur das „Klassenziel, auf das die vorherigen sexuellen Erfahrungen – Küssen, Streicheln, Petting – hinführen, und nicht nur als Ende der sexuellen Unerfahrenheit (...) [anzusehen], sondern auch (...) Beginn eines neuen Verhältnisses zum anderen Geschlecht“⁸⁹ Nach der Initiation war der junge Mann eingeführt und konnte nun auf dieser Basis weitere, neue sexuelle Beziehungen zu Frauen gestalten.

Bei dem **Narrativ** der „**Verführung bzw. Einführung**“ war die Initiationserfahrung als Gelegenheit funktional und notwendiges Programm, um die Bürde der Unerfahrenheit abzulegen. Diese Form der Initiationsbeziehung ist aber eine irreguläre Beziehung und hat einen Sonderstatus, denn von einem Mann wird üblicherweise erwartet, dass er älter bzw. erfahrener ist als die Frau – und das war hier nicht der Fall. Die Initiation war hier der Einstieg und die eigentliche Partnerbiografie mit „Liebe“ und „mehr Gefühl“ beginnt erst jenseits der Ersterfahrung: „*Die erste Liebe kam ein Jahr später*“ (2-A/N-48) oder „*wo ich mich dann das erste Mal richtig verliebt hab, das war dann schon ganz anders*“ (1-J/M-15).

Bei dem **Narrativ** der „**gemeinschaftlichen Initiation**“ sind beide relativ unerfahren und/oder die Partnerin ist jünger. Hier bleibt die Initiationsbeziehung als feste Beziehung bestehen – sie entspricht auch überwiegend dem erwarteten Muster einer „richtigen“ Partnerschaft mit einer gleichaltrigen oder jüngeren Partnerin. Die Initiationsbeziehung hat als Beziehungsform keinen Sonderstatus und die weiteren sexuellen Erfahrungen in dem nach der Initiation noch lange nicht abgeschlossenen Lernprozess werden zunächst weiter in dieser Beziehung gemacht.

So mündeten Männer mit der einen wie mit der anderen Form der Initiationsbeziehung in eine Partnerschaftsbiografie ein. Nach der Einführung konnten sie nicht nur weitere sexuelle Erfahrungen – vor allem, aber nicht nur in „richtig“ festen und „regulären“ Beziehungen – sammeln, sondern sie konnten nun auch die Initiative übernehmen bis dahin, dass sie ihre Partnerin „einführen“ konnten. In Abschnitt 5.1.3 wird die Initiation – erweitert als Initiationsphase – in ein dreiphasiges Gesamtkonzept der Partnerschaftsbiografie eingebettet.

⁸⁸ Ebd.: 100

⁸⁹ HELFFERICH 2005

5.1.2 KONTINUITÄT UND WECHSEL IN DER PARTNERBIOGRAFIE – ERGEBNISSE DER STANDARDISIERTEN BEFRAGUNG

Was den weiteren Verlauf der Partnerschaftsbiografie angeht, erfragten wir zum einen retrospektiv, welche Wünsche die Männer in ihrer Jugend an eine Partnerschaft in den drei Dimensionen Kontinuität, Treue und Freiheit hatten.⁹⁰ Zum anderen gibt uns die Anzahl fester Partnerschaften im Leben der Befragten⁹¹ Hinweise auf Kontinuität und Wechsel in der Partnerschaftsbiografie.

DIE WÜNSCHE NACH DAUERHAFTIGKEIT, TREUE UND FREIHEIT IN DER JUGEND

Bei den Beziehungswünschen in der Jugend wurde Treue höher gewichtet als Dauerhaftigkeit und Freiheit. Mehr als die Hälfte der Befragten gaben dem Wunsch nach einer „Beziehung, in der sich beide treu sind“, die volle Zustimmung („trifft völlig zu“). Bei den Aspekten „Beziehung möglichst für immer“ und „Beziehung, in der ich meine Freiheit habe“ war dies nur zu 30 % resp. 24 % der Fall. Im Einzelnen gilt:

- **Treue:** Der Wunsch nach Treue wird unabhängig vom Alter und von der Bildung der Befragten heute erinnert.
- **Dauerhaftigkeit:** Für Jüngere (s. Tabelle 5-1) und/oder höher qualifizierte Befragte war der Wunsch nach „einer Beziehung möglichst für immer“ in ihrer Jugend weniger wichtig („trifft völlig zu“: Männer mit niedrigster Bildung 35 %, mit höchster Bildung 26 %). Am wichtigsten war er für ältere, niedriger qualifizierte Männer und am seltensten erinnerten jüngere, 25- bis 39-jährige Männer mit höherer und höchster Bildung einen jugendlichen Wunsch nach einer dauerhaften Beziehung (s. Tabelle 5-2).
- **Freiheit:** Dieser Aspekt war umso bedeutsamer, je jünger die Befragten sind. Die heutige Bildung der Befragten spielt keine Rolle.

⁹⁰ Gefragt wurde: „Welche Wünsche hatten Sie in Ihrer Jugend bezogen auf Liebesbeziehungen?“; mit einer 6-stufigen Antwortskala (1 = „trifft völlig zu“, 6 = „trifft überhaupt nicht zu“) sollte die Zustimmung zu folgenden Aussagen eingestuft werden: „Ich wünschte mir eine Beziehung möglichst für immer“, „Ich wünschte mir eine Beziehung, in der sich beide treu sind“, „Ich wünschte mir eine Beziehung, in der ich meine Freiheit habe“.

⁹¹ Frageformulierung: „Wie viele feste Partnerschaften hatten Sie insgesamt bis heute? Mit ‚fester Partnerschaft‘ meine ich alle Beziehungen, die länger als ein Jahr bestanden. Die aktuelle Partnerschaft zählt mit, auch wenn sie erst kürzer besteht.“

TABELLE 5-1: **PARTNERSCHAFTSWÜNSCHE IN DER JUGEND NACH ALTER**
(ANTEIL DER ANGABE „TRIFFT VÖLLIG ZU“ IN %)

Alter	25 – 34 Jahre	35 – 44 Jahre	45 – 54 Jahre	Gesamt
Wunsch nach ...	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 640	<i>n</i> = 406	<i>n</i> = 1.495
Dauerhaftigkeit*	24,9	29,5	37,7	30,4
Treue	57,8	56,7	57,3	57,2
Freiheit*	29,4	23,9	18,1	24,0

* = signifikanter Unterschied zwischen den Altersgruppen

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

TABELLE 5-2: **WUNSCH NACH EINER DAUERHAFTEN BEZIEHUNG NACH BILDUNG UND ALTER** (ANGABEN IN %)

Bildungsstand	Niedrige und mittlere Bildung		Hohe und höchste Bildung		Gesamt	
	Alter	25 – 39 Jahre	40 – 54 Jahre	25 – 39 Jahre		40 – 54 Jahre
Der Wunsch nach Dauerhaftigkeit ...		<i>n</i> = 348	<i>n</i> = 312	<i>n</i> = 459	<i>n</i> = 371	<i>n</i> = 1.490
trifft völlig zu		30,5	40,7	23,5	30,2	30,4
trifft einigermaßen zu		41,4	35,9	39,9	40,4	39,5
trifft eher nicht zu		28,2	23,4	36,6	29,4	30,1
		100	100	100	100	100

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Die höhere Gewichtung von Treue verglichen mit der Bedeutung von Dauerhaftigkeit und Freiheit bei den für das Alter von 17 Jahren erinnerten Beziehungswünschen fanden wir auch bei den 1998 befragten Frauen der Studie „frauen leben“.⁹² Auch bei den Frauen wollten die Jüngeren und die höher Qualifizierten seltener eine Beziehung für immer, aber anders als bei den Männern gewann die Treue bei den Jüngeren

⁹² Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001: 57 ff.



sogar an Bedeutung. Ein zweiter Unterschied zwischen Frauen und Männern besteht darin, dass – ausgewertet jeweils für 25- bis 44-jährige Frauen und Männer – sowohl Treue als auch Dauerhaftigkeit für Frauen wichtiger sind: 77 % resp. 52 % der Frauen stimmten dem Wunsch nach Treue bzw. nach Dauerhaftigkeit „völlig zu“, bei den Männern waren es nur 57 % (Treue) bzw. 28 % (Dauerhaftigkeit). Die Vorstellung einer „Beziehung für immer“ hat für Frauen und mehr noch für Männer an Bedeutung verloren, für die Zeit, in der eine Partnerschaft besteht, wird aber der Treue nach wie vor eine wichtige Bedeutung beigemessen – vor allem von den Frauen.

KONTINUITÄT UND WECHSEL IN DER PARTNERSCHAFTS BIOGRAFIE

Die Partnerschaftsbiografie und die erinnerten Wünsche stehen in Bezug zueinander:

- Je wichtiger der Wunsch nach einer dauerhaften Beziehung war, umso länger hielt die Beziehung mit der ersten Freundin.
- Über 34-jährige Männer, für die der Wunsch nach Dauerhaftigkeit oder Treue in der Jugend sehr wichtig war, sind im Durchschnitt weniger feste Partnerschaften⁹³ eingegangen.
- Jüngere maßen nicht nur in ihrer Jugend einer „Beziehung für immer“ weniger Wert bei, sondern sie wechseln im Laufe ihres Lebens häufiger die feste Partnerin.

Bei Männern, die die Dauerhaftigkeit sehr hoch bewerteten („trifft völlig zu“ = Skalenplatz 1), dauerte die erste Partnerschaft im Durchschnitt 9,7 Jahre, bei Befragten, für die dieser Aspekt eher unwichtig war (Skalenplätze 4 bis 6) lediglich 4,8 Jahre.⁹⁴

Bei der Zahl der Partnerschaften ist es sinnvoll, sich auf über 34-jährige Männer zu beschränken, um genug biografische Zeit für Partnerschaftserfahrungen einzuräumen. Diejenigen aus dieser Altersgruppe, für die der Wunsch nach Dauerhaftigkeit oder Treue in der Jugend sehr wichtig war, hatten am häufigsten nur eine einzige feste Partnerschaft in ihrem Leben und blicken im Durchschnitt auf eine geringere Anzahl fester Partnerschaften zurück als Befragte, für die diese Aspekte in der Jugend weniger relevant gewesen waren (s. Tabelle 5-3). Demgegenüber sind Männer, die den Wunsch nach Freiheit in der Jugend wichtig fanden, relativ viele Partnerschaften eingegangen. Sie berichten am häufigsten von vier und mehr Partnerschaften.

93 Zur Definition „feste Partnerschaft“ s. Fußnote 91. Lediglich 26 Befragte waren bis zum Befragungszeitpunkt noch keine feste Partnerschaft eingegangen und werden aus den folgenden Betrachtungen ausgeschlossen.

94 Die erste Partnerschaft dauerte zudem umso länger, je mehr beiderseitige Treue und je weniger Freiheit gewünscht wurde. Zum Alter bei der ersten festen Partnerschaft s. Abschnitt 5.2.1.

TABELLE 5-3: ANZAHL FESTER PARTNERSCHAFTEN NACH BEDEUTUNG DER PARTNERSCHAFTSWÜNSCHE IN DER JUGEND (MITTELWERTE, ÜBER 34-JÄHRIGE BEFRAGTE)

Der Wunsch nach ...	Dauer	Treue	Freiheit
WAR ...			
völlig zutreffend	2,5	2,6	2,9
einigermaßen zutreffend	2,5	2,8	2,7
eher nicht zutreffend	3,2	3,4	2,4

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Dem Einstellungswandel über die Generationen hinweg – mit einem Bedeutungsverlust von Dauerhaftigkeit der Beziehung – entspricht der Wandel der Biografien mit einer Zunahme der Anzahl fester Partnerschaften. Den größten Anteil an Befragten, die bislang nur eine einzige feste Partnerschaft hatten, finden wir bei den Ältesten, den 45- bis 54-jährigen Männern (s. Tabelle 5-4).⁹⁵ Bei einem Gesamtdurchschnitt von 2,6 festen Partnerinnen geben die 35- bis 44-jährigen Männer, obwohl sie jünger sind, mit 2,8 Partnerinnen mehr feste Partnerschaften an als die 45- bis 54-jährigen mit 2,5. Auch die 25- bis 34-jährigen Befragten haben trotz der vergleichsweise kurzen Dauer ihrer Partnerbiografie bereits mit 2,4 ähnlich viele feste Partnerinnen wie Männer der ältesten Altersgruppe.

95 Die Überprüfung der Angaben zur Zahl fester Partnerschaften, zum Beginn der ersten festen Partnerschaft und zum Beginn der aktuellen Beziehung lässt vermuten, dass ein Teil der Befragten die aktuelle Partnerschaft nicht mitgezählt hat. Daher kann der Anteil der Befragten, die bislang nur eine feste Partnerin hatten, leicht überschätzt, die Zahl derer, die von zwei festen Beziehungen berichten, leicht unterschätzt sein.



TABELLE 5-4: ANZAHL FESTER PARTNERSCHAFTEN NACH ALTER (ANGABEN IN %)

Alter*	25 – 34 Jahre	35 – 44 Jahre	45 – 54 Jahre	Gesamt
Anzahl fester Partnerschaften	<i>n</i> = 434	<i>n</i> = 628	<i>n</i> = 401	<i>n</i> = 1.463
1	28,3	25,3	34,7	28,8
2	27,4	21,3	20,2	22,8
3	27,7	24,8	22,9	25,2
4 und mehr	16,6	28,5	22,2	23,2
	100	100	100	100

* = signifikante Unterschiede zwischen den Altersgruppen

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Ein Wandel in den Lebensformen – hier: Bedeutungsverlust der „Beziehung für immer“ – wird häufig von den bildungsstärkeren Gruppen getragen. Dies gilt nicht nur für die Einstellungen, sondern auch für die Partnerschaftsbiografien. Die über 34-jährigen Männer mit höchster Bildung hatten mehr feste Beziehungen als Befragte mit niedrigerer Qualifikation (2,9 vs. 2,6), vor allem gaben sie häufiger vier oder mehr Partnerinnen an (knapp ein Drittel vs. 23 %). Bei den 25- bis 34-jährigen Befragten fanden sich keine Bildungsunterschiede (mehr?).

Wir fanden zudem deutliche Regionenunterschiede, die sich auf unterschiedliche Bildungsprofile in den Regionen (s. ausführlicher Kapitel 3) und auf regionale Familientraditionen zurückführen lassen. So zeigen die Männer in Freiburg eine vergleichsweise wechselvolle Partnerschaftsbiografie mit im Durchschnitt 3,2 festen Partnerinnen (gegenüber 2,5 bzw. 2,6 in den anderen Regionen). Der Anteil an Männern mit vier und mehr festen Partnerinnen ist deutlich höher (38 %, Freiburg Umland und Leipzig 22 %, Gelsenkirchen 25 %) und derjenige mit lediglich einer Beziehung halb so niedrig wie in den anderen Regionen (16 %, Leipzig 30 %, Freiburg Umland 31 %, Gelsenkirchen 35 %).

Sowohl auf Einstellungsebene als auch bezogen auf die Gestaltung der Partnerschaftsbiografie entsprechen die Ergebnisse dem Muster der „seriellen Monogamie“ mit einer Abfolge „monogamer“, d. h. mit Treueerwartungen verbundener Partnerschaften. Doch mit den Aussagen über die Abfolge von Partnerschaften im Lebenslauf ist noch nichts gesagt über die interne Dynamik bei dieser Abfolge. Die Partnerschaften bleiben nicht über alle Lebensphasen und Altersstufen hinweg gleich,

sondern der biografische Prozess weist eine sukzessive Verstetigung auf. Dies zeigen die qualitativen Daten.

5.1.3 SUBJEKTIVE PHASENKONZEPTE FÜR DEN WANDEL VON BEZIEHUNGEN UND FAMILIENGRÜNDUNG

Partnerschaftswechsel ist nicht gleich Partnerschaftswechsel. In der Jugend bedeutet die Auflösung einer festen Beziehung etwas anderes als im Alter von 45 Jahren die Scheidung einer langjährigen Ehe. Das heißt, Kontinuität und Wechsel haben nicht in allen Phasen des Lebens die gleiche Bedeutung und zudem sagt die bloße Anzahl der festen Partnerinnen nichts darüber aus, wie sich die Verbindlichkeit der Beziehungen im Laufe des Lebens verändert. Diese Veränderung ist im Folgenden auf eine besondere Weise Thema: Aus dem qualitativen Material – insbesondere aus der Art, wie Beziehungen phasenspezifisch erzählt, kommentiert und bewertet werden – rekonstruieren wir biografische „Gesamtfiguren“.

„Gesamtfigur“ heißt dabei ein subjektives Konzept, das die gesamte (Partnerschafts-) Biografie umfasst und das implizite Theorien zu Phasengliederungen, zu einer Entwicklungslogik, zu Zusammenhängen zwischen Ereignissen und zum angemessenen Alter bei Übergängen (s. hierzu Abschnitt 5.2.3) enthält.⁹⁶ Die „Gesamtfigur“ ist somit ein Phasenkonzept und ein Bild der zeitlichen Strukturierung der Partnerschaftsbiografie mitsamt Altersnormen für die zeitliche „Lagerung“ von Statuspassagen und biografischen Ereignissen (z. B. auch Familiengründung).

Solche Biografiekonzepte als normative, kollektiv tradierte und in sozialen Kontexten und Kulturen entstehende Lebensformen und ebenso ihre Veränderungen sind Thema in der Biografieforschung.⁹⁷ Sie stellen in besonderer Weise einen Bezug zwischen Subjektivem und Gesellschaftlichem her, indem sie einerseits subjektive Konstruktionen darstellen, andererseits aber gesellschaftliche bzw. kollektive Vorgaben verarbeiten.⁹⁸

Das in der rekonstruktiven Analyse der qualitativen Interviews herausgearbeitete subjektive Konzept von Beziehungsbiografie unterscheidet **drei Phasen**. Es stellt einen soziokulturell vermittelten „Plot“ dar, an dem sich die befragten Männer in unterschiedlicher Hinsicht ausrichten und den sie subjektiv ausgestalten. So können die Männer den Plot in normativer Weise in der Erzählung aufgreifen und bestätigen, auch wenn sie dabei Spielräume einer zeitlich differenten Ausformung haben. Sie können sich aber auch von ihm abgrenzen oder eine Verletzung der normativen Vorgaben bekennen, was jedoch wieder die Bestätigung des normativen Phasenkonzepts

⁹⁶ Vgl. HELFFERICH 1999: 11 ff.

⁹⁷ KOHLI 1985

⁹⁸ Vgl. KOHLI/ROBERT 1984; ROSENTHAL 1995

bedeutet (s. bezogen auf Altersnormen Abschnitt 5.2.3). Das Drei-Phasen-Konzept umfasst eine **Einstiegs- oder Initiationsphase**, eine **Festigungs- oder Erfahrungsphase** und eine **Festlegungsphase** mit (der Möglichkeit) einer Familiengründung.⁹⁹

DIE INITIATIONSPHASE

Die Formen der ersten Phase der Partnerschaftsbiografie, der **Einstiegs- oder Initiationsphase**, wurden bereits in Abschnitt 5.1.1 beschrieben. Findet die Initiation in einer festen und weiter bestehenden Partnerschaft statt („langsames Herantasten“), so bleibt der Rahmen zwar gleich, aber die Beziehung ist um weiter gehende, gemeinsam gemachte sexuelle Erfahrungen bereichert, denen eine wichtige Bedeutung in der Jugend zukommt. Bei der zweiten Form der Initiation, bei der „Verführung“ durch eine erfahrenere Frau, zu der keine feste Beziehung besteht, beginnt die „richtige“ Beziehungsbiografie mit „Liebe“ und intensiveren Gefühlen nach der Initiation. Im zweiten Fall kann die Zäsur zwischen der Initiationsphase und der Festigungsphase als nächster Phase deutlicher ausgemacht werden als im ersten Fall. In Untersuchungen zur Jugendsexualität wird entsprechend darauf hingewiesen, dass sich bei dem „langsamen Herantasten“ die sexuellen Erfahrungen langsam intensivieren, so dass der „letzte Schritt“ nur noch klein ist. Das Sammeln von (sexuellen) Erfahrungen ist auch mit der Initiation nicht abgeschlossen. Es gilt, weitere Praktiken, Gefühle und Beziehungsformen kennen zu lernen.

DIE FESTIGUNGS- ODER ERFAHRUNGSPHASE: ZEIT ZUM AUSPROBIEREN UND ZUM SAMMELN VON ERFAHRUNGEN

In der zweiten Phase, der **Festigungsphase**, steht als „sozialisatorisches Programm“ das Sammeln von weiteren sexuellen Erfahrungen und vor allem das **Sammeln von Beziehungserfahrungen** an. Die Semantik und Metaphorik beim Sprechen über Beziehungen in dieser Phase rekurrieren auf eine Zweiteilung der Beziehungsformen mit folgenden Gegensatzkategorien:

- für die eine Kategorie: „bloß zwei Wochen, dann wieder was anderes“, „hin und wieder mal ein Mädels haben“, „nur Freundin“; allgemeiner: „locker“, „lose“, „kurz“, „wechselnd“, „oberflächlich“, „zwangsläufig wechselnd“, „*Das ging mal so ein halbes Jahr, mal ein Jahr. Und dann war wieder Schluss*“ (1-A/M-4).
- für die zweite Kategorie: „feste Beziehung“, „die große Liebe“, „richtige Liebe“; allgemeiner: „was Festes“, „feste Absichten“, „längerfristig, lang anhaltend“, „kontinuierlich“, „richtig“, „tief“, „die Frau fürs Leben“

⁹⁹ HELFFERICH 1999: 22 ff.

Diese Kategorien werden implizit als Gegensätze gehandelt und in ein zeitliches Nacheinander gebracht:

„Ne das war bloß bis zwei Wochen oder so und dann weg und dann wurde was anderes (lacht), na ja, wie das halt so ist, das mit der festen Beziehung, das kam erst später“ (1-J/M-5); „Ja gut, mer hat hin und wieder mal so en Mädal gehabt, kürzere oder längere Beziehungen. [...] Ja, so richtig die große Liebe war's halt nicht“ (1-A/M-6); „Die typische Pubertätsliebe do also (schnieft) schön war's und man hot sich mol e weng näher kenne glernt so und also so dass da was hänge gebliebe isch“ (4-M/N-101); „Das war meine erste Jugend-, richtige Liebe, also nicht nur Freundin so, sondern richtige Liebe“ (1-M/M-11); „man hat sich irgendwo mit dere grad abgegebe, wo halt grad vorhanden ware, net dass man jetzt da kontinuierlich mit einer irgendwo“ (4-M/N-96).

Das Phasenkonzept kommt zum Ausdruck, wo die erste Form von Beziehungen von einem Befragten als „typische Pubertätsliebe“ bezeichnet und damit der frühen Phase des Sammelns von Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zugeordnet wird. Die „festen“ Beziehungen, so ein anderer Befragter, kommen „später“, also in einer späteren Phase.

Diese Phase, in der „lose“ Beziehungen dominieren, bezeichnen wir als Festigungs- oder Erfahrungsphase, weil die Beziehungen überwiegend einen eher instrumentellen Charakter haben: Es geht darum, Beziehungserfahrungen zu sammeln. Die subjektive Selbstdarstellung für diese Phase betont die „Offenheit“, das „Sprunghafte“, die „Ungebundenheit“ und die „Freiheit“; Rahmung ist häufig die kollektive Freizeitgestaltung und Männlichkeitsinszenierung in der Gemeinschaft der (männlichen) Gleichaltrigen.¹⁰⁰ Impliziter Vergleichshorizont des „noch nicht“ sind die erst in der dritten Phase der Beziehungsbiografie erfahrenen Festlegungen. In der weiteren Entwicklung der Festigungsphase werden die Beziehungen langfristiger und „fester“, was zugleich den – z. T. fließenden – Übergang in die dritte Phase, die **Festlegungsphase** ausmacht.

DIE FESTLEGUNGSPHASE

Die **Festlegungsphase** ist, wie die Bezeichnung nahe legt, durch eine „Festlegung“ gekennzeichnet. In der Aufeinanderfolge ausschließlicher Beziehungen („serielle Monogamie“) gewinnen die Partnerschaften an Dauer und dies führt früher oder später zu einer **symbolischen** (Lebensgemeinschaft) oder **institutionalisierten** (Ehe)

¹⁰⁰ Ausführlicher für Männer mit einer niedrigen Qualifikation: HELFFERICH ET AL. 2005

Festlegung, bei der die Exklusivität der Partnerschaft dann nicht nur qualitativ, sondern auch durch eine Entscheidung für einen besonderen Übergang zeitlich markiert wird.¹⁰¹ Im Prinzip handelt es sich um zwei Übergänge – einen Übergang in das Zusammenleben und einen zweiten in Ehe oder Familiengründung. In den Interviews wird vor allem der zweite Übergang als der subjektiv mit einer definitiven Festlegung korrespondierende Übergang thematisiert. Der Weg zu einer solchen institutionalisierten oder symbolischen Festlegung wird als Ergebnis einer Suche („*Man war halt auf der Suche, nach dem passenden Deckel zum Töpfchen*“: 1-M/M-17) oder eines Erkenntnisprozesses beschrieben („*Irgendwann mal hab ich der [Name der Frau] ein Heiratsantrag gemacht, als mir klar wurde, das isch jetzt die Frau fürs Lebe*“: 3-M/M-56) oder mit der Dauer der Beziehung begründet („*Dann war dann schon nach also sieben Jahre sind ja auch ziemlich lang, dass man sich darüber Gedanken macht, was man eigentlich voneinander will*“: 1-M/H-25). In vielen Interviews entsprechen diese Einordnungen einem impliziten Reifungskonzept.

Das Konzept der Beziehungsbiografie mit seinen drei Phasen folgt einem metaphorischen Plot des „lose – fest – festgelegt“ und stellt in diesem Sinne eine normative bzw. kollektiv verankerte Strukturierung der subjektiven Beziehungsbiografie dar. In der damit verzahnten Ausbildungs- und Berufsbiografie kommen die Übergänge von Schul- in Berufsausbildung, von der Berufsausbildung in die Erwerbstätigkeit vor. Die Ausbildungsphase ist mit der Erfahrungsphase parallelisiert. Dies greift die kollektive Vorstellung auf, dass die Ausbildung als Lehrzeit abgeschlossen sein sollte, bevor eine Familie gegründet wird. Berufliche und partnerschaftsbezogene Festlegung gehen Hand in Hand.

Die Familiengründung gilt als Festlegung par excellence. In den Interviews finden sich Hinweise auf die zum Teil komplexen Veränderungen, die retrospektiv mit diesen Festlegungen verbunden werden (bzw. die prospektiv damit erwartet werden). Zu nennen sind hier vor allem Einschränkungen und Verantwortungsübernahme, die Konzentration auf die Partnerin und die Absage an sexuelle Erlebnismöglichkeiten außerhalb der Ehe sowie Aspekte wie „ruhiger werden“ und „Einmündung“.

„Ich hab alles, was ich gemacht hab, nur noch mit meiner Frau gemacht“ (2-A/M-42); „nachdem wir dann verheiratet waren, dann gab’s ja auch keine andere Probleme mit Frauen mehr, dann war ja dann die eigene Partnerin da ne. Das hat ja auch gereicht ne“ (2-A/N-39); „wenn ma natürlich Kinder het, ma isch angebunde, ma isch zerscht amol scho, muss ma sage, bis se sechs Jahr alt sind, da isch ma mol total angebunde, gell? Do geht einfacht nit viel mit jetzt grad mache, was ma will, gell?“ (4-M/M-82).

101 NAVE-HERZ (2000) weist darauf hin, dass der Übergang in die Ehe stärker ritualisiert ist als der Übergang in das Zusammenleben.

Das Zusammenziehen mit der Partnerin, die Heirat und vor allem die erste Partnerschaft stellen für die Männer eine Transformation „freier Männlichkeit“ in „gebundene Vaterschaft“ dar. Der Bestimmung der Festigungsphase als Phase der Freiheit werden die Familiengründung und die Bindung als Ende dieser (postadoleszenten) Freiheit gegenübergestellt.¹⁰² In den Erzählungen, in denen die Festigungsphase schon im Zeichen von Verantwortung stand, fiel die Betonung der Heirat bzw. Familiengründung als Zäsur weniger deutlich aus. Das Übergangskonzept mit der Festlegung als Ende der Möglichkeit, (bestimmte) Erfahrungen zu machen, bedeutet auch, dass diese für Männlichkeit konstitutiven Erfahrungen vor der Familiengründung gemacht werden müssen. Diejenigen, die eine Familie gegründet haben, beschreiben teilweise aber, dass mit diesem Übergang neue Erfahrungen verbunden sind, folgen also eher dem Gedanken der Transformation von Erfahrungen als der Vorstellung vom Ende von Erfahrungen.

Der Übergang wird unterschiedlich bewertet und normativ verortet. Er kann als eine selbstverständliche und auch emphatische Bereitschaft zur Selbstbindung präsentiert werden.¹⁰³ Er kann aber auch als etwas, was man als Mann erreichen muss, vorgestellt werden („alles erreicht, e gute Ausbildung genosse, geheiratet, an und für sich der Wunschpartner ne, hat alles funktioniert, zwei Kinder dann, au no 's Paar, also Mädle und Bub“: 4-A/M-94), als Ziel („Irgendwo ist es auch ein Ziel vor Augen von mir gewesen, auch zu heiraten und Kinder zu haben“: 2-M/N-51) oder als „Vorsatz“, „Absicht“ oder Einlösung eines „Sinns“ („Heirat sacht man sich, man bleibt zusammen, man hat im Grunde auch ein Ziel, wenn man Kinder hat, da macht das auch Sinn“: 2-A/M-42).

Der Kern des die Phasen konstituierenden Gegensatzpaares und wichtiges Kennzeichen der Transformation „freier Männlichkeit“ in „gebundene Vaterschaft“ („Freiheit“ vs. „Verantwortung“) ist die Möglichkeit der Verantwortungsübernahme als Vorbedingung für Familiengründung. Nur wenn „man(n)“ in der Lage ist, Verantwortung in verlässlicher Weise zu übernehmen, „dann kann mer das mache“, eine Familie gründen. Allerdings ist diese Möglichkeit ihrerseits eine voraussetzungsvolle Angelegenheit, die biografische Zeit braucht.

AUSGESTALTUNGEN DES KONZEPTES

Das Drei-Phasen-Konzept gibt einen Rahmen vor, der aber unterschiedlich ausgeführt wird. Die Männer, die nur von einer einzigen festen Partnerschaft berichteten bzw. die nur mit ihrer Partnerin und mit keiner anderen Frau Erfahrungen gesammelt

¹⁰² Vgl. hierzu ausführlich HELFFERICH ET AL. 2005

¹⁰³ Männer aus Leipzig und Gelsenkirchen problematisierten im Vergleich zu den Männern aus Freiburg und Umgebung den Übergang in Vaterschaft weniger und besetzen ihn positiver. Diese Vorstellung eines „Ziels“ kann zusammen gehen mit einem akzidentellen Erreichen des Ziels.

hatten, hatten eine kurze Festigungsphase. Dass ihnen das Konzept gleichwohl präsent war, kann daraus abgeleitet werden, dass sie dem Interviewer gegenüber auf diese Ungewöhnlichkeit hinweisen: „Das erste Mal geschlafen, das ist mit der jetzigen Frau gsi (lacht). Wird in den wenigsten Fällen (lacht) so si, aber das war tatsächlich so“ (4-M/N-96). Die Bedeutung der Festigungsphase in der einzelnen Biografie kann also variieren – sie wird von der jeweiligen Orientierung an Männlichkeitsanforderungen (z. B.: ein Mann muss sich „die Hörner abstoßen“, Bedeutung des Abenteuers beim Heranwachsen von Männern) und Sexualitätskonzepten (z. B.: man muss sexuelle Erfahrungen mit mehreren Partnerinnen sammeln) beeinflusst sowie von der Bereitschaft, früh Verantwortung zu übernehmen (s. o.).

Die Differenzierung der Phasen gibt eine biografische Logik vor und impliziert eine zeitlich-biografische Linearität. Da es aber immer auch ein Scheitern einer festen Beziehung gibt, sind zirkuläre Entwicklungen möglich: Nach dem Scheitern kann es wieder eine „wilde Phase“ mit kürzeren Beziehungen geben.

5.2 DIE ZEITLICHE DYNAMIK VON STATUSPASSAGEN UND VORSTELLUNGEN VOM ANGEMESSENEN ALTER BEI ÜBERGÄNGEN

Die biografischen Angaben in der Studie „männer leben“ ermöglichen es uns, die Übergänge und Statuspassagen als „Meilensteine“ der Partnerschafts- und Familienbiografie zeitlich und bezogen auf das Lebensalter, in dem sie vollzogen wurden, zu lokalisieren. Der partnerschafts- und familienbezogene Lebenslauf kann dabei eine „verkürzte“ Form annehmen, in der die Meilensteine dicht gedrängt, in kurzen Zeitabständen aufeinander folgen, oder eine „gestreckte“ Form¹⁰⁴, bei der sich die einzelnen Übergänge über eine längere Lebensspanne erstrecken. Dabei kann es in einer reproduktiven Kultur Vorstellungen von einem „richtigen“ bzw. „zu jungen“ oder „zu späten“ Alter für Übergänge und von einer „richtigen“ Abfolge von Lebensereignissen geben.

5.2.1 MEILENSTEINE IM PARTNERSCHAFTLICHEN LEBENS LAUF: DIE ERSTE HEIRAT

Dem biografischen Gesamtkonzept entsprechend gehen die drei aufeinander folgenden Statuspassagen „Beginn der ersten festen Partnerschaft“, „Zusammenziehen mit einer Partnerin“ und „erste Eheschließung“ mit einer wachsenden Verbindlichkeit

104 Die Bezeichnung von Lebenslaufmustern (i.S. einer zeitlichen Aufeinanderfolge von Statusübergängen) als „verkürzt“ oder „erstreckt“ bzw. „verlängert“ stammt aus der Jugendsoziologie; vgl. FUCHS 1985. Aus Sicht der Lebenslaufperspektive bedeutet ein früher Übergang in die Elternschaft eine Verkürzung der Jugendphase und häufig auch das weitgehende Fehlen der Postadoleszenz; SCHNEIDER 1994: 190.

der Lebensform des Paares einher: Ist die feste Partnerschaft schon eine erste Festlegung, wird in einer partnerschaftlichen Lebensgemeinschaft der Alltag aufeinander abgestimmt, die Haushaltsführung geteilt und in der Regel auch gemeinsamer Besitz gebildet. Die Heirat unterwirft diese Bindungen eherechtlichen Vorgaben und der Pflicht, füreinander einzustehen. Dieser Prozess soll hier als „Verstetigung“ bezeichnet werden.

Ausgewertet werden hier die standardisierten Daten zu den drei genannten Übergängen. Nur wenige Männer waren noch keine feste Partnerschaft eingegangen, 10 % hatten noch nie mit einer Partnerin zusammengelebt¹⁰⁵ und 30 % waren noch nie verheiratet. Die erste feste Partnerschaft wurde im Durchschnitt mit 19,3 Jahren (arithmetisches Mittel) eingegangen.¹⁰⁶ Das durchschnittliche Alter, bis zu dem die Hälfte aller Befragten erstmals mit einer festen Partnerin zusammengezogen und einen gemeinsamen Hausstand gegründet hatten, liegt bei 24 Jahren (Survival-Median)¹⁰⁷ und das entsprechend berechnete Durchschnittsalter (Survival-Median) für die erste Eheschließung bei 29 Jahren.

WANDLUNGSTENDENZEN: DIE VERSTETIGUNG ERSTRECKT SICH ÜBER EINEN LÄNGEREN ZEITRAUM

Bezogen auf die drei Statuspassagen ergeben sich unterschiedliche Trends:

- Das Durchschnittsalter beim Beginn der ersten festen Partnerschaft ist über die Kohorten hinweg kontinuierlich **gesunken**, insgesamt um zwei Jahre. Während die 50- bis 54-jährigen Männer mit 20,3 Jahren ihre erste feste Freundin hatten, lag das Durchschnittsalter bei den 25- bis 29-Jährigen bei 18,2 Jahren.
- Der Median des Alters für die Gründung des ersten gemeinsamen Hausstandes ist **gleich geblieben** und beträgt in allen drei Altersgruppen im Durchschnitt 24 Jahre.
- Der Median des Heiratsalters ist **gestiegen** (ausführliche Darstellung mit Berücksichtigung der Sonderrolle von Leipzig s. u.).

105 Mit dem Alter nimmt der Anteil derer, die noch nie mit einer Partnerin zusammengelebt haben, ab: von 21 % bei den 25- bis 34-Jährigen auf 6 % bei den 35- bis 44-Jährigen und 4 % bei den 45- bis 54-Jährigen.

106 Mit Ausnahme der ersten festen Partnerschaft, von der von nahezu allen Männern berichtet wurde, wird das mittlere Alter bei den in den Abschnitten 5.2.1 und 5.2.2 betrachteten Meilensteinen als Survival-Median angegeben. Zur Auswertung von Ereignisdaten (z. B. Altersangaben) mit ereignisanalytischen Verfahren (Survivalanalysen) s. Anhang B 1.7.

107 Das erste Zusammenziehen mit einer Partnerin kann sich sowohl auf die Gründung einer nichtehelichen als auch einer ehelichen Lebensgemeinschaft beziehen.

Diese drei Trends zeigen eine Verlängerung sowohl der ersten Verfestigungsphase zwischen dem durchschnittlichen Beginn der ersten festen Partnerschaft und der ersten gemeinsamen Haushaltsgründung als auch der zweiten zwischen erster gemeinsamer Haushaltsgründung und erster Eheschließung. Bei dieser Feststellung ist jedoch zu beachten, dass die Angaben nicht auf die individuellen Biografien übertragen werden können, da es sich um aggregierte Daten handelt. Für eine personenbezogene Aussage müssten die konkreten Abstände zwischen den Ereignissen in den einzelnen Biografien geprüft werden. Im Hinblick auf die Realisierung des Drei-Phasen-Konzeptes liefern die Angaben aber dennoch einen Hinweis auf die gesellschaftlich verankerte Streckung der Festigungsphase.

BILDUNGSUNTERSCHIEDE

Das mittlere Alter liegt für die Ereignisse umso niedriger, je niedriger die Bildung der Männer ist.

- Hauptschulabsolventen hatten mit 18,9 Jahren etwas früher die erste Freundin als Befragte mit höheren Schulabschlüssen (Realschulabschluss, Hochschulreife: jeweils 19,5 Jahre). Signifikant ist dies aber nur für die 25- bis 34-Jährigen, bei denen Hauptschulabsolventen mit 17,3 Jahren ihre erste Partnerschaft hatten, Befragte mit Realschulabschluss und (Fach-)Abitur mit jeweils etwa 19 Jahren.
- Haupt- und Realschulabgänger gründeten im Schnitt mit 23 Jahren zwei Jahre früher die erste partnerschaftliche Lebensgemeinschaft als Befragte mit (Fach-)Hochschulreife.
- Während die Männer mit niedriger und mittlerer Bildung im Schnitt mit etwa 28 Jahren die erste Ehe eingingen, heirateten Befragte mit höchster Bildungsqualifikation erst drei Jahre später, mit 30,8 Jahren. Dies gilt nur für die West-Regionen; in Leipzig lassen sich hingegen keine signifikanten Bildungsunterschiede nachweisen.

Die zeitliche Verortung der Übergänge in der Partnerschaftsbiografie, die eine Verfestigung und Festlegung anzeigen, hängt somit maßgeblich von der Höhe der Bildung bzw. von der Länge der Bildungsphase und damit auch von dem biografischen Zeitpunkt des Eintritts in den Arbeitsmarkt ab.

REGIONENUNTERSCHIEDE¹⁰⁸

Die Kurvenverläufe in Abbildung 5-1 (Leseanleitung S. 62/63) zeigen für die Heirat den stärksten Aufschub für Freiburg¹⁰⁹ und den zweitstärksten für Leipzig, dicht gefolgt vom Freiburger Umland. Die Männer in Gelsenkirchen schlossen ihre erste Ehe mit im Schnitt 27,3 Jahren am frühesten. Sie waren beim Beginn der ersten festen Partnerschaft mit im Schnitt 18,9 Jahren ca. ein halbes Jahr „früher dran“ als die Befragten in den anderen Regionen.

Die Abbildung zeigt ebenfalls, dass das Heiratsalter in Freiburg Umland stärker normiert ist als in den anderen Regionen. Das Zeitfenster, in dem zwischen 25 % und 75 %¹¹⁰ aller Befragten geheiratet haben, beträgt hier nur acht Jahre, in Gelsenkirchen hingegen 13 Jahre und in Freiburg und Leipzig sogar 15 bis 16 Jahre. In den beiden zuletzt genannten Regionen sind zudem mehr Männer (noch) nicht verheiratet.

Für alle Regionen gilt: Je jünger die Befragten sind, umso später wird geheiratet – für Leipzig gilt dies in besonderem Maß. Für den Übergang in die Ehe im Vergleich der Alterskohorten ergibt sich ein Schaubild, das der Abbildung 4-2 von der Grundstruktur her ähnelt: Wie in Kapitel 4 für die erste Vaterschaft gezeigt, gilt auch hier, dass vor allem die jüngeren, 25- bis 34-jährigen Befragten – also die Männer, die bei der Wende erst zwischen 13 und 22 Jahre alt waren – die erste Ehe hinauszögerten. Bis zum Alter von 29,3 Jahren ist erst ein Viertel der jüngeren Männer verheiratet, mehr als zwei Drittel von ihnen sind (noch) ledig.¹¹¹ Der Survival-Median, der angibt, bis zu welchem Alter die Hälfte der Befragten eine erste Ehe geschlossen hat, liegt bei den 45- bis 54-jährigen Männern bei 24,9 Jahren, bei den 35- bis 44-jährigen bei 26,1 Jahren. Für die jüngste Altersgruppe lässt er sich nicht berechnen, da noch zu viele nicht verheiratet sind.

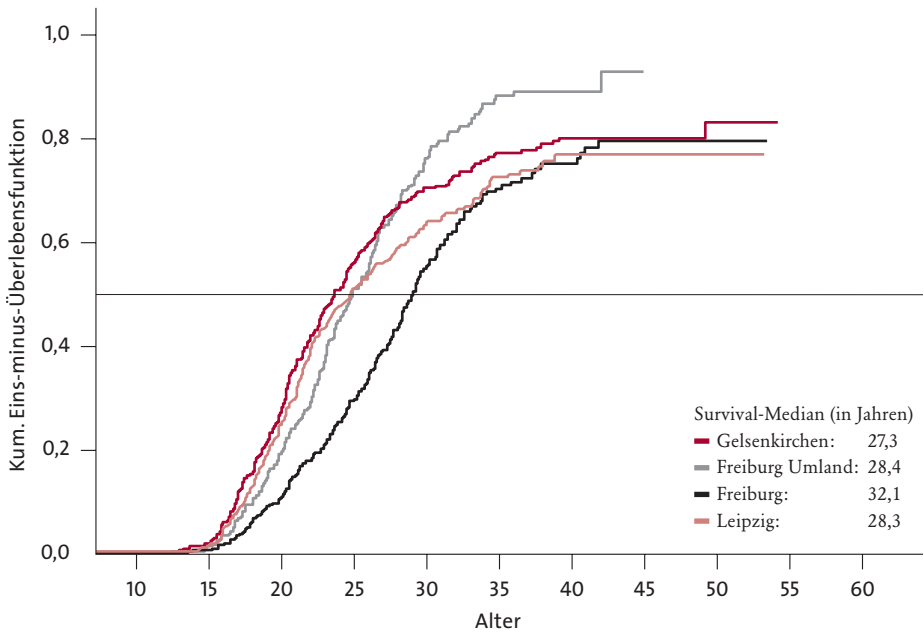
108 Vgl. hierzu auch ausführlicher Kapitel 3

109 Freiburg hat den höchsten Anteil an Männern, die bislang noch nie mit einer festen Partnerin zusammengelebt haben (16 %; in den anderen Regionen 6 % bis 10 %).

110 Hierbei handelt es sich um die Quartilsangaben auf der y-Achse der Abbildung 5-1.

111 Aufgrund der hohen Zahl zensierter Fälle kann kein Survival-Median berechnet werden.

ABBILDUNG 5-1: SURVIVALKURVE ZUM ÜBERGANG IN DIE ERSTE EHE NACH REGION



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, Produkt-Limit-Schätzungen nach Kaplan-Meier

5.2.2 MEILENSTEINE IM FAMILIÄREN LEBENSLAUF: DAS ERSTE UND DAS ZWEITE KIND

Da Ehe und Elternschaft nach wie vor eng gekoppelt sind – 92 % der Männer, die gemeinsame Kinder mit ihrer Partnerin haben, sind mit ihr verheiratet und umgekehrt haben 86 % der verheirateten Männer gemeinsame Kinder mit ihrer Partnerin –, finden wir bei der zeitlichen Platzierung der ersten Vaterschaft ähnliche Einflussfaktoren wie im Hinblick auf den Zeitpunkt der ersten Eheschließung.

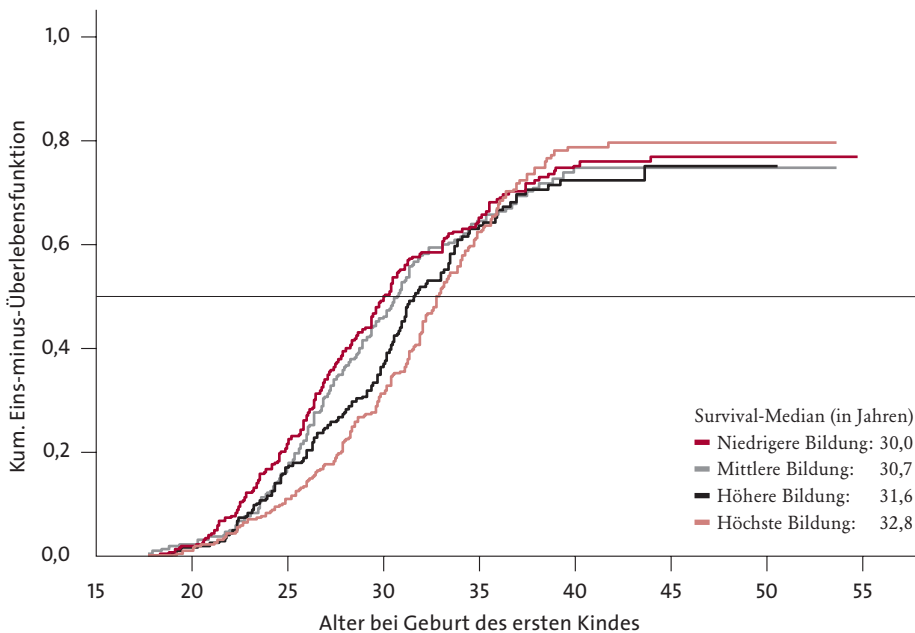
DAS ERSTE KIND: BILDUNGSUNTERSCHIEDE

Insbesondere die Bildungsunterschiede spitzen sich zu, wenn es um die Geburt des ersten Kindes geht: Höher qualifizierte Männer haben einen biografisch nachverlagerten und insgesamt gestreckten Ablauf der Partnerschaftsbiografie. Sie verschieben aufgrund der vergleichsweise langen Bildungsbeteiligung und der damit verknüpften relativ späten beruflichen Konsolidierung Festlegungen im familiären Bereich in ein höheres Lebensalter (s. Kapitel 3 und 6). Dies zeigt Abbildung 5-2, auf der die nach Bildung differenzierten Survivalkurven zum Übergang in die Vaterschaft für die westlichen Erhebungsregionen wiedergegeben sind. Bis zum Alter von

30 Jahren sind 50 % der Männer mit niedriger Bildungsqualifikation, aber erst 32 % der Befragten mit hoher Qualifikation erstmals Vater geworden. Entsprechend fällt der Survival-Median bei den hoch qualifizierten Befragten mit 32,8 Jahren am höchsten aus. Allerdings „holen“ die hoch Qualifizierten ab Mitte 30 „auf“, während bei den Befragten mit niedrigeren Qualifikationen kaum noch Zuwächse zu verzeichnen sind. Dies kann als Indiz dafür gewertet werden, dass die hoch Qualifizierten ab diesem Alter, wenn ein gewisses Maß an beruflicher Konsolidierung erreicht wurde, offensichtlich bessere Chancen auf eine Familiengründung haben und seltener kinderlos bleiben als Befragte mit niedrigeren Qualifikationen.

Auch wenn aufgrund des spezifischen Bildungssystems in der DDR Bildung in Leipzig weniger stark differenziert und der Zusammenhang zwischen Bildung und Alter bei Geburt des ersten Kindes nicht so deutlich ausfällt (s. Kapitel 4), gründen auch hier hoch qualifizierte Männer mit 29,8 Jahren deutlich später eine Familie als niedriger qualifizierte (26,8 bis 27 Jahre).

ABBILDUNG 5-2: ÜBERGANG IN DIE VATERSCHAFT NACH BILDUNGSSTAND – WEST-REGIONEN



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, Produkt-Limit-Schätzungen nach Kaplan-Meier



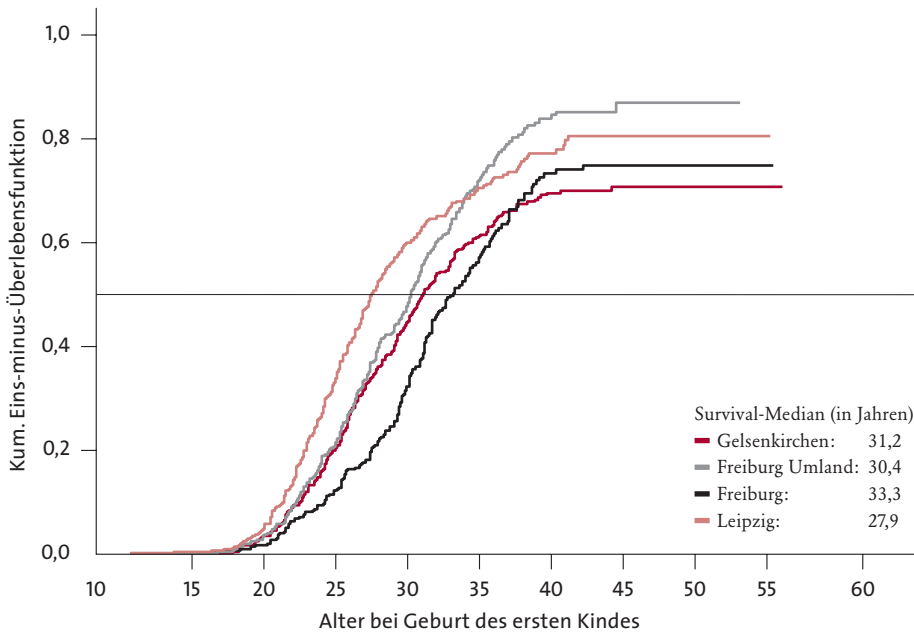
DAS ERSTE KIND: REGIONALE UNTERSCHIEDE

Abbildung 5-3 zeigt den in Kapitel 4 bereits beschriebenen Ost-West-Unterschied bei der Familiengründung: Aufgrund einer biografisch frühen Familiengründung, die in der DDR-Tradition durch spezifische gesellschaftliche Rahmenbedingungen und staatliche Unterstützungsleistungen abgesichert war, wurden die Männer in Leipzig insgesamt deutlich früher zum ersten Mal Vater als die Befragten in den westlichen Regionen. Bis zum Alter von 27,9 Jahren hatte die Hälfte aller befragten Männer ihr erstes Kind.

Demgegenüber wurde die erste Vaterschaft in der Universitätsstadt Freiburg am weitesten aufgeschoben und erst mit 33,3 Jahren haben 50 % der Männer ein erstes Kind. Nach Ausbildung und beruflicher Konsolidierung „holen“ die Freiburger Männer jedoch „auf“ und gründen eine Familie. Ab Mitte 30 „überholen“ sie sogar die Männer in Gelsenkirchen.

In Gelsenkirchen und Freiburg Umland werden die Männer im Durchschnitt mit 31,3 resp. 30,4 Jahren erstmals Vater. Die Dynamik bei Männern aus beiden Regionen ist in den jüngeren Jahren ähnlich, im weiteren Verlauf zeigen sich Unterschiede. In Gelsenkirchen gibt es bei Männern ab Mitte 30 kaum noch Zuwächse und insgesamt einen relativ hohen Anteil an kinderlosen Männern. In Freiburg Umland gibt es einen nicht zu vernachlässigenden Anteil von Männern, die auch noch mit Ende 30 erstmals Vater werden, und entsprechend bleiben weniger Männer kinderlos.

ABBILDUNG 5-3: ÜBERGANG IN DIE VATERSCHAFT NACH REGION



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, Produkt-Limit-Schätzungen nach Kaplan-Meier

5

ALTER BEI GEBURT DES ZWEITEN KINDES¹¹²

Zum Zeitpunkt der Erhebung haben knapp zwei Drittel der Väter (n = 633) zwei oder mehr Kinder. Dabei zeigen sich deutliche regionale Unterschiede, die wiederum den Kurvenverläufen aus Abbildung 5-4 zu entnehmen sind:

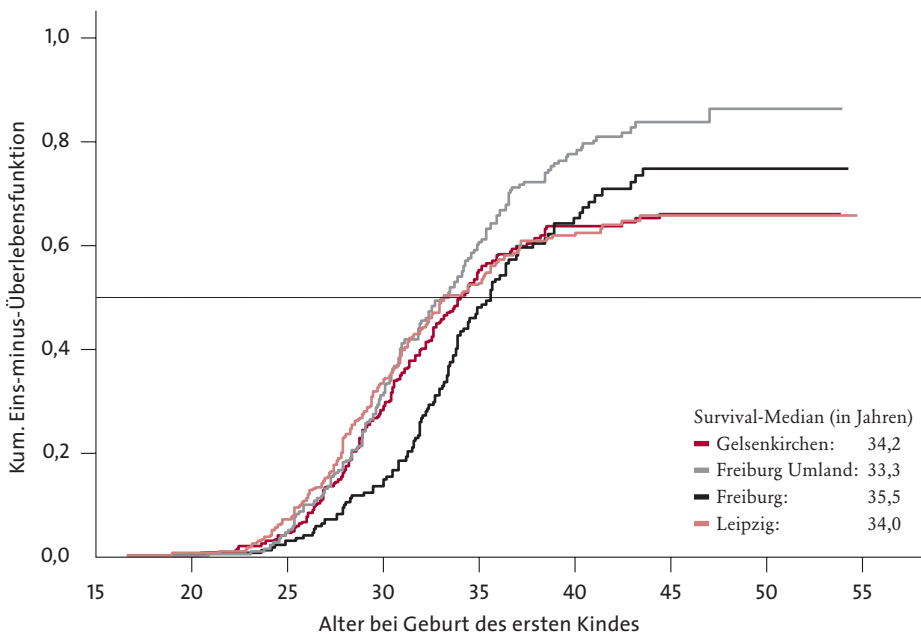
- Die Väter in Freiburg Umland haben häufiger mindestens zwei Kinder als diejenigen in den drei anderen Erhebungsregionen und waren zudem etwas jünger, als ihr zweites Kind zur Welt kam.
- Bis zum Alter von 30 Jahren haben die Väter in Freiburg Umland, Gelsenkirchen und Leipzig zwar ähnlich häufig ein zweites Kind. Danach zeigen sich jedoch Unterschiede: In Gelsenkirchen kommt es seltener zu einem zweiten

¹¹² Für die Untersuchung der Häufigkeit und der zeitlichen Platzierung der zweiten Vaterschaft sowie des Abstandes zwischen der Geburt des ersten und zweiten Kindes in der Survivalanalyse werden nur die Männer berücksichtigt, die bis zum Befragungszeitpunkt mindestens ein Kind hatten; Grundgesamtheit für die folgende Analyse sind n = 992 Väter.

Kind, in Freiburg Umland wächst der Anteil der Männer, die ein zweites Kind bekommen, immer noch an.

- Die Freiburger Väter, die relativ spät mit der Familienbildung begonnen haben, werden auch vergleichsweise spät zum zweiten Mal Vater. Mit 35,5 Jahren und damit später als in den anderen Regionen hat die Hälfte der Männer mit einem Kind ein zweites Kind bekommen. Ab diesem Alter „holen“ die Väter in Freiburg jedoch „auf“ und sie bekommen ab Mitte 30 häufiger ein zweites Kind als die Väter in den beiden anderen Städten.
- In Freiburg haben 74 %, in Freiburg Umland 83 % der Väter bis zum Alter von 45 Jahren ein zweites Kind; in Gelsenkirchen und Leipzig liegt der entsprechende Anteil nur bei jeweils 66 %.

ABBILDUNG 5-4: ÜBERGANG ZUM ZWEITEN KIND NACH REGION

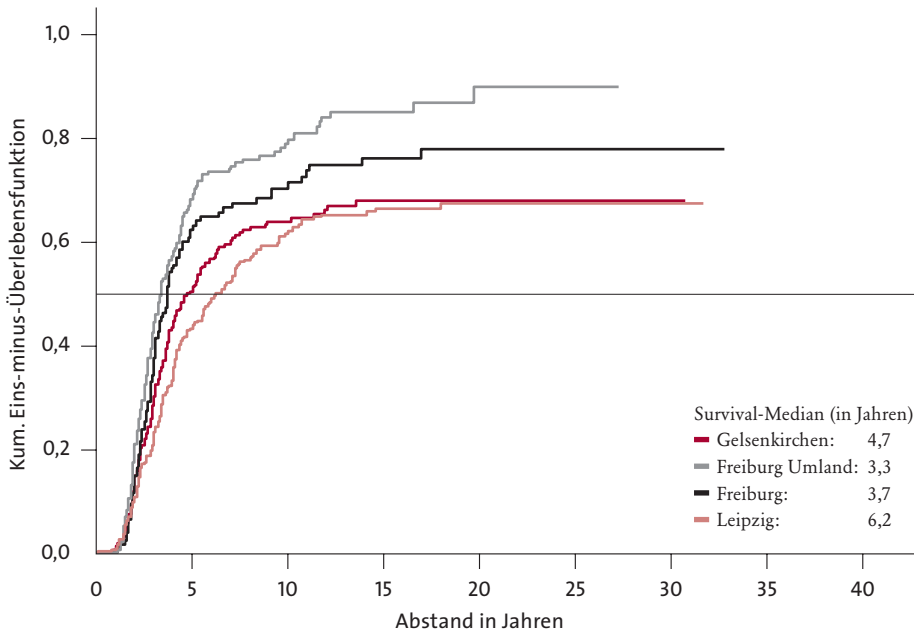


Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, Produkt-Limit-Schätzungen nach Kaplan-Meier

Die Leipziger Väter, die bei der Familiengründung mit Abstand am jüngsten waren (s. Abbildung 5-3), unterscheiden sich in Bezug auf das Alter bei der Geburt des zweiten Kindes kaum noch von den Befragten in Gelsenkirchen bzw. sind sogar älter als die Väter in Freiburg Umland. An diesem Ergebnis lässt sich bereits ablesen, dass

der zeitliche Abstand zwischen der ersten und der zweiten Vaterschaft in Leipzig deutlich höher ausfällt als in den westlichen Regionen. Unabhängig davon, ob das zweite Kind in derselben Partnerschaft geboren wurde wie das erste oder nicht, hatten die Väter in Freiburg Umland und in Freiburg im Mittel 3,3 resp. 3,7 Jahre nach der Familiengründung ein zweites Kind, in Gelsenkirchen 4,7 Jahre später. Die längste Zeitspanne bis zur zweiten Vaterschaft ist jedoch in Leipzig zu beobachten. Hier vergehen 6,2 Jahre, bis das zweite Kind zur Welt kommt (s. Abbildung 5-6).

ABBILDUNG 5-5: **ABSTAND ZWISCHEN ERSTER UND ZWEITER VATERSCHAFT NACH REGION (IN JAHREN)**



Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, Produkt-Limit-Schätzungen nach Kaplan-Meier

5.2.3 SUBJEKTIVE ALTERSNORMIERUNGEN

Für die in den einzelnen Abschnitten von Kapitel 5 beschriebenen Übergänge zwischen Phasen im partnerschaftlichen Lebenslauf finden wir in den qualitativen Interviews subjektive Altersnormierungen. Zum einen werden in vielen Interviews direkt oder indirekt Angaben für ein angemessenes Alter bei den jeweiligen Ereignissen und Übergängen gemacht oder es wird eine zu diesen Normierungen relationale Positionierung vorgenommen: entweder als **zeitlich passend** („das richtige Alter“) oder als **zu früh** bzw. **zu spät**. Auch Ausdrücke wie „schon“ oder „erst“ enthalten



Hinweise darauf, ob ein Ereignis gemessen an zu Grunde liegenden Altersnormen als vorzeitig oder als verspätet eingeordnet wird.

NORMIERUNGEN DES ALTERS FÜR ERSTE ERFAHRUNGEN

Eine zeitliche Bewertung als „(zu) früh“ oder „(zu) spät“, bezogen auf das erste Interesse an und die ersten Kontakte zu dem anderen Geschlecht – insbesondere auch bezogen auf die Initiation –, wird in den Interviews häufig vorgenommen. Insgesamt gilt ein Alter von 13 oder 14 Jahren als „recht früh“, während das Alter von 16 bis 17 Jahren als richtiges Alter kommentiert wird. Ab einem Alter von 17 Jahren findet sich hingegen die Semantik des „Spätzünders“ und andere Hinweise auf eine Einordnung als verspätet (z. B. „*schon fast 20, bis ich die erste Freundin hatte*“: 4-M/H-86). Die Zitate lassen sich einteilen in solche, die Bezug nehmen auf das Normale und Übliche, wie z. B.:

„Die erste feste Freundin, spät, da war ich schon 17. War für unsere Verhältnisse sag ich mal spät“ (2-M/N-31); „Des Weggehen abends und sonntags so, des het eigentlich erscht so, mit 18 anfange wo mer Auto gefahre sin. Wobei des war auf 'm Land und so, da isch a wenig, denk ich doch, a wenig, alles a wenig, später komme wie jetzt so in der Stadt drin“ (4-M/M-82).

Andere Zitate beziehen sich auf den persönlichen und individuellen Entwicklungsstand als Norm¹¹³, mitunter in Abgrenzung gegenüber dem vorgegebenen Programm des ersten Geschlechtsverkehrs: „*Wie gesagt, ich bin 24 geworden. Ich musst mir das irgendwie schon vornehmen*“ (3-J/H-59); „*Ich war bei Weitem eigentlich noch nich so weit gewesen*“ (1-J/M-19).

Wir haben bereits gesehen, dass die zeitliche Dynamik der Partnerschaftsbiografie für Männer mit einer niedrigeren Qualifikation vorverlagert ist.¹¹⁴ Für diese Männer lassen sich entsprechend andere subjektive Altersnormierungen und Bewertungen von Ereignissen als „zu früh“ oder „zu spät“ rekonstruieren als für hoch qualifizierte. Bezugspunkt ist der vergleichsweise frühe Eintritt in den Arbeitsmarkt:

„Ja mit 17 Jahren hatt ich dann ausgelernt. Ziemlich früh, und hab dann richtiges Geld verdient, gutes Geld. Und dann fing es auch dann sag mal mit sechzehneinhalb war, fing's dann so richtig mit Mädchen an. [...] Ja wie gesagt, dadurch dass ich schon ziemlich früh arbeiten war. [...] Ja, mit 21 war ich schon verheiratet“ (2-M/N-51).

¹¹³ Vgl. ähnliche Motive bei v. DER LIPPE 2005

¹¹⁴ Für niedrig qualifizierte Männer ausführlich HELFFERICH ET AL. 2005

Aus dem Material ergibt sich eine Tendenz, dass niedrig qualifizierte Männer eher den Aspekt des „zu spät“ und hoch qualifizierte eher den Aspekt des „zu früh“ thematisieren. Die Altersnormierungen, auf die mit den Einordnungen Bezug genommen wird, hängen nicht nur von der Bildung ab, sondern auch von dem Aufwachsen in der Stadt oder auf dem Land. Auf dem Land ist der Zugang zu einer uneingeschränkten Mobilität altersabhängig, die wiederum vor allem in den Erzählungen der Älteren notwendig war, um Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zu intensivieren (Führerschein mit 18 Jahren, s. Zitat oben).

NORMIERUNGEN DES ALTERS BEI DER FAMILIENGRÜNDUNG

Auch für die Familiengründung wird das „richtige Alter“, ein „zu früh“ oder ein „zu spät“, thematisiert. Dabei wird wiederum Bezug auf das Übliche und Normale genommen: *„Ich hab mich gefreut, dass ich Vater werde [...] Ich mein, ich war 24, alt genug“* (1-M/M-17); *„Dass ma gsagt hän: okay jetzt vom Alter her [...] okay jetzt wär's normale Alter“* (4-M/H-77). Andere Erzähler beziehen sich dagegen auf den persönlichen Entwicklungsstand, für den die Semantik der Reife und der Bereitschaft verwendet wird:

„Meine Freundin isch da mal auf mich zugekomme und hat gsagt, ich bin schwanger, und dann hab ich gedacht, oh je, bin ja noch gar nicht so weit, gell [...] weil ich noch net, weil ich zu dem Zeitpunkt wahrscheinlich noch net bereit war, irgendwie mich auf die Frau so einzulasse, dass es zu Familiengründung kam“ (3-M/M-56); *„Wir fühlten uns reif dafür, wir fühlten uns in der Lage dazu, ein Kind versorgen zu können“* (1-M/H-10).

Die Altersnormierung unterscheidet sich auch hier nach der Bildung der Befragten. „Zu früh“ heißt vorzeitig in dem Sinne, dass Voraussetzungen noch nicht erfüllt sind, nämlich die Ausbildung noch nicht abgeschlossen und die Position im Beruf noch nicht konsolidiert ist:

„Also dass von den, von den Kinderwünschen war es ganz lange Zeit so, oh Gott bloß nich [...] so bandelt sich das langsam, also es ist nicht mehr so die Horrorvorstellung [...] Aber erst mal muss das Studium jetzt langsam dem Ende entgegen, das heißt, man kann da endlich mal ein ernsteres als Berufsleben, Berufsleben einsteigen, auch mal ein bisschen selber Geld verdienen. [...] Ich hatte ja gesagt, dass wir so ein bisschen Angst davor hatten, zu früh Kinder zu kriegen, oder dass das mehr ne Bedrohung war, so in unserer Lebensplanung“ (2-J/M-30).

„Alt genug“ heißt entsprechend: „fertig sein“ mit dem, was vor einer Familiengründung zu erreichen ist, die Ausbildung abgeschlossen, das Haus gebaut haben etc. Diese subjektiv als relevant erachteten Voraussetzungen für eine Familiengründung

werden je nach Ausbildungslänge früher oder später verfügbar. Vor allem hoch qualifizierte Männer (und Frauen), die auch biografisch später eine Familie gründen (s. o.), beziehen sich auf entsprechend in ein höheres Alter verlagerte Altersnormen.

Ein weiterer Faktor sind kulturelle und regionale Spezifika, die sich in kollektiven Tradierungen und normativen Strukturierungen äußern. Die Altersnormierungen der Leipziger Männer fallen niedriger aus; in der DDR-Tradition waren die reproduktiven Ereignisse in der Biografie früher verortet. Das „richtige“ Alter wird in den Leipziger Interviews jünger angesetzt: „*Und da haben wir gesacht, ja gut, also zwei, drei Jahre haben wir Zeit und mit 24, also jetzt von mir aus gesehen, war dann klar, jetzt wird's aber Zeit, dass wir mal mit Kindern anfangen*“ (1-A/H-1). In einigen der West-Interviews kursiert dagegen die magische Grenze von 30 Jahren.

„Irgendwo hatte ich immer den Vorsatz: Vor meinem 30. Lebensjahr heirate ich nicht“ (2-M/N-31); „Das war nämlich eigentlich meine s-, mein Ziel, dass ich bis 30 offen sein möchte, das Leben praktisch genießen möchte und dann mir jemanden such oder heirat, ja“ (4-M/N-76); „Weil irgendwo dann au in mir der Freiheitsdrang war un au viel zu erlebe, des wär net gut gange, also hab i des frühzeitig selber 's Ziel gesteckt, 30, ab 30 (schneift), do hosch du alles erlebt, hasch der viel uffgebaut und dann kann mer des mache“ (4-M/N-101).

Mit der Bewertung des „zu spät“ ist insbesondere in Leipzig und in Gelsenkirchen das Argument verbunden, dass eine späte Vaterschaft nicht mit den Vorstellungen, wie man mit den Kindern leben und sie heranwachsen sehen möchte, kompatibel ist, und dass die Generationenfolge einzuhalten sei.

„Mit 50 möcht ich weiß Gott keine Kinder mehr in die Welt setzen. [...] mit 50 Jahren brauch ich keine Kinder mehr in die Welt setzen, weil ich kann, wenn ich Pech habe, gar nich miterleben, wie die groß werden“ (2-A/N-39)¹¹⁵; „Mir wolle net ewig warten und dann sin mir alte Daddy, alte Oma und kriege dann noch Kinder“ (4-M/H-77).

Zwei weitere Aspekte beeinflussen die Genese eines Alterskonzeptes: der Vergleich mit anderen, gleichaltrigen Paaren im Umfeld, die Kinder bekommen, und die damit faktisch „das normale Alter“ konstituieren, und der Vergleich mit der Generation der eigenen Eltern. Für den Vergleich mit dem Umfeld stehen Zitate wie:

„Wir waren in der Tat gegenüber unseren Altersgenossen schon ein bisschen alt. Zumindest gegenüber den Pärchen, die hatte alle schon Kinder“ (1-M/H-10); „Und dann muss man unser Bekantekreis sehen, da gab's paar, die Kinder

¹¹⁵ Ausführlicher HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 31

sind heut schon zehn Jahr älter wie meine. Und da war isch des natürlich au so entstanden, Mensch der hätt jetzt schon ä Kind, der die isch so alt, äh mir wolle auch oder so. Und – andre kamen dann wieder nach uns“ (4-M/H-77).

Wird das subjektiv angemessene Alter für Elternschaft in einem Bezug auf die eigene Elterngeneration bestimmt, kann das Alter der Eltern bei der Familiengründung entweder als „günstig“ übernommen oder als „zu früh/zu spät“ eingeordnet und durch oppositionelle Normierungen ersetzt werden.

„Kinderwunsch war bis 30 gar nix, bis zum dreißigschten Lebensjahr, weil ich net der gleiche Fehler mache wollt wie mei Eltern, früh Kinder, kei Erfahrung, kei Geld und nix und des wollt ich einfach meine jetzige Kinder alles erspare. Ich wollt mir was aufbaue, wo ich sage kann, so, ich kann meine Kinder was biete, mei Kinder müsse sich net schäme, wenn se rausgehe und so, des was mer halt im eigene Lebe vorerfahre hat, wollt mer des nicht de eigene Kinder wieder vorführe, weil irgendwo tut mer sich dann au wieder selber alles vorführe, so war's doch bei mir genauso und des wollt ich net, wenn alles wirklich erlebt worre isch und alles aufgebaut worre isch und dann sage, so des isch e gesunde soziale Stellung do, isch alles ebe, isch alles vorhande, dann kann i sage, so jetzt tun wir mol mei Nachkomme erziehe“ (4-M/N-101).

5.3 DISKUSSION

Familienplanung ist unter der biografischen Perspektive Gestaltung der auf Partnerschaft und Familie bezogenen Phasen und Übergänge im Lebenslauf. Für das rekonstruierte subjektive Konzept des partnerschaftlichen Lebenslaufs (bis zur Familiengründung), das die Folie einer solchen Gestaltung abgibt, gibt es eine Reihe von ähnlichen Ergebnissen in der Familienforschung. SCHÄPER und KÜHN¹¹⁶ haben bei Absolventen und Absolventinnen einer Berufsschule ein Muster gefunden, das die zwei Phasen der „wilden Zeit“ und des Familienlebens umfasst. BURKART betont, dass, auch wenn es „die Normalbiografie“ nicht mehr gibt, es dennoch Lebensphasen gibt, die „nicht willkürlich und ‚individualisiert‘, in freier Wahl, sondern nach einem Muster, das sich mehr und mehr einspielt“¹¹⁷, durchlaufen werden. Dieses Muster zeigt aber nicht wie in der subjektiven, abstrahierenden biografischen Großfigur zwei große Phasen, sondern mehrere sukzessive, teilweise auch revidierbare Phasen: „Nach dem Auszug aus dem Elternhaus folgen Phasen des Alleinlebens und des nicht-ehelichen Zusammenlebens. Biographisch später als in früheren Zeiten wird geheiratet, aber heiraten ist immer noch der Normalfall.“¹¹⁸ Bezogen auf die Formen

116 SCHÄPER/KÜHN 2000

117 BURKART 1997: 9

der Paarbeziehungen sieht er ebenfalls, wie die Studie „männer leben“ auch, eine frühe Phase des sexuellen Ausprobierens, auf das eine „reife“ Liebe folgt, die zum Zusammenleben oder zur Heirat führt. BURKART differenziert dieses Konzept noch weiter aus mit einer Vielzahl von Phasen, je nachdem, welche Beziehung wo und wie intensiviert bzw. institutionalisiert wird oder auseinander driftet, mit entsprechenden Brüchen, Verschiebungen und Überlappungen der Phasen.

DREI BIOGRAFISCHE MEILENSTEINE – DREI PHASEN

Als grobe Zäsuren lassen sich aber auch bei BURKART drei Phasen über die Lokalisierung von drei „Meilensteinen“ festmachen: die Phase vom Beginn der ersten Partnerschaft (erster Meilenstein) bis zum ersten Zusammenziehen (zweiter Meilenstein) und die Phase vom ersten Zusammenziehen bis zur Heirat bzw. Familiengründung (dritter Meilenstein). Damit gibt es in der Partnerschaftsentwicklung zwei große Zäsuren: zum einen das Zusammenziehen, das aber noch reversibel ist und als Phase im Leben mehrmals, d. h. mit mehreren Partnerinnen absolviert werden kann, zum anderen die Familiengründung. Die Heirat und die Familiengründung, die als Entscheidungen häufig aneinander gekoppelt sind, sind heute mehrheitlich ein Übergang, der aus dem Zusammenwohnen mit der Partnerin heraus gestaltet wird.

SOZIALE VORSTELLUNGEN VON „JUNG“ UND „ERWACHSEN“ SEIN

Das, was die Männer in ihren Erzählungen meinten, spielt aber noch auf eine andere gesellschaftliche Verortung von Biografiekonzepten an: Die Festlegung auf Elternschaft berührt gerade in dem subjektiven Drei-Phasen-Konzept die gesellschaftlichen Vorstellungen von „jung sein“ (=Junge sein) und „erwachsen“ (= erwachsener Mann) oder „älter werden“, von dem Hineinwachsen des jungen Mannes in gesellschaftliche Verantwortung und damit auch von der Generationennachfolge. Die Gesamtfigur mit den zwei Phasen – die Initiationsphase einbezogen: drei Phasen – entspricht dem Konzept der Abfolge von Jugend und Erwachsenenalter. Nach BLOSSFELD/TIMM ist gerade die Partnerwahl (gemeint ist die Wahl eines Ehepartners/einer Ehepartnerin) in dem Übergang (transition) von Jugend in das Erwachsenenalter lokalisiert mit der „gradual adoption of adult roles and differential participation in certain ‚adult‘ activities (...) Thus, partner decisions and the decision to marry are itself a defining characteristic of the normativ conception of the transition to adulthood. The other significant transitions are completion of education and entry into first stable jobs“ (die durch das Ausbildungs- und Arbeitsmarktsystem bestimmt sind).¹¹⁹

118 Ebd.

119 BLOSSFELD/TIMM 2003: 4

Auch HULLEN¹²⁰ stellte fest, dass dauerhafte Festlegungen mit „erwachsen sein“ oder „älter werden“ verbunden sind.

Auch Ausbildung gehört im Sinne der Lehrzeit somit in die „Jugendphase“, sie ist Teil der Vorbereitung auf das Erwachsenenendasein. Die implizite Reifungstheorie beruht auf tradierten Vorstellungen von „Reife“ und „Mündigkeit“, die an ökonomische Selbstständigkeit und die Fähigkeit eine Familie ernähren zu können gebunden sind. Die gesellschaftlich verankerten Biografiekonzepte sind auch heute noch erwerbszentriert und haben eine dreiphasige Struktur mit einem „Anstieg“ in Form der Vorbereitung und Lehre, einem „Gipfel“ (der Schaffenskraft) und einem „Abstieg“ mit dem Nachlassen der Kräfte. Die Familiengründung erfolgt dem Konzept zufolge auf dem „Gipfel“, wenn die ökonomischen Bedingungen für den Unterhalt der Familie gesichert sind. Damit sind spezifische Anforderungen an Männer formuliert: Sie müssen erst in der Jugend nach einer sexuellen und berufsbezogenen Lehrzeit ein Mann werden – also über sexuelle Erfahrungheit ebenso verfügen wie über die Fähigkeit, mit der eigenen Arbeit eine Familie zu ernähren –, bevor sie Väter werden (sollten). Mit der Gültigkeit der Leitfigur des erwachsenen Mannes als Ernährer einer Familie ist das biografische Konzept zugleich wesentlich ein Konzept der Transformation einer „freien Männlichkeit“ mit den Assoziationen Offenheit, Freiheit und Erfahrungheit in eine „gebundene Vaterschaft“ mit den Assoziationen der Verantwortung, des „Ruhigerwerdens“ und der „Einmündung“.

VATERSCHAFT ALS FRAGE DER GENERATIONEN-NACHFOLGE

Das Thema des Erwachsenwerdens von jungen Menschen berührt immer auch die Frage der Generationennachfolge. Ein erwachsener Mann werden heißt aus biografischer Perspektive auch: Aus dem Kind eines Vaters wird ein junger Mann und aus dem jungen Mann ein Vater, der ein Kind hat. Familienbiografie heißt zugleich, mit der Geburt des ersten Kindes in der Generationenfolge (irreversibel) aufzurücken. Auf die Frage nach dem angemessenen (Höchst-)Alter für eine Vaterschaft wird in den qualitativen Interviews auch mit der Einhaltung einer „richtigen“ Generationenabfolge argumentiert (Vater eines Kindes sollte man nicht in einem Alter werden, in dem man Großvater werden könnte).

Die Frage ist, ob diese gesellschaftlichen Konzepte von Biografie als gegliedert in eine erste Phase des Heranwachsens mit den Aufgaben der Ausbildung und des Sammelns von (sexuellen) Erfahrungen und in eine zweite Phase des Erwachsenenlebens mit Beruf und Familie insgesamt brüchig geworden sind. Heut schwimmt

¹²⁰ HULLEN 1998: 150

die Abgrenzung zwischen Jugend und Erwachsensein und z. B. Ausbildungsphasen, einst Merkmal von Jugend, sind heute als reguläre und abverlangte Episoden auch im fortgeschrittenen Alter anzusehen.¹²¹

Dieses grobe Phasenkonzept steht nun in einem Spannungsverhältnis zu dem Ergebnis der Analyse der standardisierten Daten: Sie zeigen, dass sich die Phase der Erfahrungen, die Festigungsphase, eher ausweitert und ihr Ende in Form einer Festlegung aufgeschoben wird. Die Verstetigung erstreckt sich über einen längeren Zeitraum und das durch die Familiengründung markierte Ende der Phase ist nicht mehr ein verbindliches Lebensziel.

DIE IRREVERSIBILITÄT VON FAMILIENGRÜNDUNG

Doch die – in Übereinstimmung mit anderen Untersuchungen – festgestellte Flexibilität mit der Ablehnung einer „zu frühen“ Festlegung hat dort ihre Grenzen, wo in der Aufeinanderfolge der Phasen bestimmte Ereignisse Voraussetzungen für andere Ereignisse sind. So setzt z. B. die Familiengründung in der Regel den Aufbau einer stabilen Partnerschaft voraus und die Ehe ist heute mehr als früher ein Schritt, mit dem eine schon existierende nichteheliche Lebensgemeinschaft legalisiert wird. Die einzelnen Schritte haben auch Folgen und insbesondere ist die Entscheidung für eine Elternschaft – bei aller modernen Flexibilität – irreversibel.

In die biografische Partnerschaftsperspektive lassen sich weitere Aspekte einbinden, etwa die Entwicklung des Kinderwunsches im Lebenslauf.¹²² Insgesamt kann nach diesen Ergebnissen Familienplanung auch als Entwicklung eines Verständnisses für die Zeitdimension in der eigenen Partnerschafts- und Familienentwicklung verstanden werden – dafür, dass Phasen aufeinander folgen, dafür, dass der Übergang in eine neue Phase nicht das Ende der Möglichkeiten ist, sondern neue, andere Erfahrungen bereithält, und schließlich dafür, dass es ein biografisches Zeitfenster für die Vaterschaft gibt, das sich nicht endlos offen halten lässt.

121 KOHLI 1985

122 Vgl. HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: Kapitel 4 und 6

6 FAMILIENPLANUNG BEI 35- BIS 44-JÄHRIGEN AKADEMIKERINNEN UND 40- BIS 49-JÄHRIGEN AKADEMIKERN – ERGEBNISSE AUS DREI STUDIEN

Die Familienplanung von Akademikerinnen und Akademikern ist ein aktuelles Thema: Zum einen bekommen hoch Qualifizierte später als andere Bildungsgruppen das erste Kind – wenn sie überhaupt eines bekommen (s. u.). Zum anderen sind die „neuen Männer“, also diejenigen, die eine egalitäre Aufgabenteilung in der Familie anstreben und bereit sind, sich bei der Versorgung der Kinder zu engagieren, eher unter den Jüngeren mit einer hohen, meist akademischen Ausbildung in gut bezahlten Dienstleistungsberufen zu finden.¹²³ Aus diesem Grund wird Männern und Frauen mit einem Hochschulabschluss hier ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem ausgewählte Auswertungen aus drei Studien, darunter eine Studie speziell zum Kinderwunsch bei hoch Qualifizierten (s. u.), zusammengestellt sind. In allen drei Studien wurden Akademiker und Akademikerinnen gegen Ende der reproduktiven Phase als Stichprobe oder Teilstichprobe befragt.

In den Kapiteln 3.3 und 5.2.1 wurde bereits auf Besonderheiten der Familienmuster von Männern mit einem Hochschulabschluss hingewiesen und gezeigt, in welchem Ausmaß sie in den westlichen Befragungsregionen die erste Geburt aufgeschoben haben. In Kapitel 5.1.3 wurde auf das Biografiekonzept hoch qualifizierter Männer eingegangen, das eine lange Festigungsphase und eine späte Festlegung in Form von Heirat und Familiengründung beinhaltet. Hier soll nun die Partnerschaftsperspektive im Vordergrund stehen, nicht nur weil eine Familiengründung eine stabile Partnerschaft voraussetzt¹²⁴, sondern auch weil bei Familienbildungsprozessen in Partnerschaften von Akademikerinnen und Akademikern komplexe Aushandlungsprozesse zu erwarten sind, was Lösungen für das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf angeht.

Es wurden zwar in keiner der Studien, über die hier berichtet wird, Paare befragt, aber die Frauen und Männer haben jeweils Angaben zu ihrer Partnerschaft gemacht. Das ermöglicht Vergleiche zwischen den Partnerschaften, die Frauen mit einem Hochschulabschluss eingehen, und Partnerschaften von Männern mit einem Hochschulabschluss. Der Hauptakzent liegt auf den männlichen Akademikern.

¹²³ Vgl. KASSNER/RÜHLING 2004

¹²⁴ SCHMITT/WINKELMANN 2005: 12; WIRTH/DÜMMLER 2004: 5; KLEIN 2003

6.1 DIE DATENBASIS

Ausgewertet wurden die Datensätze der beiden Studien „männer leben“ (2002) und „frauen leben“ (1998) sowie der Datensatz der Studie „Kinderwunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“, die von TNS EMNID 2004 im Auftrag der BZgA durchgeführt wurde.

Die TNS-EMNID-Studie kann, anders als die sozialräumlich orientierten Studien „männer leben“ und „frauen leben“, als bundesweit repräsentative und speziell auf hoch qualifizierte zugeschnittene Studie der Frage des Kinderwunsches und der Familiengründung bei dieser Gruppe jenseits regionaler Differenzierungen und mit größeren Fallzahlen nachgehen. Dafür wurden im Herbst 2004 Frauen und Männer mittleren Alters mit Hochschulabschluss (Universitäts- oder Fachhochschulabschluss) telefonisch mit Hilfe eines standardisierten Fragebogens interviewt. Einige Frageformulierungen aus den Studien „männer leben“ und „frauen leben“ wurden in das Erhebungsinstrument aufgenommen.

TABELLE 6-1: **STICHPROBENGRÖSSEN DER STUDIEN „KINDERWUNSCH UND FAMILIENGRÜNDUNG BEI FRAUEN UND MÄNNERN MIT HOCHSCHULABSCHLUSS“, „MÄNNER LEBEN“, „FRAUEN LEBEN“ – (TEIL-)STICHPROBEN FÜR MÄNNER BZW. FRAUEN MIT HOCHSCHULABSCHLUSS¹⁾**

	Männer TNS Emnid 40 – 49 Jahre		männer leben (Teilstichprobe) 40 – 49 Jahre		Frauen TNS Emnid 35 – 44 Jahre		frauen leben (Teilstichprobe) 35 – 44 Jahre	
Erhebungsjahr	2004		2002		2004		1998	
Stichprobengröße	<i>n</i> = 500		<i>n</i> = 168		<i>n</i> = 500		<i>n</i> = 170	
Stichproben	Ost <i>n</i> = 100	West <i>n</i> = 400	Ost <i>n</i> = 57	West <i>n</i> = 111	Ost <i>n</i> = 93	West <i>n</i> = 407	Ost <i>n</i> = 84	West <i>n</i> = 86
	Repräsentativ		Regional repräsentativ, disproportional ²⁾		Repräsentativ		Regional repräsentativ, disproportional ²⁾	
Altersdurchschnitt (Jahre)	44,3	44,4	44,1	44,2	40,2	39,5	39,5	38,6

1) Universitäts- und Fachhochschulabschluss

2) Überproportionale Quotierung der Ost-Stichprobe

Quelle: BZgA, Datensätze „männer leben“ 2002, „frauen leben“ 1998, „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

Obwohl die Ergebnisse der drei Studien aufgrund stichprobenbedingter Unterschiede (unterschiedliche Stichprobenstrukturen, möglicherweise unterschiedliche Selektionseffekte)¹²⁵, nicht direkt verglichen werden können, lassen sich ähnliche Zusammenhänge feststellen. Im Folgenden werden vor allem die repräsentativen Daten der TNS-EMNID-Studie ausgewertet. Die Studien „frauen leben“ und „männer leben“ (altersangepasste Teilstichproben) liefern wichtige Aussagen zu regionalen Differenzen, Vergleiche mit anderen Bildungsgruppen und vertiefende Ergänzungen.

Um den Unterschieden zwischen den Mustern der Familiengründung in den alten und in den neuen Bundesländern Rechnung zu tragen, wird in der Regel nach Ost und West getrennt ausgewertet. Wo die Fallzahlen für die neuen Bundesländer (TNS EMNID) bzw. Leipzig („frauen leben“, „männer leben“) zu klein sind, konzentriert sich die Auswertung auf die West-Regionen. Wo Ost und West keine Unterschiede aufweisen, werden die Ergebnisse zusammengefasst dargestellt.

6.2 WER GRÜNDET KEINE UND WER GRÜNDET WANN EINE FAMILIE?

Die besonderen Merkmale der Partnerschaften von Akademikern und Akademikerinnen und ihre Bedeutung für die Familienplanung lassen sich besser vor dem Hintergrund einiger allgemeiner Ergebnisse zur Familienplanung dieser Gruppe verstehen.

WER GRÜNDET KEINE FAMILIE: AKADEMIKERINNEN UND AKADEMIKER OHNE KINDER

„Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen“ ist ein aktuelles Reizthema. Es kursieren Aussagen zu einem Anteil von 60 % Kinderloser unter den Frauen mit Hochschulabschluss. Die methodische Kritik an solchen Aussagen bezieht sich darauf, dass mehr als 40 % Akademikerinnen Kinder bekommen – nur eben später als andere Frauen. Je mehr jüngere, z. B. unter 35- oder unter 39-jährige Akademikerinnen in einer Stichprobe vertreten sind, desto stärker wird die endgültige Kinderlosigkeit überschätzt, denn alle die, die zu einem späteren Zeitpunkt ein Kind bekommen, gehen als kinderlos in die Statistik ein. Bei der Darstellung der Kinderlosigkeit ist also das Alter eine wichtige Bezugsgröße, um die „durchaus nennenswerten Nachholprozesse“¹²⁶ angemessen zu erfassen. Die Daten der TNS-EMNID-Studie werden daher im Folgenden nach Fünf-Jahres-Schritten differenziert.

125 Die Aussagekraft der Studie „frauen leben“ wird ausführlich in dem Abschlussbericht diskutiert: HELFFERICH ET AL. 2001. Für die Studie „männer leben“ wird auf Anhang B in diesem Band hingewiesen.

126 WIRTH/DÜMMLER 2004: 4; vgl. auch SCHMITT/WINKELMANN 2005

TABELLE 6-2: ANTEIL KINDERLOSIGKEIT NACH ALTER, GESCHLECHT UND HOCHSCHULABSCHLUSS (ANGABEN IN %)

	Männer		Frauen	
	Gesamt	Nur West ¹⁾	Gesamt	Nur West ¹⁾
FACHHOCHSCHULABSCHLUSS				
35–39 Jahre	–	–	<i>n</i> = 111 18,9	<i>n</i> = 88 21,6
40–44 Jahre	<i>n</i> = 125 30,4	<i>n</i> = 98 31,6	<i>n</i> = 116 20,7	<i>n</i> = 87 24,1
45–49 Jahre	<i>n</i> = 119 20,2	<i>n</i> = 88 23,9	–	–
UNIVERSITÄTSABSCHLUSS				
35–39 Jahre	–	–	<i>n</i> = 132 21,2	<i>n</i> = 115 19,1
40–44 Jahre	<i>n</i> = 139 37,4	<i>n</i> = 113 39,8	<i>n</i> = 141 23,4	<i>n</i> = 117 24,8
45–49 Jahre	<i>n</i> = 117 30,8	<i>n</i> = 101 33,7	–	–
GESAMT				
35–39 Jahre	–	–	20,2	20,2 SOEP ²⁾ : 18,7
40–44 Jahre	34,1	36,0 SOEP ²⁾ : 29,0	22,2	24,5 SOEP ²⁾ : 23,1
45–49 Jahre	25,4	29,1	–	–

1) Da in einer bundesweit repräsentativen Stichprobe die Teilstichprobe für die neuen Bundesländer entsprechend dem Bevölkerungsanteil kleiner als die für die alten Bundesländer ist, kann hier bei Auswertungen die Fallzahl zu klein werden. Dies ist bei Tabelle 6-2 der Fall. Es werden daher die Gesamtangaben und die Angaben für die alten Bundesländer ausgewiesen. Dies ermöglicht zumindest insofern Aussagen darüber, inwieweit es sich bei der Kinderlosigkeit stärker (wenn die Angaben für die alten Bundesländer über dem Gesamtwert liegen) oder weniger (wenn sie darunter liegen) um ein „Westphänomen“ handelt.

2) Die angeführten Vergleichszahlen stammen aus dem Sozio-oekonomischen Panel aus dem Jahr 2002.

Frage: Haben Sie leibliche Kinder? Ja/Nein; auf eine Darstellung für die neuen Bundesländer wird wegen der kleinen Fallzahlen verzichtet.

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004, Vergleichszahlen SOEP: Schmitt 2005

Die TNS-EMNID-Studie zeigt die „durchaus nennenswerten Nachholprozesse“ bei Männern: Von den 40- bis 44-jährigen Männern mit einem Hochschulabschluss sind 34 % kinderlos; in der folgenden Altersgruppe liegt der Anteil Kinderloser niedriger, nämlich nur noch bei 25 %. Die Frauen sind seltener kinderlos als die Männer. Bei ihnen sehen wir keinen „Rückgang“ der Kinderlosigkeit bei dem Vergleich der 35- bis 39-Jährigen mit den 40- bis 44-Jährigen, sondern einen höheren Wert von Kinderlosigkeit bei den Älteren (22 % gegenüber 20 %). Dies liegt daran, dass die 40- bis 44-Jährigen und die 35- bis 39-Jährigen zwei getrennte Kohorten darstellen. Die jüngere Kohorte hat zum Befragungszeitpunkt schon eine etwas geringere Kinderlosigkeit als die ältere Kohorte. Wenn diese jüngere Gruppe in fünf Jahren im Alter von 40 bis 44 Jahren befragt wird, wird dort die Kinderlosigkeit unter 20 % und damit unter dem Wert der heute 40- bis 44-Jährigen liegen. Es handelt sich hier also um einen „Kohorteneffekt“, der besagt, dass die jüngere Kohorte von Akademikerinnen seltener kinderlos bleibt als die ältere Kohorte. Dies könnte eine Trendwende anzeigen, was den Aufschub oder das Ausbleiben des ersten Kindes angeht. Bei Männern gibt es einen solchen Hinweis nicht.

Die in die Tabelle eingefügten Vergleichszahlen des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) zeigen eine gute Übereinstimmung mit den TNS-EMNID-Daten. Auch für die Kinderlosigkeit in der Altersgruppe der 40- bis 44-jährigen Frauen, die als Annäherung an eine endgültige Kinderlosigkeit genommen werden kann, liegt die Angabe der TNS-EMNID-Studie (22 % kinderlose Frauen) in einer ähnlichen Größenordnung wie die Angabe der Kinderlosigkeit bei über 45-jährigen Frauen mit Hochschulabschluss in der SOEP- Auswertung (26 %).¹²⁷

Die TNS-EMNID-Ergebnisse liegen aber unter den Werten des Mikrozensus für die Kinderlosigkeit bei Akademikern und Akademikerinnen. Diesen Daten zufolge beträgt der Anteil Kinderloser bei Frauen mit Fachhochschulabschluss bei 37,2 % (35 bis 39 Jahre) bzw. 36,0 % (40 bis 44 Jahre), bei Frauen mit Universitätsabschluss bei 42,9 % (35 bis 39 Jahre) bzw. 32,1 % (40 bis 44 Jahre).¹²⁸ Dabei ist jedoch zu beachten, dass im Mikrozensus Kinderlosigkeit anders definiert ist als im SOEP, nämlich als „kein Kind unter 18 Jahren im Haushalt“ und nicht als „Existenz eines leiblichen Kindes“.

Tabelle 6-2 zeigt weiter, dass die Höhe des Hochschulabschlusses (Fachhochschule oder Universität) eine Rolle spielt: Insbesondere bei den Männern mit einem Universitätsabschluss liegen die Anteile der Kinderlosen höher als bei den Absolventen von Fachhochschulen.

127 SCHMITT 2005

128 WIRTH/DÜMMLER 2004

Die Studie „frauen leben“ zeigt, dass die Kinderlosigkeit der Akademikerinnen auch in den höheren Altersgruppen verbreiteter ist, verglichen mit anderen altersgleichen Bildungsgruppen. Frauen ohne Ausbildungs- oder mit Hauptschulabschluss sind am seltensten kinderlos. Bei den Männern ist der Zusammenhang weniger eindeutig, denn in höherem Alter (35 bis 54 Jahre) haben Männer mit Hochschulabschluss einen relativ niedrigen Anteil an Kinderlosen, während der Anteil der Kinderlosen unter den Männern ohne Ausbildungsabschluss am höchsten ist.¹²⁹

WER GRÜNDETE WANN EINE FAMILIE – FAMILIENGRÜNDUNGSPROZESSE BEI AKADEMIKERN UND AKADEMIKERINNEN

Mindestens ein leibliches Kind zum Zeitpunkt der Befragung haben

- 78 % der 35- bis 44-jährigen Akademikerinnen in den alten Bundesländern, 84 % in den neuen Bundesländern,
- 67 % der 40- bis 49-jährigen Akademiker in den alten Bundesländern, 81 % in den neuen Bundesländern.

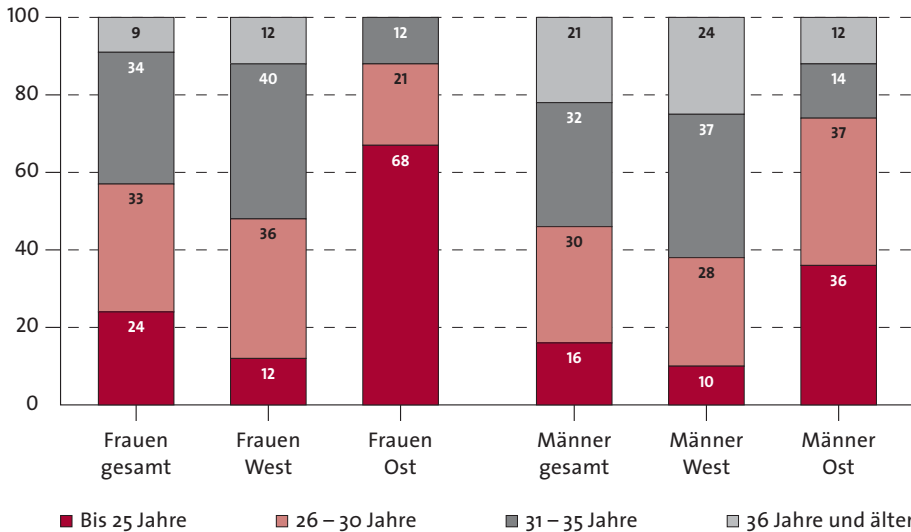
Die „durchaus nennenswerten Nachholprozesse“ beinhalten die Prognose, dass für höhere Altersgruppen diese Anteile noch steigen werden. Gerade in der Altersspanne von 40 bis 49 Jahren wird eine nicht zu vernachlässigende Zahl von Akademikern noch erstmals Vater. Die Analyse des Alters bei der Geburt des ersten Kindes stützt diese Annahme.

In den neuen Bundesländern waren die Mütter im Durchschnitt 24,8 Jahre und die Väter 27,7 Jahre alt, als ihr erstes Kind zur Welt kam, in den alten Bundesländern erfolgte die Familiengründung später, nämlich mit 30,5 Jahren resp. 32 Jahren.¹³⁰ Abbildung 6-1 zeigt nicht nur die Ost-West-Unterschiede, sondern auch, dass eine „späte“ Familiengründung nicht unüblich ist. Beschränkt man sich auf die höheren Altersgruppen, kann ergänzt werden: Bei der Familiengründung waren 9 % der 45- bis 49-jährigen Väter jenseits des 40. Lebensjahres und 14 % der 40- bis 44-jährigen Mütter über 35 Jahre alt.

129 HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 21

130 In den Studien „männer leben“ und „frauen leben“ lassen sich weder bei Akademikern noch bei Akademikerinnen signifikante Unterschiede zwischen den westlichen Erhebungsregionen feststellen.

ABBILDUNG 6-1: ALTER BEI DER GEBURT DES ERSTEN KINDES BEI 35- BIS 44-JÄHRIGEN AKADEMIKERINNEN UND 40- BIS 49-JÄHRIGEN AKADEMIKERN NACH GESCHLECHT UND REGION (ANGABEN IN %)



Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

Ein Indiz für den „gestreckteren“ und „langsameren“ Familiengründungsprozess im Westen ist die Anzahl von Jahren, die Frauen und Männer nach dem Beginn der Partnerschaft mit der Geburt ihres ersten Kindes gewartet haben.¹³¹ Im Westen liegt der Wert bei beiden Geschlechtern bei etwas mehr als sechs Jahren (Männer 6,3 Jahre, Frauen 6,5 Jahre), im Osten bei den Frauen hingegen nur bei vier Jahren, bei den Männern sogar nur bei knapp drei Jahren.

In den alten Bundesländern haben 90 % der Frauen und Männer ihre leiblichen Kinder alle mit dem aktuellen Partner bzw. der aktuellen Partnerin bekommen, in den neuen Bundesländern waren es nur 78 %. Kinder nur aus einer früheren Partnerschaft haben 7 % im Westen und 16 % im Osten. Eine zweifache Familiengründung („Patchworkfamilie“), d. h., es gibt sowohl Kinder in der aktuellen als auch aus einer früheren Partnerschaft, ist selten: Sie kam im Westen bei 3 % (n = 16), im Osten bei 6 % (n = 9) vor.

131 Bei dieser Auswertung werden aus auswertungstechnischen Gründen nur Akademikerinnen und Akademiker berücksichtigt, die ihr erstes Kind mit dem aktuellen Partner bzw. der aktuellen Partnerin bekommen haben. Die Zahl derer, die ihr erstes Kind in einer früheren Partnerschaft bekommen haben, ist vergleichsweise gering (s. u.).



Die erste Schwangerschaft war überwiegend gewollt.¹³² Ohne große Unterschiede zwischen Ost und West war sie für jeweils 74 % der Frauen und Männer auf den Zeitpunkt hin gewollt, bei 17 % resp. 16 % hätte sie später eintreten sollen und jeweils etwa 10 % hatten sie nicht gewollt oder standen ihr zwiespältig gegenüber. Die Studie „männer leben“ zeigt beträchtliche regionale Differenzen bezogen auf die Gewolltheit des ersten Kindes, in denen sich die regionalen Traditionen spiegeln. Der Anteil der Akademiker, die die Schwangerschaft „auf den Zeitpunkt hin“ wollten oder für die sie „früher hätte eintreten sollen“, ist in Gelsenkirchen und Freiburg Umland mit jeweils 79 % deutlich höher als in den Städten Leipzig (61 %) und Freiburg (55 %).

6.3 PARTNERSCHAFTEN VON AKADEMIKERINNEN UND AKADEMIKERN

Die Kinderfrage ist häufig eine Partnerschaftsfrage. 13 % der Akademiker und 14 % der Akademikerinnen haben keine feste Partnerschaft (ohne signifikante Ost-West-Unterschiede). Zwar hatten nur wenige noch nie eine feste Partnerschaft, aber bei etwa jeder zweiten partnerlosen Frau und bei jedem zweiten partnerlosen Mann dauerte dieser Zustand schon mindestens fünf Jahre. Die meisten Befragten leben zum Befragungszeitpunkt nicht nur in einer festen, sondern auch in einer langjährigen Partnerschaft. Nur 12 % der Männer und 7 % der Frauen kennen die Partnerin bzw. den Partner weniger als fünf Jahre, bei jeweils drei Vierteln der Männer und Frauen dauert die Partnerschaft bereits zehn Jahre und länger, bei 32 % der Männer und 23 % der Frauen sogar 20 Jahre und mehr. Da es um Partnerschaftsmerkmale geht, bleiben im Folgenden die Frauen und Männer ohne feste Partnerschaft aus der Betrachtung ausgeschlossen.

6.3.1 PARTNERSCHAFTSFORM UND -DAUER UND FAMILIENGRÜNDUNG

Die TNS-EMNID-Studie zeigt wie auch andere Studien einen klaren Zusammenhang zwischen Kinderlosigkeit¹³³ und dem Familienstand bzw. der Partnerschaftssituation.¹³⁴ Ledige¹³⁵ bzw. Frauen und Männer ohne feste Partnerschaft haben seltener Kinder; umgekehrt sind Kinderlose häufiger ledig bzw. ohne Partner bzw. Partnerin. Dies gilt auch in allen Regionen der Studien „männer leben“ und „frauen

132 Auf die Frage der Gewolltheit von Schwangerschaften wird ausführlich in Kapitel 8.4 eingegangen.

133 Kinderlos ist hier definiert als „ohne leibliche Kinder“.

134 Vgl. SCHMITT/WINKELMANN 2005; KLEIN 2003

135 19 % der Männer und 17 % der Frauen sind ledig.

leben“, dort wurde auch ein enger Zusammenhang zwischen der Eheschließung und der Geburt des ersten Kindes festgestellt.¹³⁶

Im Folgenden werden wir uns auf die aktuelle Partnerschaft konzentrieren und dem Einfluss der Bildungs- und Alterskonstellation bzw. anderer Merkmale dieser Beziehung auf die Familienbildung **in dieser Partnerschaft** nachgehen. Kinder aus vorherigen Beziehungen werden nicht mit betrachtet; mit „Kindern“ sind also „gemeinsame Kinder in der aktuellen Partnerschaft“ gemeint.

Die **Dauer der Partnerschaft** beeinflusst die Familienbildung, denn Kinder brauchen Zeit – insbesondere im Westen, wie die Angaben zum Zeitraum zwischen Kennenlernen und Geburt des ersten Kindes in der aktuellen Partnerschaft zeigten (s. o.). 82 % der Männer, deren Partnerschaft noch keine sieben Jahre besteht, haben keine gemeinsamen Kinder mit ihrer Partnerin. Bei einer Partnerschaftsdauer von sieben bis zehn Jahren sind 45 % der Männer ohne gemeinsame Kinder, bei elf und mehr Jahren nur noch 18 %. Für die Akademikerinnen gilt das gleiche Muster, wenngleich auf einem insgesamt niedrigeren Niveau (die entsprechenden Anteile der Frauen ohne gemeinsame Kinder mit ihrem Partner liegen bei 63 %, 34 % und nur 13 % bei einer mit elf und mehr Jahren vergleichsweise langen Partnerschaft).

6.3.2 BILDUNGS- UND ALTERSHOMOGENIE

Die Alters- und Bildungskonstellationen in den Partnerschaften sind deswegen interessant, weil die Gleichheit in der Konstellation das Anstreben oder Realisieren einer egalitären Aufgabenteilung fördern kann. Bildung hatte im Osten (früher) als Weg zur Statusakquise einen weniger bedeutsamen Stellenwert und damit auch keinen so starken differenzierenden Effekt wie im Westen. Zudem waren dort die Geschlechterbeziehungen egalitärer im Sinne der Einbindung der Frauen in das Berufsleben, so dass Unterschiede eher in den alten Bundesländern zu erwarten sind.

BILDUNGSGLEICHHEIT UND BILDUNGSUNTERSCHIEDE IN DER PARTNERSCHAFT

In Ost wie West dominieren insgesamt bildungshomogene Partnerschaften. Asymmetrische Konstellationen finden wir im Westen eher bei den Akademikern und im Osten eher bei den Akademikerinnen (s. Tabelle 6-3):

¹³⁶ Für Männer s. HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 50; für Frauen HELFFERICH ET AL. 2001: 268 ff.



- In den **alten Bundesländern** hat jeder zweite Akademiker eine Partnerin, die gleich hoch qualifiziert ist. Im Vergleich dazu sind die Akademikerinnen hier mit 76 % deutlich häufiger mit einem Partner zusammen, der ebenfalls einen Hochschulabschluss hat. Das heißt: Für Männer mit einem Hochschulabschluss ist es durchaus verbreitet, eine niedriger qualifizierte Frau als Partnerin zu haben; bei Frauen ist dagegen die Konstellation, dass sie ihrem Partner an Qualifikation überlegen ist, unüblich.
- In den **neuen Bundesländern** finden wir entgegengesetzte Relationen: Dort leben zwei Drittel der Männer in einer bildungshomogenen Partnerschaft, also mit einer Akademikerin als Partnerin. Und die Akademikerinnen haben mit 53 % seltener einen Partner, der ebenfalls einen Hochschulabschluss hat, als die Männer. 47 % sind mit einem Partner zusammen, der eine niedrigere Qualifikation hat. Hier ist die asymmetrische Kombination, bei der die Frau besser qualifiziert ist als der Mann, keineswegs unüblich.

TABELLE 6-3: **BILDUNGSHOMOGAMIE IN DER AKTUELLEN PARTNERSCHAFT: BILDUNGSSTAND DES PARTNERS BZW. DER PARTNERIN IM OST-WEST-VERGLEICH** (ANGABEN IN %)

Region	Ost		West*		Gesamt*	
	Männer ¹⁾	Frauen ²⁾	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Bildung Partner(in)	<i>n</i> = 88	<i>n</i> = 75	<i>n</i> = 343	<i>n</i> = 351	<i>n</i> = 431	<i>n</i> = 426
Partner(in) auch Akademiker(in)	65,9	53,3	50,7	75,5	53,8	71,6
Partner(in) niedrigerer Abschluss	34,1	46,7	49,3	24,5	46,2	28,4
	100	100	100	100	100	100

1) Signifikanter Unterschied zwischen Männern in Ost und West

2) Signifikanter Unterschied zwischen Frauen in Ost und West

* = signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

Tabelle 6-3 zeigt die geringe Rolle der Bildung in den neuen Bundesländern. In den alten Bundesländern lassen sich die signifikanten Unterschiede BIEN und LANGE zufolge mit „traditionellen Gesetzmäßigkeiten“ erklären: „Frauen präferieren Männer mit möglichst hoher oder zumindest gleicher Bildung, während für Männer auch ein Gefälle im beruflichen Status nach unten akzeptabel ist.“¹³⁷ Anders ausgedrückt: In den alten Bundesländern ist es nach wie vor wenig verbreitet, dass die Frau eine höhere Qualifikation hat als der Mann.

Die Bildungshomogamie ist verbreiteter, wenn Männer ihre Partnerin biografisch später kennen gelernt haben. Wer im Westen jung, also im Alter von unter 25 Jahren, seine Partnerin kennen gelernt hatte¹³⁸, hat zu 40 % eine Partnerin mit Hochschulabschluss. Dieser Anteil erhöht sich auf 55 % bei denen, die ihre Partnerin mit über 29 Jahren kennen gelernt haben (bei Frauen ist dieser Zusammenhang mit einer Steigerung von 74 % auf 80 % nicht signifikant).

Die Studie „männer leben“ zeigt weiter gehend regionale Differenzierungen, was die Verbreitung der Bildungshomogamie unter den Akademikern angeht. Werden hier – um größere Fallzahlen zu erhalten – auch die unter 40-jährigen Akademiker berücksichtigt, zeigt sich, dass die 25- bis 54-jährigen Akademiker in der Universitätsstadt Freiburg mit 59 % deutlich häufiger mit einer Partnerin zusammen sind, die ebenfalls über einen akademischen Abschluss verfügt, als die gleichaltrigen Akademiker in Freiburg Umland (38 %) und in Gelsenkirchen (32 %).

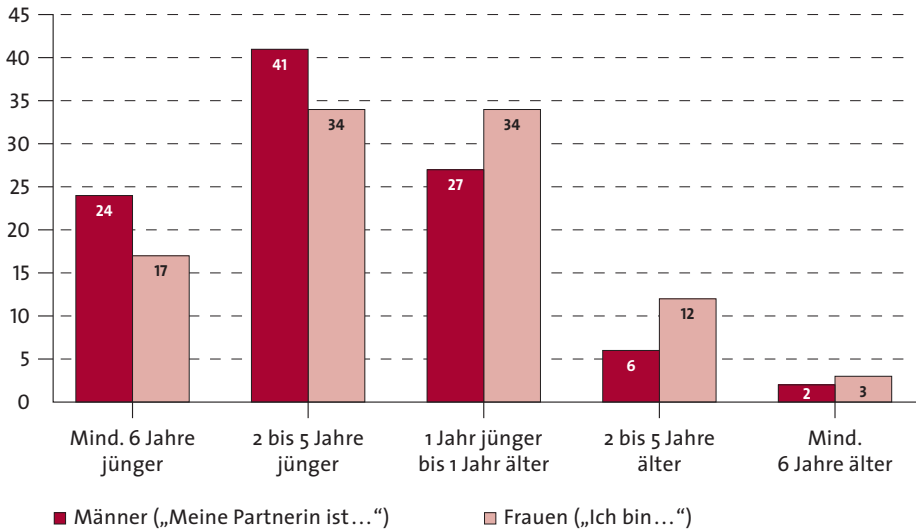
ALTERSGLEICHHEIT UND ALTERSUNTERSCHIEDE IN DER PARTNERSCHAFT

Die „traditionelle Gesetzmäßigkeit“, der zufolge die Männer in einer Partnerschaft im Durchschnitt älter sind als ihre Partnerinnen, findet sich in Ost wie West (und bei „männer leben“ und „frauen leben“ in allen Regionen). Etwa ein Viertel der Männer und ein Drittel der Frauen leben in einer Partnerschaft, in der der/die Partner(in) ähnlich alt ist (d. h. zwischen einem Jahr jünger und einem Jahr älter) wie sie selbst. In Ost und West zusammengenommen haben nur 15 % der Frauen einen jüngeren Partner und nur 7 % der Männer eine ältere Partnerin.

137 BIEN/LANGE 2005: 3; vgl. BLOSSFELD/TIMM 2003a: 8 f.

138 Da Voraussetzung ist, dass es sich dabei um die aktuelle Partnerin handelt und die befragten Männer über 40 Jahre alt sind, sind dies zugleich länger dauernde Partnerschaften.

ABBILDUNG 6-2: **ALTERSUNTERSCHIEDE IN DER AKTUELLEN PARTNERSCHAFT: ALTER DER FRAU IM VERHÄLTNIS ZUM ALTER DES MANNES (ANGABEN IN %)***



* = signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen bei der Altersdifferenz (in der grafischen Darstellung ist bei Frauen die Perspektive vertauscht, sie berichten über ihr eigenes Alter)

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

Der Blick auf die 25- bis 54-jährigen Akademiker bzw. die 20- bis 44-jährigen Akademikerinnen in den Studien „männer leben“ und „frauen leben“ zeigt, dass jüngere, unter 35-jährige Männer und Frauen häufiger altershomogene Partnerschaften haben als ältere. Die TNS-EMNID-Studie bestätigt dies für die Männer: Von den 40- bis 44-jährigen haben nur 18 %, von den 45- bis 49-jährigen Akademikern hat dagegen ein Drittel (32 %) eine mindestens sechs Jahre jüngere Partnerin. Entsprechend sind weniger Ältere mit einer gleichaltrigen Partnerin zusammen (23 % vs. 31 %).

Bei näherer Betrachtung erweist sich nicht das Alter im Sinn der Zugehörigkeit zur älteren Generation, sondern das Alter im Sinne von „**höheres Alter bei Beginn der Partnerschaft**“ als ausschlaggebend: Je älter Akademiker, aber auch Akademikerinnen waren, als sie ihre aktuelle Beziehung eingingen, umso niedriger ist der Anteil an altershomogenen Partnerschaften und desto höher ist der Anteil derer, die eine jüngere Partnerin bzw. einen jüngeren Partner wählten (s. Tabelle 6-4).

Die Studien „männer leben“ und „frauen leben“ können ergänzen, dass diese Muster auch für Befragte mit niedrigeren Qualifikationen und für jüngere Befragte gilt, also bildungs- und altersunabhängig ist.

TABELLE 6-4: **ALTERSABSTAND IN DER AKTUELLEN PARTNERSCHAFT NACH ALTER DES/DER BEFRAGTEN BEI BEZIEHUNGSBEGINN** (ANGABEN IN %)

Alter des/der Befragten bei Beziehungsbeginn	Männer* (40 – 49 Jahre)			Frauen* (35 – 44 Jahre)		
	Unter 25 Jahre	25 – 29 Jahre	30 Jahre und älter	Unter 25 Jahre	25 – 29 Jahre	30 Jahre und älter
Partner(in) ist ...	<i>n</i> = 121	<i>n</i> = 121	<i>n</i> = 192	<i>n</i> = 211	<i>n</i> = 110	<i>n</i> = 108
mind. 2 Jahre jünger	49,6	62,8	77,5	4,7	21,8	29,6
1 Jahr jünger bis 1 Jahr älter	44,6	26,5	16,2	43,1	32,7	17,6
mind. 2 Jahre älter	5,8	10,7	6,3	52,2	45,5	52,8
	100	100	100	100	100	100

* = signifikante Gruppenunterschiede

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

6.3.3 BILDUNGS- UND ALTERSKONSTELLATIONEN UND FAMILIENMUSTER

Kommt es für die Familiengründung und das Familienmuster auch auf die Bildungs- und Alterskonstellation an? Da die Bildungs- und Alterskonstellationen nur für die aktuelle Partnerschaft bekannt sind, kann die Frage nur bezogen auf „(keine) gemeinsame(n) Kinder“ in dieser Partnerschaft beantwortet werden. Personen mit Kindern nur aus einer früheren Partnerschaft zählen als „ohne gemeinsame Kinder“.

BILDUNGSKONSTELLATION UND FAMILIENMUSTER

In bildungshomogenen Partnerschaften gibt es **nicht** seltener gemeinsame Kinder als in bildungsdifferenten. Unabhängig davon, ob die Partnerin oder der Partner einen Fachhochschul- bzw. Universitätsabschluss hat oder nicht, liegen die Anteile bei Frauen und Männern, die gemeinsame leibliche Kinder in der aktuellen Partnerschaft haben, zwischen 92 % und 94 %.



TABELLE 6-5: ALTER BEI GEBURT DES ERSTEN KINDES NACH BILDUNGSKONSTELLATION IN DER AKTUELLEN PARTNERSCHAFT (NUR WEST, MITTELWERTE)

	Männer*	Frauen*
Partner(in) auch Akademiker(in)	<i>n</i> = 110 33,4	<i>n</i> = 196 31,3
Partner(in) mit niedrigerem Abschluss	<i>n</i> = 115 31,9	<i>n</i> = 66 30,1

Frauen und Männer, die ihr erstes Kind in der aktuellen Partnerschaft bekommen haben
* signifikante Gruppenunterschiede

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

Die Bildungskonstellation hat aber insofern einen Einfluss, als im Westen bildungshomogene, hoch qualifizierte Paare 1,5 bzw. 1,2 Jahre später in dieser Partnerschaft ihr erstes Kind bekamen als Befragte, deren Partnerin bzw. Partner einen niedrigeren Bildungsabschluss hat (s. Tabelle 6-5).¹³⁹ Möglicherweise potenziert sich bei akademischen Paaren der Institutioneneffekt als Aufschubgrund bei Frau und Mann; möglicherweise hat aber auch eine frühe Familiengründung die akademischen Optionen der Partnerin reduziert.

ALTERSKONSTELLATION UND FAMILIENMUSTER

Akademiker und Akademikerinnen in altershomogenen Partnerschaften (Altersabstand von \pm einem Jahr) haben in dieser Partnerschaft mit 77 % (Männer) bzw. 87 % (Frauen) häufiger ein gemeinsames Kind als Männer, die mit einer jüngeren Partnerin zusammen sind (67 %), bzw. Frauen, die mit einem älteren Partner zusammen sind (74 %).

Für die alten Bundesländer gilt: Männer gründen vergleichsweise spät eine Familie¹⁴⁰, wenn die Partnerin jünger ist als sie selbst, und relativ früh, wenn sie älter ist; bei Frauen kam das erste Kind später, wenn der Partner jünger ist. Dies ist ein Hinweis darauf, dass in die Abstimmungsprozesse das „geeignete“ Alter von beiden eingeht: Wenn die Partnerin älter ist, kann der Partner weniger lange mit dem ersten Kind „warten“.

139 Im Osten gibt es keine signifikanten Unterschiede zwischen Männern und Frauen mit bildungshomogenen und bildungsdifferenten Partnerschaften.

140 S. Legende zu Tabelle 6-6

TABELLE 6-6: **ALTER BEI GEBURT DES ERSTEN KINDES NACH ALTERSKONSTELLATION IN DER AKTUELLEN PARTNERSCHAFT** (NUR WEST, MITTELWERTE)

	Männer*	Frauen*
Partner(in) mind. 2 Jahre jünger	<i>n</i> = 143 33,7	<i>n</i> = 33 33,9
Partner(in) 1 Jahr jünger bis 1 Jahr älter	<i>n</i> = 70 31,2	<i>n</i> = 103 30,6
Partner(in) mind. 2 Jahre älter	<i>n</i> = 17 29,4	<i>n</i> = 128 30,7

Frauen und Männer, die ihr erstes Kind in der aktuellen Partnerschaft bekommen haben

* = signifikante Gruppenunterschiede

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

DIE BIOGRAFISCHE DIMENSION: DAUER DER PARTNERSCHAFT UND ALTER BEI IHREM BEGINN

Die Einzelaspekte fügen sich zu einem stringenteren Bild zusammen, wenn wir die insbesondere für Männer mit Hochschulabschluss (in den alten Bundesländern) zu beobachtende biografische Dynamik einbeziehen. In dieser Dynamik hängen die Aspekte Dauer der Partnerschaft, Alters- und Bildungskonstellation und gemeinsame Kinder mit der aktuellen Partnerin zusammen. Ob ein gemeinsames Kind in der Partnerschaft vorhanden ist, hängt von ihrer Dauer ab (s. Abschnitt 6.3.1). Die Dauer der aktuellen Partnerschaft hängt ihrerseits davon ab, in welchem Alter der Befragte die Partnerin kennen gelernt hat. Dies ist die logische Folge davon, dass eine bestimmte Altersgruppe befragt wurde: Nur wer seine Partnerin mit 20 Jahren kennen lernte, kann über mindestens 20 Jahre Partnerschaft berichten, nicht aber, wer sie mit 35 Jahren kennen lernte.

Das Alter bei Beziehungsbeginn beeinflusst aber auch die Partnerwahl insofern, als Männer sich in unterschiedlichen Altersphasen in unterschiedlichen Kontexten aufhalten, in denen sie Partnerinnen kennen lernen können: zunächst an der Schule, dann im Studium und in der Freizeit, später im Berufsfeld. Hier fügen sich wieder die Aspekte zusammen: Männer, die ihre Partnerin später kennen lernen, wählen mit einer höheren Wahrscheinlichkeit eine jüngere Partnerin; somit – da das Alter bei Beginn der Partnerschaft und deren Dauer bis zum Befragungszeitpunkt zusammenhängen – bestehen die Partnerschaften von Männern, die eine jüngere Partnerin haben, weniger lange. Durchschnittlich sind diese Männer „erst“ 14 Jahre mit der Partnerin zusammen, während die mit einer gleichaltrigen Partnerin auf eine 18-jährige Partnerschaft zurückblicken.



Die bisherigen Ergebnisse lassen sich so systematisch auf das Alter des Mannes beziehen, in dem er seine aktuelle Partnerin kennen gelernt hat.¹⁴¹ Dies bestimmt nämlich nicht nur, wie lange die Partnerschaft zum Befragungszeitpunkt schon besteht, sondern auch die Bildungs- und Alterskonstellation.

Ein spätes Kennenlernen der Partnerin führt dazu,

- dass zum Befragungszeitpunkt die Partnerschaft noch nicht so lange besteht,
- dass die Partnerin eher jünger ist (s.o.),
- dass die Partnerin ebenfalls hoch qualifiziert ist (s.o.).

Ein frühes Kennen lernen der Partnerin führt dazu,

- dass zum Befragungszeitpunkt die Partnerschaft länger besteht,
- dass die Partnerin eher gleichaltrig ist (s.o.),
- dass die Partnerin niedriger qualifiziert ist (s.o.).

Diese Aspekte wiederum beeinflussen die Familiengründung: Je später eine Partnerschaft eingegangen wurde, desto eher ist sie (noch) ohne gemeinsame Kinder. Von den Männern, die ihre aktuelle Partnerin kennen gelernt hatten, bevor sie 30 Jahre alt wurden, war jeder Zehnte ohne gemeinsame Kinder aus dieser Partnerschaft (12 %); waren Männer beim Kennenlernen 35 Jahre oder älter, war es jeder Zweite (47 %). Dies gilt in etwa der gleichen Größenordnung für die befragten Frauen (11 % und 60 %).

141 Dies wiederum hängt vom biografischen Alter ab, denn nur ein z. B. über 45-jähriger Mann, nicht aber ein unter 40-jähriger, kann seine Partnerin mit 39 Jahren kennen gelernt haben.

6.4 VEREINBARKEIT VON BERUF UND FAMILIE

Uns interessiert, ob die Egalität der Bildungs- und Alterskonstellation mit egalitären Arrangements und Lösungen der Vereinbarkeitsprobleme einhergeht. Schlüsselfrage asymmetrischer bzw. egalitärer Lösungen ist die Einstellung zur bzw. die Praxis der Reduzierung der Erwerbstätigkeit.

6.4.1 EINSTELLUNGEN ZUR VEREINBARKEIT VON BERUF UND FAMILIE

Die TNS-EMNID-Studie bestätigt die größere Skepsis von Frauen und Männern aus den alten Bundesländern bei der Bewertung der Vereinbarkeit.¹⁴² Die skeptischste Gruppe sind die 40- bis 44-jährigen Akademikerinnen aus den alten Bundesländern: Sie gaben auf die Frage hin, ob sich in dem aktuellen Arbeitsbereich¹⁴³ Beruf und Familie gut miteinander vereinbaren lassen oder ob sie sich vereinbaren lassen, aber dies viel Energie und Organisationsgeschick verlangt, oder ob sich beides nicht vereinbaren lässt, eine gute Vereinbarkeit nur zu 24 % an. Die gleichaltrigen Akademikerinnen in den neuen Bundesländern stellten eine gute Vereinbarkeit zu 50 % fest. Ein ähnlich hoher Anteil der 40- bis 44-jährigen Akademiker (West 46 %, Ost 47 %) meinte, Familie und Beruf seien gut vereinbar.

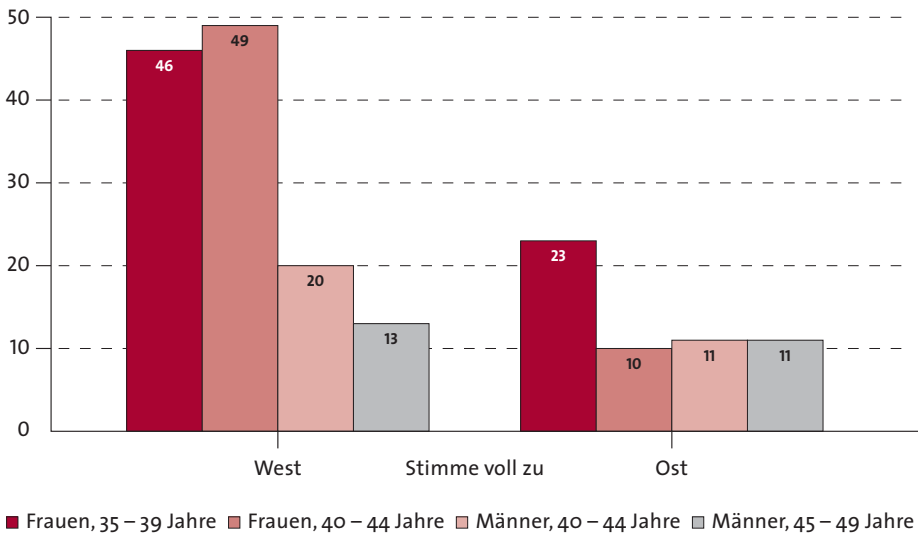
Insbesondere die 40- bis 44-jährigen Akademikerinnen in den alten Bundesländern sind auch bei einer weiteren Frage im Fragebogen die skeptischsten: Sie sind – dicht gefolgt von den 35- bis 39-jährigen Frauen im Westen – am deutlichsten davon überzeugt, dass Kinder eine Einschränkung der Berufstätigkeit notwendig machen (s. Abbildung 6-3).



¹⁴² Vgl. VOIGT ET AL. 2005

¹⁴³ Bzw. in dem Arbeitsbereich, in dem die Befragten zuletzt gearbeitet haben

ABBILDUNG 6-3: **EINSTELLUNG VON AKADEMIKERN UND AKADEMIKERINNEN: „KINDER MACHEN EINE EINSCHRÄNKUNG DER BERUFSARBEIT NOTWENDIG“ (ANTEIL „STIMME VOLL ZU“; ANGABEN IN %)***



* = signifikante Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Westen und zwischen Frauen in Ost und in West

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

EINFLUSS VON BILDUNGSHOMOGENITÄT BEI PAAREN

In bildungshomogenen Partnerschaften sehen die Befragten aus den alten Bundesländern häufiger die Notwendigkeit einer beruflichen Einschränkung. Männer mit einer gleich qualifizierten Partnerin lehnen das Statement „Kinder machen eine Einschränkung der Berufsarbeit notwendig“ seltener ab („kaum/überhaupt nicht“: 37 %) als die mit einer niedriger qualifizierten Partnerin („kaum/überhaupt nicht“: 53 %¹⁴⁴). Auch Frauen in bildungshomogenen Partnerschaften in den alten Bundesländern sahen eher die Notwendigkeit einer Einschränkung („stimme voll und ganz zu“: 53 %), als wenn der Partner niedriger qualifiziert war (38 %). Bildungshomogene Partnerschaften, so kann man schließen, erhöhen das Problembewusstsein. Im Osten gab es keine signifikanten Unterschiede. Auch die Altershomogenität hat keinen Einfluss.

144 Bei der Zustimmung zu dem Statement „stimme voll und ganz zu“ lagen beide Gruppen gleichauf (17 %), sie unterscheiden sich aber in der Kategorie „überwiegende Zustimmung“, auf die die restlichen Prozente entfallen.

Bei weiteren Items zur Vereinbarkeit, die hier aus Platzgründen nicht dargestellt werden, wiederholt sich das Muster, dass in den alten Bundesländern Akademikerinnen sensibilisierter für Vereinbarkeitsprobleme sind als Akademiker, in den neuen Bundesländern aber Geschlechterunterschiede bei den Antworten gering sind. Unter den Männern in den alten Bundesländern sind die mit einer hoch qualifizierten Partnerin problembewusster als Akademiker mit einer niedriger qualifizierten Partnerin. Letztere meinen z. B. signifikant häufiger: „Kinder und Karriere, für Männer ist das gut zu vereinbaren.“

SOLL DER MANN DIE ERWERBSTÄTIGKEIT REDUZIEREN?

Wenn Kinder berufliche Einschränkungen verlangen, so stellt sich die Frage, wer seine Erwerbstätigkeit einschränkt. Als Prüfstein egalitärer Arrangements im Westen gilt die Frage, ob Männer ihre Berufstätigkeit reduzieren (sollen), wenn Kinder da sind. Die Studien „frauen leben“ und „männer leben“ stellten eine entsprechende Einstellungsfrage. An den Antworten auf diese Frage lässt sich der Anspruch auf eine egalitäre Aufgabenteilung in unterschiedlichen Bildungsgruppen festmachen.

TABELLE 6-7: **EINSTELLUNG 35- BIS 44-JÄHRIGER AKADEMIKERINNEN ZUR REDUZIERUNG DER BERUFSTÄTIGKEIT DES MANNES¹⁾** (ANGABEN IN %)

Reduzierung der Berufstätigkeit des Partners	Akademikerinnen*		Vergleich: niedriger qualifizierte Frauen* ²⁾	
	Ost <i>n</i> = 84	West <i>n</i> = 86	Ost <i>n</i> = 148	West <i>n</i> = 198
Ja	28,6	73,2	14,9	36,9
Nein	57,1	19,8	77,0	47,4
Teils, teils	14,3	7,0	8,1	15,7
	100	100	100	100

* = signifikante Ost-West-Unterschiede

1) Frageformulierung: Sollte der Partner seine Berufstätigkeit reduzieren, wenn ein Kind kommt?

2) Bildungsgruppe 1 und 2

Quelle: BZgA, Datensatz „frauen leben“ 1998

Der Wunsch, der Mann möge seine Erwerbstätigkeit reduzieren, wenn ein Kind kommt, ist bei hoch qualifizierten Männern weniger ausgeprägt als bei hoch qualifizierten Frauen und erweist sich vor allem als Wunsch in den West-Regionen (s. Tabelle 6-7 und 6-8). Im Osten lehnen Akademikerinnen die Reduzierung der Erwerbstätigkeit auf Seiten des Mannes häufiger ab als Akademiker.

TABELLE 6-8: **EINSTELLUNG 40- BIS 49-JÄHRIGER AKADEMIKER* ZUR REDUZIERUNG DER BERUFSTÄTIGKEIT DES MANNES¹⁾** (ANGABEN IN %)

Reduzierung der Berufstätigkeit des Mannes	Akademiker*		Vergleich: niedriger qualifizierte Männer ²⁾	
	Ost <i>n</i> = 57	West <i>n</i> = 110	Ost <i>n</i> = 45	West <i>n</i> = 183
Ja	28,1	50,0	24,4	28,4
Nein	28,1	22,7	40,0	38,8
Teils, teils	43,8	27,3	35,6	32,8
	100	100	100	100

* = signifikante Ost-West-Unterschiede

1) Frageformulierung: Sollte der Partner seine Berufstätigkeit reduzieren, wenn ein Kind kommt?

2) Bildungsgruppe 1 und 2

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Die geringere Zustimmung zur Vorstellung, der Mann möge die Berufstätigkeit reduzieren, ist in den neuen Bundesländern in dem Zusammenhang zu sehen, dass eine Einschränkung der Berufstätigkeit überhaupt für weniger notwendig erachtet wird – sowohl von den Männern als auch von den Frauen mit einem Hochschulabschluss.

Zwar sind in Ost wie West Akademiker mit einer ebenfalls hoch qualifizierten Partnerin etwas häufiger der Meinung, der Mann solle seine Berufstätigkeit reduzieren, wenn ein Kind kommt, als diejenigen, deren Partnerin niedriger qualifiziert ist, aber die Größenordnungen der Unterschiede sind zu gering für eine statistische Signifikanz.

6.4.2 DIE PRAXIS: BERUF UND FAMILIE

Die Reduzierung des Erwerbsumfangs auf Seiten des Mannes wird also vor allem in akademischen Kreisen in den alten Bundesländern als Lösung der Vereinbarkeitsfrage gesehen. Wie sieht die Praxis aus? In die folgenden Auswertungen gehen alle aktuellen Partnerschaften ein. Wenn von „Kindern“ die Rede ist, sind aber wieder „gemeinsame Kinder“ in der aktuellen Partnerschaft gemeint (d. h., wer „ohne gemeinsame Kinder“ ist, kann Kinder aus früheren Partnerschaften haben).

IM WESTEN: AKADEMIKER ARBEITEN MEHR, AKADEMIKERINNEN WENIGER, WENN SIE IN DER AKTUELLEN PARTNERSCHAFT GEMEINSAME KINDER HABEN

Akademiker, so die TNS-EMNID-Studie, arbeiten in einem höheren Umfang als Akademikerinnen: Der Durchschnittswert liegt bei Männern ohne Differenzierung nach Kindern bzw. Kinderzahl bei 42 Std./Woche, bei Frauen bei 24 Std./Woche. Bei 51 % der Männer und 13 % der Frauen finden wir eine wöchentliche Arbeitszeit von mehr als 40 Stunden. Lediglich 14 % der Männer, aber 63 % der Frauen sind nicht erwerbstätig oder Teilzeit beschäftigt mit maximal 34 Std./Woche. Die differenzierteren Ergebnisse lassen sich grob so zusammenfassen:

Wenn keine gemeinsamen Kinder vorhanden sind, unterscheidet sich das berufliche Engagement von Frauen und Männern nicht.¹⁴⁵ In den alten Bundesländern gibt es in den Partnerschaften von Männern und Frauen, in denen beide voll erwerbstätig sind, zu jeweils etwa 64 % keine gemeinsamen Kinder. Für die alten Bundesländer gilt: Wenn mindestens ein gemeinsames Kind in der Partnerschaft vorhanden ist,

- arbeiten Frauen weniger und Männer mehr, je höher die Kinderzahl ist.
- ist das hauptsächliche Arrangement die Vollzeitenerwerbstätigkeit des Mannes bei reduzierter Erwerbstätigkeit der Frau (weniger als 35 Std./Woche). Von dieser Kombination berichten 72 % der Akademiker und 82 % der Akademikerinnen jeweils mit gemeinsamen Kindern in der aktuellen Partnerschaft.
- arbeitet die Partnerin des Akademikers, wenn sie niedriger qualifiziert ist, häufiger nicht Vollzeit (zu 87 %), als wenn sie ebenfalls hoch qualifiziert ist (73 %). Bei Bildungshomogamie finden wir zwar häufiger das Doppelverdiener-Modell (beide sind 35 Std./Woche und mehr erwerbstätig), insgesamt macht es aber dann, wenn gemeinsame Kinder vorhanden sind, auch nicht mehr als ein Fünftel aus.

¹⁴⁵ Vgl. ENGSTLER/MENNING 2003: 107

- arbeitet die befragte Akademikerin, wenn ihr Partner ebenfalls einen Hochschulabschluss hat, in 87 % der Fälle unter 35 Std./Woche und der Partner arbeitet Vollzeit oder mehr. Hat der Partner eine niedrigere Qualifikation, finden wir diese Kombination bei 68 % der Fälle. Für die Akademikerin bedeutet damit ein gemeinsames Kind überwiegend und unabhängig von der Bildung des Partners eine reduzierte Erwerbstätigkeit. Dass der Partner eine niedrigere Qualifikation als die Frau hat, bedeutet also nicht, dass er seine Erwerbstätigkeit reduziert.

Bei Paaren, in denen beide einen akademischen Abschluss haben, können wir die Aussagen über den Umfang der Erwerbstätigkeit des Partners bzw. der Partnerin mit den Aussagen über ihren eigenen Arbeitsumfang kontrastieren.¹⁴⁶ Selbst- und Fremangaben stimmen gut überein. Aus beiden Angaben lässt sich, wenn Kinder da sind, die Zunahme der Erwerbstätigkeit bei Männern und die Reduzierung bei Frauen entnehmen.

TABELLE 6-9: **ANGABEN ZUM UMFANG DER ERWERBSTÄTIGKEIT IN BILDUNGSHOMOGENEN, HOCH QUALIFIZIERTEN PARTNERSCHAFTEN** (DURCHSCHNITT- LICHE WÖCHENTLICHE ARBEITSZEIT IN STUNDEN, NUR WEST)

	Angaben der Akademiker über ihre Partnerin	Angaben der Akademikerinnen über sich selbst	Angaben der Akademiker über sich selbst	Angaben der Akademikerinnen über ihren Partner
Gemeinsame Kinder vorhanden	<i>n</i> = 112 21,8	<i>n</i> = 202 13,6	<i>n</i> = 112 43,7	<i>n</i> = 200 44,8
Keine gemeinsamen Kinder vorhanden	<i>n</i> = 61 35,3	<i>n</i> = 61 35,8	<i>n</i> = 61 40,6	<i>n</i> = 61 42,9

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

146 Auch diese Auswertungen werden auf die alten Bundesländer beschränkt; die Fallzahlen für die neuen Bundesländer sind zu klein.

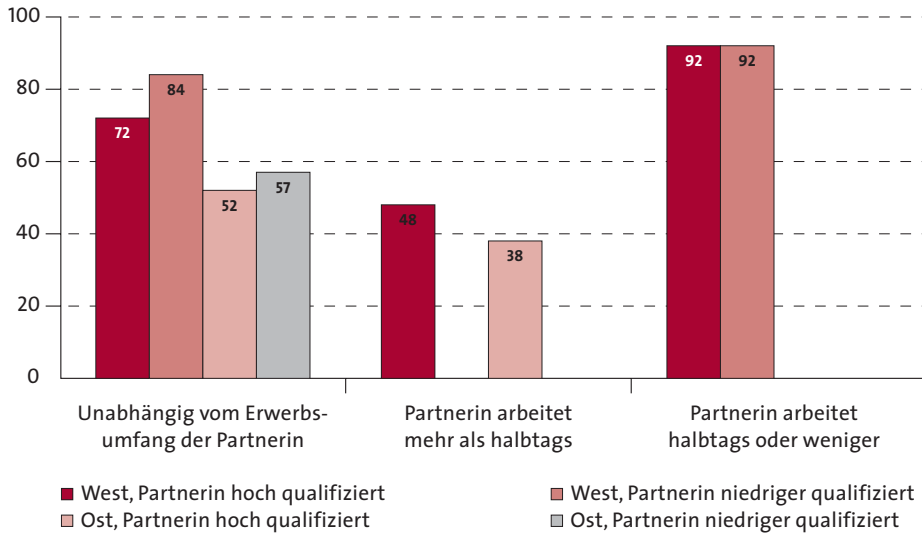
UND WER IST FÜR DEN HAUSHALT ZUSTÄNDIG?

Für die Arbeitsteilung im Haushalt beziehen wir uns auf die Angaben aus der Studie „männer leben“ für 40- bis 49-jährige Akademiker. In den alten Bundesländern spielen drei Aspekte eine Rolle, wenn es um das Ausmaß geht, in dem die Partnerinnen für den Haushalt und die Kinderversorgung zuständig sind: das Vorhandensein von Kindern, das Ausmaß der Erwerbstätigkeit der Partnerin und ihre Qualifikation.

- **Das Vorhandensein von Kindern:** Bei kleinen Fallzahlen (da die meisten Befragten Kinder haben) bestätigen die Daten, dass die Zuständigkeit der Partnerin vor allem dann genannt wird, wenn gemeinsame Kinder vorhanden sind; ohne gemeinsame Kinder ist das Bild der Verteilung der Zuständigkeiten eher egalitär und weder die regionale Herkunft aus Ost oder West noch die Qualifikation der Partnerin spielt eine bedeutsame Rolle.
- **Der Umfang der Erwerbstätigkeit der Partnerin:** In den westlichen Regionen ist die Partnerin, die halbtags oder weniger arbeitet, in 92 % der Partnerschaften mit oder ohne Kinder zuständig für die Hausarbeit (und, falls Kinder vorhanden sind, für die Kinderversorgung), und zwar unabhängig von ihrer Qualifikation.¹⁴⁷ Das heißt für die West-Regionen: Auch die hoch qualifizierten Partnerinnen übernehmen vor allem dann, wenn sie die Erwerbstätigkeit reduzieren, die größere Zuständigkeit für den Haushalt und die Kinder. Wenn sie mehr als halbtags arbeiten, sind es aber immer noch 48 % der (hoch qualifizierten) Partnerinnen, die für den Haushalt und die Versorgung des gemeinsamen Kindes bzw. der gemeinsamen Kinder eher zuständig sind (s. Abbildung 6-4).
- **Die Qualifikation der Partnerin:** Anders als in den neuen Bundesländern spielt es in den alten Bundesländern durchaus eine Rolle, ob beide Partner einen akademischen Abschluss haben oder ob die Partnerin einen niedrigeren Bildungsabschluss hat. Im zweiten Fall ist die Partnerin etwas häufiger zuständig für den Haushalt und die Kinder.

¹⁴⁷ In Leipzig war die Fallzahl zu klein für eine Auswertung dieser Kategorie: Es gibt zu wenig Partnerinnen der Akademiker, die weniger als halbtags arbeiten.

ABBILDUNG 6-4: ZUSTÄNDIGKEIT DER PARTNERIN FÜR DEN HAUSHALT (UND IM FALL VON KINDERN: DIE KINDERVERSORGUNG) IN PARTNERSCHAFTEN VON 40- BIS 49-JÄHRIGEN AKADEMIKERN NACH QUALIFIKATION DER PARTNERIN (ANGABEN IN %)



Fehlende Säulen: Fallzahl zu klein für die Auswertung

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, die Auswertung erfolgte unabhängig vom Vorhandensein von (gemeinsamen) Kindern

Diese Aussagen zeigen vor allem den Zusammenhang zwischen der Entscheidung für Kinder, für die Reduzierung der Erwerbstätigkeit und für die Zuständigkeit der Frau für Haushalt und Kinderversorgung **auch** auf Seiten der hoch qualifizierten Partnerinnen in den West-Regionen. Die Ergebnisse zeigen aber auch, dass bei hoch qualifizierten Partnerinnen eine volle Erwerbstätigkeit vor allem in den West-Regionen, abgeschwächt in Leipzig, in substantiellem Umfang mit einer größeren Zuständigkeit für den Haushalt und die Kinder einhergeht.

Dass sie selbst eher zuständig seien, geben unabhängig von der Qualifikation der Partnerin und gemeinsamen Kindern 6 % der Akademiker an. In den neuen Bundesländern geben die Akademiker häufiger an, dass beide gemeinsam für den Haushalt (und die Kinderversorgung) zuständig seien.¹⁴⁸

¹⁴⁸ Vgl. HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 39 ff.

Die Vergleichswerte zu den Angaben aus Abbildung 6-4 für Männer mit einer niedrigeren Qualifikation (in demselben Alter) zeigen keine große Differenz. Die Partnerinnen von Nicht-Akademikern sind (unabhängig davon, ob gemeinsame Kinder da sind oder nicht, und unabhängig vom Bildungsstand der Frau) zu 71 % in den alten Bundesländern und 49 % in den neuen Bundesländern hauptsächlich für Haushalt (und Kinder) zuständig. Wenn die Partnerin mehr als halbtags erwerbstätig ist, dann ist sie im Westen zu 43 %, im Osten zu 41 % eher für den Haushalt und ggf. die Kinder zuständig. Sind sie nicht oder maximal halbtags erwerbstätig, steigt der Wert im Westen auf 82 %, im Osten auf 80 %.

Die **Einstellungen** der Akademiker insbesondere in den alten Bundesländern zielen auf egalitäre Lösungen der Vereinbarkeitsfragen. Da sich die **Praxis** der Aufgabenteilung in den Partnerschaften von Akademikern selbst dann nicht durch eine besondere Egalität auszeichnet, wenn die Partnerin die gleiche Qualifikation hat, klaffen Anspruch und Wirklichkeit gerade bei dieser Bildungsgruppe am deutlichsten auseinander.¹⁴⁹

6.5 FAMILIENGRÜNDUNG IM STUDIUM – FAMILIENGRÜNDUNG NACH DEM STUDIUM

Feste Partnerschaften werden gerade in den Lebensjahren eingegangen, in denen sich die späteren Akademiker und Akademikerinnen noch im Ausbildungssystem befinden – meist jedoch, ohne dass während des Studiums eine Familie gegründet wird. Die Familiengründung wird vielmehr auf die Zeit nach der Ausbildung verschoben. Das Studium gilt überwiegend als eine Zeit, in der die Voraussetzungen für Familie noch nicht gegeben sind.¹⁵⁰ Dennoch gab und gibt es Familiengründungen im Studium, vor allem, aber nicht nur, in der DDR vor der Wende. In der TNS-EMNID-Studie wurde erhoben, ob die Befragten ein Kind während des Studiums bekommen haben. Wie praktizieren und beurteilen die Befragten mit und die ohne Kind im Studium die Vereinbarkeit von Familie und Studium bzw. Familie und Beruf?¹⁵¹

149 Vgl. BURKART 1999: 122

150 S. Kapitel 5.2.1 zum Aufschub der ersten Geburt bei höher qualifizierten Männern.

151 Die 35- bis 44-jährigen Frauen haben Mitte der 70er bis Mitte der 90er Jahre studiert, das Studium der 40- bis 49-jährigen Männer fiel in die 70er und 80er Jahre.

KIND IM STUDIUM – IM OSTEN HÄUFIGER ALS IM WESTEN

Die meisten der Befragten aus den neuen Bundesländern haben ihr erstes Kind zu DDR-Zeiten bekommen und damit unter den Bedingungen des damaligen DDR-Hochschulsystems, das – verglichen mit dem Hochschulsystem im Westen – eine Familiengründung z. B. durch individuelle Studienpläne, die die Bedürfnisse studierender Eltern berücksichtigten, sowie durch Angebote der Kinderbetreuung erleichterte. 42 % der Akademikerinnen und 37 % der Akademiker in den neuen sowie 16 % der Akademikerinnen und 20 % der Akademiker in den alten Bundesländern haben ein Kind während des Studiums bekommen (Gesamtstichprobe: Akademiker 24 %, Akademikerinnen 21 %).

Diese Angaben der TNS-EMNID-Studie zur Geburt eines Kindes während des Studiums liegen sowohl für die alten wie für die neuen Bundesländer deutlich höher als die Angaben aus den Sozialerhebungen, die regelmäßig im Auftrag des Deutschen Studentenwerkes vom Hochschulinformationssystem Hannover durchgeführt werden.¹⁵² Im Jahr 2000 waren in den alten Bundesländern 7,3 % der Studentinnen (6,3 % der Studenten) Mütter (bzw. Väter). In den neuen Bundesländern lagen die entsprechenden Anteile bei 6,5 % der Studentinnen und 6,1 % der Studenten. Im Zeitverlauf ist die Häufigkeit des Studierens mit Kind in den alten Bundesländern seit etwa 20 Jahren nahezu unverändert. 1991 ergab die erste gesamtdeutsche Sozialerhebung für die neuen Bundesländer einen Anteil von 10 % der Studentinnen und 13 % der Studenten, die Mütter bzw. Väter waren. In den folgenden Jahren sank der Anteil studierender Eltern in den neuen Bundesländern rasch auf das Westniveau ab. Die Überrepräsentation der Befragten mit Kind im Studium in der TNS-EMNID-Studie kann über einen Selektionseffekt bei der Befragtengruppe oder dadurch erklärt werden, dass Qualifikationszeiten nach dem Studium (Promotion etc.) retrospektiv zum Studium dazugerechnet wurden.

FRÜHE UND SPÄTERE FAMILIENGRÜNDUNGSPROZESSE

In der TNS-EMNID-Studie wurde zwar erhoben, ob die Befragten ein Kind während des Studiums bekommen haben, es ist aber nicht bekannt, ob dieses Kind im Studium ihr erstes Kind war. Wir vergleichen im Folgenden die Familiengründungprozesse der beiden Gruppen „hoch Qualifizierte ohne Kind im Studium“ und „mit Kind im Studium“, ohne dass wir voraussetzen, dass bei letzteren die Familiengründung im Studium stattgefunden hat. Das erste Kind kann vor dem Studium geboren sein und während des Studiums wurde ein weiteres Kind geboren. Beide Gruppen trennt, dass in der zweiten Gruppe, insbesondere wenn das im Studium

¹⁵² MIDDENDORF 2004

geborene Kind **nicht** das erste Kind war, die Familiengründung früher erfolgte (s. Tabelle 6-10) und die Reihenfolge „erst Studienabschluss, dann Kind“ nicht eingehalten wurde.

TABELLE 6-10 **ALTER BEI DER GEBURT DES ERSTEN KINDES NACH „KIND“ BZW. „KEIN KIND IM STUDIUM“** (MITTELWERTE IN JAHREN)

Region	Ost		West	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Kind im Studium	<i>n</i> = 81	<i>n</i> = 78	<i>n</i> = 269	<i>n</i> = 316
Ja*	25,6 Jahre	22,5 Jahre	27,8 Jahre	25,7 Jahre
Nein*	28,8 Jahre	26,4 Jahre	33,1 Jahre	31,3 Jahre

* = signifikante Unterschiede zwischen Männern Ost-West und Frauen Ost-West

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004, berechnet auf alle Befragten mit leiblichen Kindern

Infolge der frühen Familiengründung ist bei etwa der Hälfte der Frauen (50 %) aus den neuen Bundesländern, die ein Kind im Studium bekommen hatten, das älteste Kind zum Befragungszeitpunkt schon über 16 Jahre alt und nur 8 % haben ein Kind bis sechs Jahre zu versorgen. In den alten Bundesländern ist nur bei 8 % der Akademikerinnen das älteste Kind bereits älter als 16 Jahre und 38 % haben Kinder im Alter bis sechs Jahre. Damit haben die Frauen in Ost und West, die ein Kind im Studium bekommen haben, zum Befragungszeitpunkt unterschiedliche Möglichkeiten, den Umfang ihrer Erwerbstätigkeit zu gestalten (s. u.).

Allgemein (s. Kapitel 8.2) sind biografisch (zu) früh eingetretene Schwangerschaften seltener auf den Zeitpunkt hin gewollt, und dies gilt auch hier. Insgesamt haben etwa ein Drittel der Männer und 42 % der Frauen in den alten Bundesländern, die ein Kind im Studium bekommen haben, die Schwangerschaft gewollt, aber sie hätte später eintreten sollen. Kam das Kind nicht im Studium, waren es jeweils 12 %. Auf den Zeitpunkt hin gewollt waren bei den Männern resp. Frauen mit Kind im Studium 55 % resp. 48 %. Dieser Anteil (gewollt auf den Zeitpunkt hin) lag höher bei den Männern und Frauen ohne Kind im Studium (s. Tabelle 6-11).



TABELLE 6-11: **GEWOLLTHEIT DES ERSTEN KINDES** (ANGABEN IN %)

	Männer* (40 – 49 Jahre)			Frauen* (35 – 44 Jahre)		
	Gesamt	Kind im Studium	Kind nicht im Studium	Gesamt	Kind im Studium	Kind nicht im Studium
Gewolltheit 1. Kind	<i>n</i> = 347	<i>n</i> = 85	<i>n</i> = 262	<i>n</i> = 393	<i>n</i> = 83	<i>n</i> = 310
Gewollt, z. Zeitpunkt	73,8	55,3	79,7	73,8	48,2	80,7
Gewollt, aber später	16,1	29,4	11,8	17,0	34,9	12,3
Nicht gewollt, zwiespältig, unentschieden	10,1	15,3	8,4	9,1	16,9	7,1
	100	100	100	100	100	100

* = signifikante Unterschiede nach „Kind“/„kein Kind im Studium“

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004, ohne Ost-West-Differenzierung

UMFANG DER ERWERBSTÄTIGKEIT UND EINSCHÄTZUNGEN DER VEREINBARKEIT

Ein wesentlicher Indikator für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist der Umfang der Erwerbstätigkeit von Frauen – die unter anderem von dem Alter der Kinder abhängt – und von Männern. Frauen in den alten Bundesländern, die ein Kind im Studium bekommen haben, sind zum Befragungszeitpunkt häufiger Vollzeit, aber immerhin auch zu 70 % mit einem geringeren Umfang erwerbstätig. Eine plausible Erklärung ist, dass die im Studium geborenen Kinder zum Befragungszeitpunkt schon älter sind und die Befragte damit den Umfang der Erwerbstätigkeit wieder erweitern kann, aber dennoch nicht Vollzeit arbeiten möchte.

Bei den Männern gibt es weder im Westen noch im Osten signifikante Unterschiede danach, ob sie ein Kind im Studium bekommen haben oder nicht, wohl aber finden wir bei ihren Partnerinnen (signifikant in West und Ost) dasselbe Muster wie bei den Akademikerinnen: Wurde ein Mann während seines Studiums Vater, ist seine Partnerin zum Befragungszeitpunkt in höherem Umfang erwerbstätig, als wenn kein Kind während des Studiums geboren wurde.

TABELLE 6-12: UMFANG DER ERWERBSTÄTIGKEIT DER FRAUEN NACH „KIND“ BZW. „KEIN KIND IM STUDIUM“ UND REGION (ANGABEN IN %)

	Frauen West*			Frauen Ost		
	Gesamt	Kind im Studium	Kind nicht im Studium	Gesamt	Kind im Studium	Kind nicht im Studium
Umfang der Erwerbstätigkeit	<i>n</i> = 315	<i>n</i> = 50	<i>n</i> = 265	<i>n</i> = 78	<i>n</i> = 33	<i>n</i> = 45
0 bis 34,9 Std./Woche	83,8	70,0	86,4	29,5	27,3	31,1
35 bis 41,9 Std./Woche	13,0	24,0	10,9	52,6	45,5	57,8
42 und mehr Std./Woche	3,2	6,0	2,6	17,9	27,3	11,1
	100	100	100	100	100	100

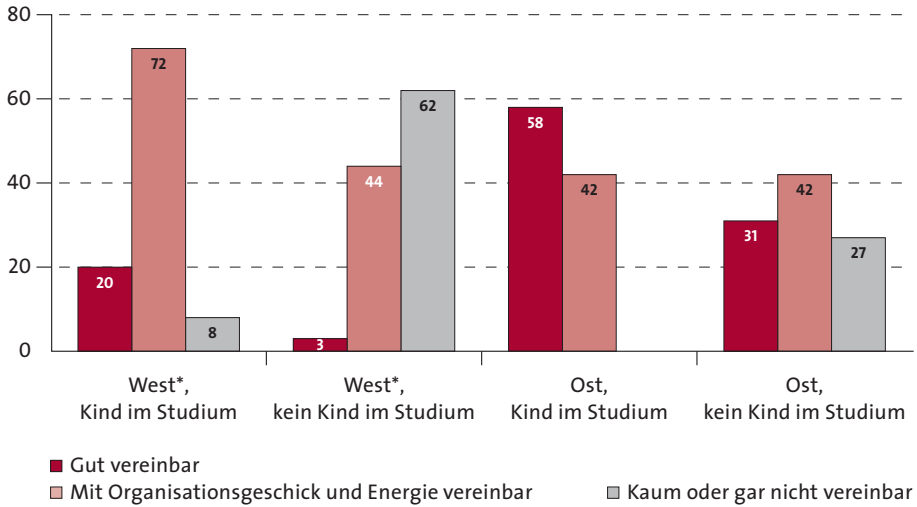
* = signifikante Unterschiede nach „Kind“/„kein Kind im Studium“

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004, Unterschiede

Diejenigen, die ein Kind im Studium bekommen haben, wurden gebeten, die Vereinbarkeit von Studium und Familie zu bewerten. Den Befragten ohne Kind im Studium wurde eine hypothetische Frage nach der potenziellen Vereinbarkeit gestellt.¹⁵³ Die Erfahrung, mit Kind studiert zu haben, führt zu einer wesentlich positiveren Bewertung der Vereinbarkeit von Studium und Familie als bei denjenigen, die diese Erfahrung nicht haben. Wer ein Kind im Studium bekommen hat, bewertet im Rückblick Familie und Studium am häufigsten als „mit Organisationsgeschick und Energie vereinbar“, nur die Akademikerinnen im Osten nennen „gut vereinbar“ noch häufiger. Die Einschätzung „kaum vereinbar“ wird selten gewählt (am häufigsten von Männern in den alten Bundesländern mit 13 %). Bei den Frauen und Männern ohne eigene Erfahrungen eines Studiums mit Kind hält etwa die Hälfte in den alten und ein Viertel in den neuen Bundesländern Kind und Studium für „kaum oder gar nicht vereinbar“.

¹⁵³ Die Fragen lauteten: „Wie gut waren Kind und Studium für Sie vereinbar?“ und „Wie gut, schätzen Sie, wären Studium und Kind damals vereinbar gewesen, als Sie studiert haben?“

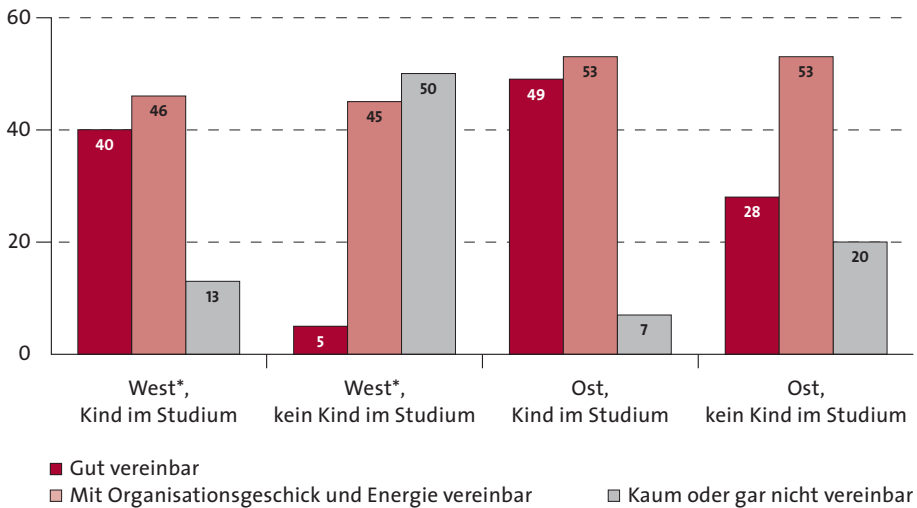
ABBILDUNG 6-5: VEREINBARKEIT FAMILIE UND STUDIUM AUS SICHT DER AKADEMIKERINNEN MIT UND OHNE KIND IM STUDIUM (ANGABEN IN %)



* = signifikante Unterschiede zwischen Frauen mit und ohne Kind im Studium im Westen

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

ABBILDUNG 6-6: VEREINBARKEIT FAMILIE UND STUDIUM AUS SICHT DER AKADEMIKER MIT UND OHNE KIND IM STUDIUM (ANGABEN IN %)



* = signifikante Unterschiede zwischen Männern mit und ohne Kind im Studium im Westen

Quelle: BZgA, Datensatz „Kinderwunsch und Familiengründung“ 2004

6.6 DISKUSSION

In vielen Einzelergebnissen finden sich deutliche Ost-West-Unterschiede, die in den grundsätzlich anderen Kontexten der akademischen Ausbildung und Erwerbstätigkeit in der DDR und in der Bundesrepublik wurzeln. In den alten Bundesländern wurde die erste akademische Generation befragt, für die nach der Bildungsexpansion der 60er und 70er Jahre die Bildungsbeteiligung von Frauen Selbstverständlichkeit ist. In den neuen Bundesländern wurde eine akademische Generation befragt, die noch unter DDR-Bedingungen aufwuchs und studierte. Diese Differenz wirkt sich auf Partnerwahl und Paarbeziehungen ebenso aus wie auf die biografische Dynamik der Familienplanung, die Einstellungen zur Vereinbarkeit und die Lösung von Vereinbarkeitsproblemen. Die Ergebnisse können unter drei Aspekten diskutiert und die Ost-West-Unterschiede dabei konturiert werden: die Geschlechterordnung von Traditionalität vs. Egalität, die unterschiedliche Positionierung zur Vereinbarkeitsfrage und die unterschiedliche biografische Dynamik.

DIE DYSFUNKTIONALITÄT DER „TRADITIONELLEN“ MUSTER BEI DER PARTNERWAHL

Die in den Mustern der Partnerwahl in den alten Bundesländern noch zu findende „traditionelle Gesetzmäßigkeit“, der zufolge Frauen „nach oben“ heirateten, Männer dagegen keinen Nachteil von einer Heirat mit einer niedriger qualifizierten Partnerin haben, entspricht einer Gesellschaft mit einer traditionellen Geschlechterordnung, in der nicht in die Ausbildung von Frauen investiert wird. Sie ist aber dysfunktional in einer Gesellschaft, in der den Frauen gleiche Bildungschancen eröffnet werden. Wenn nämlich dieses Muster erhalten bleibt, hat es negative Folgen für die Familienplanung: Fast gleich viele Frauen wie Männer studieren und erwerben heute einen Hochschulabschluss.¹⁵⁴ Wenn weiterhin jeder zweite der hoch qualifizierten Männer, die als Partner für sie in Frage kämen, eine Partnerin ohne Hochschulabschluss wählt und damit als möglicher Beziehungspartner ausscheidet, ist der Partner- und Heiratsmarkt für Akademikerinnen verengt, was wiederum zu der – verglichen mit niedriger qualifizierten Frauen – höheren Kinderlosigkeit und Partnerlosigkeit von Akademikerinnen führen kann.¹⁵⁵

154 2001/2002 waren 49,2 % der Studienanfänger weiblich (BMFSFJ 2002: 27) und 48 % der erfolgreichen Hochschulabsolvierenden waren Frauen (STATISTISCHES BUNDESAMT 2004).

155 „It seems that the strong male breadwinner norm in Germany defines wives as secondary providers and makes it difficult for highly educated women to marry downwardly (and thus to marry at all)“; BLOSSFELD/TIMM 2003b: 33.

Doch die Gesellschaft der alten Bundesländer ist nicht mehr ungebrochen traditional: Man kann das Glas auch halb voll nennen und hervorheben, dass immerhin **jeder zweite** Akademiker eine gleich hoch qualifizierte Partnerin wählte. Für die Familiengründung spielte zudem die Qualifikation der Partnerin keine Rolle und schließlich fordert jeder zweite Akademiker eine Abkehr von der traditionellen Rollenverteilung, wenn er vorschlägt, der Mann solle seine Erwerbstätigkeit reduzieren, wenn Kinder kommen. Hier zeigten sich die Akademiker als moderne Männer.

Die Praxis der Aufgabenteilung in der Familie ist weniger egalitär als die Einstellungen – sie ist nahezu so konservativ wie in anderen Bildungsgruppen, was die Zuständigkeit der Frauen für Haushalt und Kinder und die Reduzierung ihrer Erwerbstätigkeit angeht. Diese Praxis wird durch die bildungsdifferente Partnerschaft von Männern reproduziert, denn in den Partnerschaften von hoch qualifizierten Männern mit einer niedriger qualifizierten Partnerin ist die Entscheidung, wer dann, wenn ein Kind kommt, die Erwerbstätigkeit reduziert, weitgehend präjudiziert. Aber auch bei hoch qualifizierten Partnerinnen der befragten Akademiker und bei den befragten Akademikerinnen selbst finden wir die konservative Arbeitsteilung.

BLOSSFELD und TIMM¹⁵⁶ gehen davon aus, dass das traditionelle Muster der Partnerwahl über den gesellschaftlichen Wandlungsprozess hinaus, der es eigentlich obsolet macht, weiterwirken wird. Es bremst den Wandel der Geschlechterrollen, so dass die Veränderungen asymmetrisch bleiben: Zwar werden Frauen in die Ausbildungssysteme und in die Erwerbstätigkeit eingebunden, es bleibt aber bei der Abstinenz der Männer bei den familialen Aufgaben und bei der Male-Breadwinner-Rolle. Die Autoren prognostizieren allerdings, dass mit der größeren Präsenz von Frauen in den höheren Bildungseinrichtungen die Homogamie zunehmen und eine Heirat von Männern „nach unten“ seltener werden wird. Die Familiengründung der Akademiker und Akademikerinnen in den alten Bundesländern ist mit ihren widersprüchlichen Aspekten nur vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Ungleichzeitigkeit zu verstehen.

Den Widerspruch zwischen einer egalitären Einbindung in die Erwerbstätigkeit einerseits und der weiter geltenden Leitfigur einer Hausfrauenehe andererseits finden wir im Osten nicht. Die Egalität macht sich an vielen weiteren Einzelergebnissen fest und insbesondere daran, dass wir in vielen Fragen anders als bei den Frauen und Männern aus den alten Bundesländern **keine** signifikanten Antwortunterschiede zwischen den Geschlechtern finden. Die Einstellungen, aber auch die Praxis der Zuständigkeitsverteilung bei den familialen Aufgaben ist stärker egalitär gestaltet.

156 BLOSSFELD/TIMM 2003a: 8 f.

Die Positionierung zur Vereinbarkeitsfrage ist ein weiterer Punkt, der die Ost-West-Unterschiede kennzeichnet. Die Akademiker und Akademikerinnen in den alten Bundesländern nehmen die Unvereinbarkeit von Familie und Beruf deutlicher wahr und gehen davon aus, dass Familie berufliche Einschränkungen verlangt. Dies ist der Ausgangspunkt, der sich aus einer historischen Tradition entwickelt hat, in der sich das Familienrecht und die Familienpolitik nur langsam von dem Leitbild der Familie als Hausfrauenehe mit dem Mann als Haupternährer gelöst haben. Damit verbunden war das Denken in Geschlechtergegensätzen, die sich in den Ergebnissen an vielen Stellen bei den Einstellungen ebenso wie bei der berichteten Praxis finden. Eine eigene hohe Qualifikation und eine Partnerschaft mit einer ebenfalls hoch qualifizierten Frau erhöhen das Problembewusstsein. Die direkt von Einschränkungen betroffenen Frauen sind sensibilisierter und skeptischer, was die Vereinbarkeitsmöglichkeiten angeht. In den neuen Bundesländern wird dagegen die Notwendigkeit, sich beruflich einzuschränken, wenn Kinder da sind, weniger deutlich gesehen und die Vereinbarkeit sowohl von Beruf und Familie als auch von Studium und Familie wird deutlich besser bewertet.

Die Einstellung zur Frage, ob der Mann seine Berufstätigkeit reduzieren soll, wenn keine Kinder vorhanden sind, fällt entsprechend unterschiedlich in Ost und West aus. Befürworten die hoch Qualifizierten in den alten Bundesländern – an der Spitze die Akademikerinnen, gefolgt von den Akademikern – klar diese Möglichkeit, die Vereinbarkeit zu erleichtern, lehnen die hoch Qualifizierten in den neuen Bundesländern – hier mehr die Akademikerinnen als die Akademiker – diese Lösung ab. Die Lösung, dass der Mann seine Erwerbstätigkeit reduziert, ist dort vor dem Hintergrund wenig sinnfälliger, dass auch Frauen ihre Erwerbstätigkeit nicht (gravierend) reduzieren sollen, wenn ein Kind kommt. Während die Frage „Wer reduziert den Erwerbsumfang – Mann oder Frau?“ im Westen bereits die Situation der privaten Aushandlung im Paar unterstellt, waren Akademiker und Akademikerinnen in den neuen Bundesländern andere Lösungen gewohnt, die nicht privat ausgehandelt, sondern partnerunabhängig vom Staat bereitgestellt wurden und die eine Einschränkung der Erwerbstätigkeit weder vorsahen noch einforderten.¹⁵⁷

Die Unterschiede zwischen Ost und West bezogen auf die Vereinbarkeitsfrage bei Akademikern und Akademikerinnen lassen sich so zusammenfassen: Während die hoch Qualifizierten in den alten Bundesländern von der Unvereinbarkeit ausgehen und (ungeachtet der egalitären Ansprüche) auf konservative Aufgabenteilung zurückgreifen, sehen die Akademiker und Akademikerinnen in den neuen Bundesländern weniger die Notwendigkeit, sich wegen der Familie beruflich einzuschränken, und sie etablieren in höherem Maß egalitäre Lösungen.

¹⁵⁷ HELFFERICH ET AL. 2001: 233 ff.; s. auch Kapitel 4 in diesem Bericht

DIE BIOGRAFISCHE DYNAMIK

Der dritte Aspekt, der sich bei dem Ost-West-Vergleich hervorheben lässt, ist die unterschiedliche biografische Dynamik. Für die Dynamik ist der Institutioneneffekt, also der Aufschub der ersten Geburt auf eine Zeit nach dem Studium, wesentlich, aber sie lässt sich nicht darauf reduzieren. Unter der Partnerschaftsperspektive ist sie mit der Tatsache verknüpft, wer sich in welchem Alter in welchen Gelegenheitsstrukturen für das Kennenlernen einer Partnerin oder eines Partners bewegt. Wer vor dem Studium einen Partner oder eine Partnerin kennen lernt, wird ihn oder sie vor allem aus dem schulischen oder Freizeitkontext kennen, die beide stark alters-segregiert sind, und die Altersdifferenz wird weniger groß sein. Später bietet während des Studiums vor allem die Hochschule solche Möglichkeiten zur Partnersuche, zumindest dann, wenn es an der Hochschule entsprechend viele Männer bzw. Frauen gibt. Schon in dieser Lebensphase sind die Zusammenhänge zwischen Kinder- und Familienwünschen und der beruflichen Orientierung sowohl bei den Akademikerinnen und Akademikern als auch bei den jeweiligen Partnern und Partnerinnen aufeinander abzustimmen. Wer später im Leben eine Partnerschaft einging, lernte eher eine jüngere Partnerin kennen oder einen Partner, der ebenfalls hoch qualifiziert war.

Familie braucht vor allem bei den Akademikerinnen und Akademikern im Westen Zeit. Die Familienbildungsprozesse beginnen später, werden länger aufgeschoben und sind insgesamt „langsamer“ bei „gestreckten“ Verläufen. Die Bedeutung dieser Zeit – Zeit für den Abschluss des Studiums, Zeit für die Festigung der Partnerschaft, Zeit für Familiengründung – ist für diese Muster von früh (während des Studiums) und spät eingegangenen Partnerschaften jeweils unterschiedlich. Unter der Partnerschaftsperspektive sieht man, dass das Alter von beiden, also das Alter der Frau **und** das Alter des Mannes, in die Familienplanung eingeht. Dass Akademiker mit einer älteren Partnerin in einem jüngeren Alter Vater wurden, kann darüber erklärt werden, dass das Alter der Frau eine stärker limitierende Größe für die zeitliche Familiengründung ist als das Alter des Mannes.

FRAGEN FÜR DIE ZUKUNFT

Die Diskussion der Ost-West-Unterschiede unter der Partnerschaftsperspektive lässt uns für die alten Bundesländer die Besonderheit der Situation von Akademikerinnen und Akademikern darin erkennen, dass gerade von dieser gesellschaftlichen Gruppe am stärksten der gesellschaftliche Wandel von einem konservativen Familienmodell zu egalitären Geschlechterbeziehungen getragen wird. Egalitär ist die Einbindung von Frauen in das Hochschulsystem, der Familienbereich ist noch weitgehend kon-

servativ. Die neuen Bundesländer hatten dagegen eine egalitäre Tradition der Einbindung der Frauen in das Ausbildungssystem, wenngleich auch zu DDR-Zeiten Frauen stärker für den reproduktiven Bereich zuständig waren.

BLOSSFELD und TIMM sehen als eine langfristige Entwicklung, dass die Bildungshomogamie zugenommen hat, insbesondere im Zuge verlängerter Ausbildungszeiten bei hoch Qualifizierten. Da sukzessive eine Teilgruppe des Bildungsnachwuchses an den Übergängen im Bildungssystem scheitert und ausscheidet, wird die im Ausbildungssystem verbleibende Gruppe immer homogener. Mit der paritätischen Präsenz von Frauen an den Hochschulen, so BLOSSFELD und TIMM, nimmt die Bedeutung der Hochschule als „Markt“, einen Partner oder eine Partnerin kennen zu lernen, und damit die Verbreitung der Bildungshomogamie zu. Zu fragen ist aber, wie lange die mit diesen egalitären Tendenzen wenig kompatible „Geschlechtertraditionalität“ weiterwirkt. Es zeichnet sich ab, dass die Familienplanung in den alten Bundesländern weiterhin von den Widersprüchen und von der Notwendigkeit, Lösungen in der Partnerschaft auszuhandeln, gekennzeichnet ist. Für die neuen Bundesländer stellt sich die Frage, ob dort diese Widersprüche ebenfalls revidiert werden oder ob die egalitäre Tradition der Partnerschaften erhalten bleibt.

7 VERHÜTUNG – FRAUEN- UND/ODER MÄNNER-PERSPEKTIVEN

Verhütung hat einen bemerkenswerten „Geschlechtswechsel“¹⁵⁸ in den 60er Jahren durchgemacht. Bis dahin waren mit Kondomen und Coitus interruptus vor allem von Männern anzuwendende Methoden verbreitet¹⁵⁹ und die ebenfalls verfügbare Rhythmusmethode nach Knaus und Ogino verlangte die Abstimmung in der Partnerschaft, beteiligte also auch den Mann.¹⁶⁰ Die Pille als Verhütungsmittel, das Frauen vorbehalten ist, ohne dass es einer Absprache mit dem Mann bedarf, kam in der BRD 1961 und in der DDR 1965 auf den Markt und avancierte in Ost und West nach anfangs eingeschränkter, strenger Indikation bis Mitte der 70er Jahre zum Verhütungsmittel Nr. 1. APPELT zeigte 1981 in einer Zusammenfassung mehrerer Studien, wie sich seit Mitte der 60er Jahre die Zuständigkeit für Verhütung zunehmend mehr auf die Seite der Frauen verlagert hatte und Verhütungsmittel, für die beide Geschlechter zuständig sind, an Bedeutung verloren.¹⁶¹

Mitte der 80er Jahre änderte sich die Bedeutung des Kondoms, das nun insbesondere bei jungen Männern und Frauen mit dem Schutz vor einer HIV-Infektion assoziiert wurde. Die HIV-Präventions-Kampagnen förderten nicht nur die Akzeptanz des Kondoms – ablesbar unter anderem an dem gestiegenen Anteil derer, die beim „ersten Mal“ mit Kondomen, auch in Kombination mit der Pille, verhüteten¹⁶² –, sondern trugen der Kondomnutzung auch stärker das Image einer gemeinsamen und kommunikativ ausgehandelten Angelegenheit ein, denn es wurde die Kommunikation über die HIV-Risiken und über adäquate Schutzmaßnahmen propagiert.¹⁶³ Nicht zuletzt wird auch die in Jugendstudien konstatierte zunehmende Verantwortung von jungen Männern in Zusammenhang mit der Verbreitung der Kondomnutzung gebracht.¹⁶⁴ Möglicherweise verlieren Kondome aber auch, obwohl sie von Männern „angelegt“ werden, die spezifisch männliche Konnotation. Nach der BZGA-Studie „Aids im öffentlichen Bewusstsein“¹⁶⁵ hatten 1989 21 % der jüngeren allein lebenden Frauen Kondome zu Hause oder bei sich; 2001 waren es mit 59 % fast so

158 In der Berufssoziologie spricht man von dem „Geschlecht“ eines Berufs, wenn in einem Beruf fast ausschließlich Männer bzw. Frauen tätig sind. Der „Geschlechtswechsel“ von „männlicher“ zu „weiblicher“ Verhütung ist eingebettet in einen umfassenderen gesellschaftlichen Wandel in den Bereichen Kinder, Nichtehelichkeit, Sexualität, Familie, Geschlechtsrollen.

159 Dabei gab es durchaus schon früher von der Frau anzuwendende Methoden und Mittel und auch andere Regulierungen der Fruchtbarkeit, z. B. durch Heiratsbeschränkungen; vgl. FICHTNER 1999: 103 ff.

160 In der SBZ (Sowjetisch Besatzungszone) wurde 1946, in der BRD 1951 die Himmler'sche Polizeiverordnung, die die Anwendung empfängnisverhütender Mittel untersagte, formal aufgehoben; vgl. BMFSFJ 2002: 292 f. FICHTNER 1999: 108.

161 APPELT 1984: 379 ff.

162 Von 22 % bei den Mädchen 1980 auf über 60 % in den Jahren 1994, 1996, 1998, 2001 bzw. von 28 % bei den Jungen 1980 auf zwischen 55 % und 65 % in den folgenden Erhebungsjahren; BZGA 2001: 60 f.

163 Vgl. BMFSFJ 2002: 286

164 BZGA 1996: 51

165 BZGA 2002: 49

viele wie allgemein im Durchschnitt. Es stellt sich die Frage, ob das reine Anwenden von Kondomen, ohne sich vorher um die Verfügbarkeit gekümmert zu haben, ausreicht, um Kondome weiterhin als „männliche Verhütung“ zu bezeichnen.

Allerdings beschränkt sich die Kondomnutzung häufig auf die ersten Male in einer Beziehung. Wird die Beziehung fester, wird (wieder) zu „weiblicher“ Verhütung übergegangen (vor allem zur Pille: s. u.).¹⁶⁶ Daher ist trotz der Veränderungen Verhütung (immer noch) überwiegend „weiblich“ und von den drei gebräuchlichsten Verhütungsmitteln Pille, Kondom und Spirale werden zwei von Frauen angewandt. In den medizinischen Lehrbüchern spielen Verhütungsmittel für den Mann nur eine randständige Rolle.¹⁶⁷

Veränderungen lassen sich vor allem bei den Einstellungen finden. Schon in der Studie von METZ-GÖCKEL und MÜLLER gaben 1986 81 % der befragten Männer an, Verhütung sei eine gemeinsame Aufgabe.¹⁶⁸ Und bei im Jahr 1996 befragten 14- bis 17-jährigen Jugendlichen achteten zwar Mädchen generell mehr auf Verhütung, aber immerhin 69 % der Jungen gaben an, „immer genau“ darauf zu achten, dass keine Schwangerschaft eintritt (Mädchen: 79 %).¹⁶⁹

Der „Übergang zu ‚weiblicher‘ Verhütung, für die die Partnerin zuständig ist, und eine Renaissance der Kondomnutzung als ‚männlicher‘ bzw. gemeinschaftlicher Verhütung im Zuge der HIV-Präventions-Kampagnen“¹⁷⁰ führten so einerseits zu einer Praxis, bei der nach wie vor „weibliche“ Verhütungsmittel dominieren, andererseits – und im Spannungsverhältnis dazu – zu einer gewachsenen (verbalen) Aufgeschlossenheit für Verantwortungsübernahme bei (jungen) Männern.

Die Veränderungen lassen sich auch daran ablesen, dass Männer erstmals Mitte der 80er Jahre als eigene Zielgruppe zu Kontrazeption befragt wurden, und zwar in der im Auftrag der Frauenzeitschrift BRIGITTE von METZ-GÖCKEL/MÜLLER durchgeführten Erhebung und in einer Studie von BARTH/STRAUSS.¹⁷¹ In den 90er Jahren gab es dann mehrere Bevölkerungsumfragen der BZGA und eine gesonderte Männer-Studie von FICHTNER.¹⁷² Die repräsentative Wiederholungsbefragung „Verhütungsverhalten Erwachsener“ von FORSA in den Jahren 2000 und 2003 (im Auftrag der BZGA) erhob Daten bei Frauen und Männern, differenzierte allerdings in den Veröffentlichungen nicht nach Geschlecht.

166 KNOPF/LANGE 1993; NICKEL/PLIES/LANGE 1995; BZGA 1996, 2001

167 FICHTNER 1999

168 METZ-GÖCKEL/MÜLLER 1986: 131; vgl. HELFFERICH/FICHTNER 2001: 24

169 BZGA 1996: 56

170 HELFFERICH/FICHTNER 2001: 24

171 METZ-GÖCKEL/MÜLLER 1986, BARTH/STRAUSS 1986 (jedoch aufgrund der Rekrutierungswege nur eingeschränkt aussagekräftig); eine Übersicht findet sich bei FICHTNER 1999: 276 f.

172 BZGA 1994, BZGA 1997; FICHTNER 1999

Diese Studien – mit Ausnahme der Erhebung von FICHTNER – beschränken sich aber vor allem auf quantitative (Verteilungs-)Aussagen. Mit den beiden Studien „frauen leben“¹⁷³ und „männer leben“ können wir die Angaben und Äußerungen von Frauen und Männern zur Nutzung, aber auch zur subjektiven Bedeutung von Verhütung vergleichen und zudem die Perspektiven der beiden Geschlechter miteinander konfrontieren und verschränken.¹⁷⁴ Da die Perspektive von Männern bislang vernachlässigt wurde, werden wir sie in den Vordergrund stellen.

7.1 VERHÜTUNG IM KONTEXT DER PARTNERSCHAFT

Ein Fünftel der in „frauen leben“ befragten Frauen und der in „männer leben“ befragten Männer haben zum Befragungszeitpunkt nicht verhütet – meist gaben sie als Gründe „Kinderwunsch“ oder „kein Geschlechtsverkehr“ an. Wie in Untersuchungen zum Sexualverhalten auch gaben Männer seltener an, keinen Geschlechtsverkehr zu haben (20 % der Männer, die nicht verhüteten, gegenüber 29 % der Frauen ohne Verhütung). Die Verbreitung von aktuell genutzten Verhütungsmethoden wird im Folgenden auf diejenigen berechnet, die verhüten.

DIE „WEIBLICHE“ VERHÜTUNG DOMINIERT

Die Daten zeigen eine klare Dominanz der Pille: Bei Frauen und Männern kommt die Pille auf Platz 1, gefolgt vom Kondom und dann der Spirale. Alle anderen Mittel spielten eine untergeordnete Rolle.

173 Zur Vergleichbarkeit der Studien „frauen leben“ und „männer leben“ ist anzumerken, dass die Fragen zur Verhütung in unterschiedlicher Form gestellt wurden (s. Anhang B 2.8). Vergleichbar sind aber die Angaben zur aktuellen Verhütung und zu den Methodenerfahrungen im Lebenslauf (inkl. Methoden, die kurz oder einmalig angewandt wurden). Da das Verhütungsverhalten sich mit dem Lebensalter bzw. mit den altersabhängigen Lebens- und Partnerschaftsphasen verändert, werden hier 20- bis 44-jährige Frauen und 25- bis 49-jährige Männer verglichen. Dass dabei das Altersspektrum der Männer im Vergleich zu dem der Frauen um fünf Jahre nach oben verschoben ist, ist vertretbar, denn im Durchschnitt sind die Partnerinnen zwei Jahre jünger als die Männer. An der Kennung der Interviews mit ♀ (= Frauen) und ♂ (= Männer) kann das Geschlecht der zitierten Person abgelesen werden. Die Zitate wurden sprachlich leicht geglättet; Auslassungen sind mit (...) gekennzeichnet. Codierung bei den Frauen: 1 = Leipzig, 2 = Leipzig Umland, 3 = Freiburg, 4 = Freiburg Umland; für das Alter: J = 20 – 29 Jahre, M = 30 – 39 Jahre, A = 40 – 45 Jahre.

174 Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001: 109

TABELLE 7-1: **AKTUELLES VERHÜTUNGSVERHALTEN: BEFRAGUNG VON MÄNNERN (UND FRAUEN)*** (ANGABEN IN %)

	BZgA 1994 N = 2.573 ¹⁾ 16 – 65 Jahre	BZgA 1997 N = 1.550 ²⁾ 16 – 65 Jahre	BZgA 2003 N = 1.501 ³⁾ 20 – 44 Jahre	Fichtner 1999 ⁴⁾ N = 463 20 – 35 Jahre	männer leben 2002 N = 1.503 25 – 49 Jahre	frauen leben 1998 N = 1.468 20 – 44 Jahre
Pille	64 (56)	58 (58)	54 (50)	51	46	49
Kondom	32 (33)	42 (36)	43 (25)	23	38	21
Spirale	9 (13)	8 (11)	10 (17)	6	13	14
Sterilisation der Frau	3 (6)	3 (4)	3 (6)	2	4	9
Sterilisation des Mannes	3 (3)	3 (2)	5 (5)	2	9	3
„Natürliche Verhütung“ ⁵⁾	3 (4)	7 (8)	2 (4)	6	2	8
Sonstige	3 (3)	3 (4)	4 (5)	13	6	5

*Berechnet jeweils auf Personen, die aktuell verhüten; in Klammern Angaben für Frauen; Verhütungsmittel mit geringer Verbreitung wurden ausgelassen.

1) Davon 1.319 Männer

2) Davon 796 Männer

3) Davon 698 Männer

4) Feldphase 1995

5) „Natürliche Verhütung“ ist ein umgangssprachlicher Sammelbegriff für die Abstinenz außerhalb unfruchtbarer Tage, Messung der Basaltemperatur, Schleimbeobachtung nach Billings, jeweils mit oder ohne Kombination miteinander.

Misst man den Beitrag von Männern allein an der Verbreitung von Methoden und Mitteln, die von Männern anzuwenden sind, fällt dieser Beitrag nicht sehr bedeutend aus. Wie bedeutend dieser Beitrag im Einzelnen ausfällt, darüber gaben Frauen und Männer im Vergleich unserer beiden Studien unterschiedliche Auskunft – ungeachtet der grundsätzlichen Dominanz „weiblicher“ Methoden und Mittel: Die Männer gaben in „männer leben“ mehr oder weniger deutlich häufiger „männliche“ (Kondom, Sterilisation des Mannes) und umgekehrt die Frauen in „frauen leben“ mehr „weibliche“ Verhütungsmittel und -methoden an (Pille, Spirale, Sterilisation der Frau; s. Tabelle 7-1). So gaben z. B. von den verheirateten Männern 14 % die eigene Sterilisation und 6 % die der Frau an, die verheirateten Frauen gaben zu 13 % die eigene

Sterilisation und zu 5 % die des Mannes an (s. Tabelle 7-2). Auf mögliche Erklärungen für dieses Phänomen und auf die Unterschiedlichkeit der einzelnen Studienergebnisse in Tabelle 7-1 kommen wir zurück, nachdem die Bedeutung des Lebensalters bzw. der Lebensphase und Partnerschaftsform für die Verhütung geklärt ist.

DIE VERHÜTUNG HÄNGT VON DER LEBENS- BZW. PARTNERSCHAFTS-SITUATION AB

Verhütung ist notwendig und vernünftig, wenn ein Paar Geschlechtsverkehr hat, aber kein Kind möchte. Diese einfache Aussage bedeutet auch: Verhütung spielt sich in Beziehungen ab und die Wahl der Verhütungsmethode hängt von der Form der Beziehung zwischen Mann und Frau ab. Die Angaben von 20- bis 44-jährigen Frauen und 25- bis 49-jährigen Männern in den beiden Studien „frauen leben“ und „männer leben“ stimmen hier weitgehend überein, was diesen Zusammenhang zwischen der Verhütungswahl und der Beziehungsform angeht (s. Tabelle 7-2):

- In **sexuellen Kontakten von Frauen und Männern ohne feste Partnerschaft** spielen **Kondome** – auch in Kombination mit der Pille – eine große Rolle. Dies gilt vor allem für Männer: 83 % der Männer, die keine feste Partnerin haben, verhüteten mit Kondomen, bei den Frauen sind es 38 %. Bei den Männern kommt an zweiter Stelle die Pille (47 %), die bei den Frauen eine etwas größere Bedeutung hat (52 %).
- Bei denen, die **eine feste Partnerschaft** haben, die aber **nicht verheiratet** sind (mit oder ohne gemeinsamen Haushalt), ist die **Pille** am weitesten verbreitet, ein Drittel bis fast die Hälfte der Männer nennen hier auch Kondome.
- Bei **verheirateten Männern und Frauen** ist die Pille zwar auch die am häufigsten verwendete Verhütungsmethode, aber die Spitzenwerte derjenigen, die mit dem festen Partner bzw. der festen Partnerin nicht verheiratet sind, werden nicht erreicht. Dafür gewinnen die **Spirale und Sterilisationen** an Bedeutung. Knapp ein Fünftel der verheirateten Männer und Frauen gibt die Spirale an, bei einem weiteren Fünftel ist einer der beiden sterilisiert. Spirale und Sterilisation werden vor allem als Mittel bei einer abgeschlossenen Familienplanung bevorzugt; ihre Verbreitung nimmt mit steigender Kinderzahl zu.
- **Kinderlose Männer und Frauen** setzen vor allem auf Pille und Kondom. Wer **mehrere Kinder hat**, nutzt eher Spirale und Sterilisation.



TABELLE 7-2: VERHÜTUNGSMETHODEN VON MÄNNERN UND FRAUEN (ANGABEN IN %)

	Männer (25 – 49 Jahre)				Frauen (20 – 44 Jahre)			
	Ver- heiratet n = 617	Nicht ehel. zus.- lebend n = 158	Nicht zus.- lebend n = 109	Keine feste Partnerin n = 170	Ver- heiratet n = 655	Nicht ehel. zus.- lebend n = 191	Nicht zus.- lebend n = 176	Kein fester Partner n = 132
Pille*/**	37,9	58,2	69,7	47,1	38,8	66,0	64,8	52,3
Kondom*/**	23,5	37,3	45,9	82,9	19,2	17,3	19,9	37,9
Spirale*/**	18,2	8,9	3,7 (4)	4,1 (7)	17,4	9,4	9,1	10,6
Sterilisation der Frau*/**	6,3	1,9 (3)	–	1,8 (3)	13,1	3,1 (6)	1,7 (3)	3,0 (4)
Sterilisation des Mannes*/**	13,5	0,6 (1)	4,6 (5)	2,9 (5)	5,2	1,1 (2)	1,1 (2)	–
Sonstige	9,5	6,9	5,5	4,7	12,8	14,2	12,5	13,6

* = signifikante Gruppenunterschiede bei den Männern,

** = signifikante Gruppenunterschiede bei den Frauen

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, BZgA, Datensatz „frauen leben“ 1998; berechnet auf die, die aktuell verhüten

Da die Lebensformen sich mit dem Alter ändern und in der Regel verstetigen und an Verbindlichkeit zunehmen, verhüten Jüngere anders als Ältere: Für jüngere Frauen, die weniger verbindliche Beziehungen haben, ist die Pille das Mittel der Wahl, ebenso für diejenigen Frauen und Männer, die zusammenleben und die auf jeden Fall eine Schwangerschaft (noch) ausschließen möchten. Für Ältere, die die Familienplanung abgeschlossen haben, sind Spirale und Sterilisation geeigneter.

DIE SUBJEKTIVE BEDEUTUNG VON VERHÜTUNG FÜR MÄNNER UND FRAUEN IN NICHT KONSOLIDIERTEN UND IN KONSOLIDIERTEN BEZIEHUNGEN

Wir sind dem Zusammenhang zwischen der Form der Partnerbeziehung und der Verhütungsp Präferenz, der bereits quantitativ beschrieben wurde, auch in seiner subjektiven Bedeutung in den qualitativen Interviews nachgegangen. Dort haben die Männer und Frauen ihre Beziehungsgeschichte erzählt und sind dabei meistens auch auf die Verhütung eingegangen.¹⁷⁵ Wie bei der quantitativen Auswertung wollen wir auch hier unterscheiden zwischen nicht konsolidierten und festen, konsolidierten Beziehungen und untersuchen, wie die Verhütung im Übergang zwischen solchen Phasen dargestellt wurde.

NICHT KONSOLIDIERTE BEZIEHUNGEN

Die **nicht konsolidierten Beziehungen** fielen überwiegend in die Jugendphase der Befragten und damit in die Zeit, in der die Pille bereits verbreitet war. Allen Erzählungen von Frauen und Männern gemeinsam ist die Erwartung, dass sich bei sexuellen Kontakten außerhalb fester Partnerschaften die Frau um die Verhütung kümmert. Die Akzentsetzung variiert aber. Eher – aber nicht ausschließlich – ältere Männer grenzten sich von den Folgen von Verhütungsrisiken ab, denn die hatte ohnehin die Frau zu tragen: „Man(n)“ brauchte sich also keine Gedanken zu machen. Den Wandel der Geschlechterbeziehungen sehen wir darin, dass jüngere Männer – aber auch wieder nicht ausschließlich sie – sich mit den Verhütungsrisiken stärker auseinander setzten und erwähnten, dass sie auch mit einer flüchtigen Sexualpartnerin über Verhütung kommunizierten. Die Kondomnutzung stand bei diesen Männern im Zeichen des Selbstschutzes (als Schutz vor einer HIV-Infektion und Schutz vor einer Schwangerschaft, s. u.) oder sie wurde mit Vorstellungen von Egalität und Verantwortungsübernahme verbunden.

Auch für die Frauen war die Einnahme der Pille bzw. die Erwartung, dass Frauen in nicht konsolidierten Beziehungen für die Kontrazeption sorgen, „normal“, selbstverständlich und durch mütterliche und ärztliche Ratschläge vermittelt: „*Man hat eigentlich schon gewusst, was man machen muss, und ich wollte eigentlich auch von Anfang an (...) die Pille nehmen*“ (Q 4-J/M-15093; s. Abschnitt 7.3 zur Bedeutung der „Normalität“ der Pilleneinnahme). Frauen der älteren Generation erwähnten noch die eigene Unerfahrenheit und Unsicherheit, die Jüngeren betonten ihre Handlungsautonomie und – wie die jüngeren Männer – die Selbstverständlichkeit von Kommunikation bezogen auf Verhütung. Das bedeutet: Verhütung mit der Pille

¹⁷⁵ Zur Verwendung des Begriffs „Motiv“ in der rekonstruktiven Forschung siehe Fußnote 51.

und/oder mit dem Kondom – Letzteres wegen des HIV-Infektions-Risikos. „*Ich habe mit M am Anfang mit Kondomen geschlafen, weil ich weiß nicht, wie viel Frauen der schon hatte, das ist ein hübscher, junger Kerl (...) ich hab am Anfang gesagt: Mit dir, mein Freundchen: nur mit Kondomen*“ (♀ 2-J/M-8510).

DER ÜBERGANG IN FESTE BEZIEHUNGEN

Wenn die Frau nicht vorher bereits mit der Pille verhütet hatte, bedeutete der **Übergang in eine feste Beziehung** („*Bis ma sich dann einigermaßen sicher war*“) ein gemeinsames Gespräch, überwiegend mit dem Ergebnis einer Einigung und dem „**Umstieg**“ auf die Pille, und für die Frauen den Gang zum Frauenarzt: „*Da es ne feste Liebe war und da sich auch auf Dauer (...) dementsprechend war ich eben vorher beim Frauenarzt und hatte mir die Pille verschreiben lassen*“ (♀ 1-M/H-56648). Die Einnahme der Pille stand für ein Bekenntnis zur Beziehung mit der Erwartung, nun häufiger Geschlechtsverkehr zu haben.

KONSOLIDIERTE BEZIEHUNGEN

Für die Verhütung in **konsolidierten Partnerschaften** gab es weniger ein „Mittel der Wahl“ und sie ist stärker ausdifferenziert, entsprechend den Möglichkeiten, die sich boten. Für die Entscheidungen spielten Aspekte wie der Bedarf nach Sicherheit, die Frage, ob die Familienplanung abgeschlossen war oder nicht, eine Rolle, aber auch „Verhütungsstile“. Diese Stile können als Kern eine pragmatisch-funktionale und an der Normalität der Pilleneinnahme orientierte Einstellung enthalten oder Ansprüche von Partnerschaftlichkeit und Angemessenheit bezogen auf das Körpergefühl und das sexuelle Erleben in den Mittelpunkt stellen (s. u.).

In diesen subjektiven Vorstellungen spielen Normalität, Sicherheit, Vertrauen, Handlungsautonomie und Gemeinsamkeit als Kernmotive, die in Abschnitt 7.3 noch einmal einzeln und phasenübergreifend aufgeschlüsselt werden, eine Rolle. Sie können in ihrer phasenspezifischen Bedeutung und Relevanz die subjektiven Hintergründe für die in der statistischen Auswertung gefundenen Präferenzen liefern.

EXKURS: GESCHLECHTERDIFFERENZEN INNERHALB VON STUDIEN UND DIFFERENZEN ZWISCHEN STUDIENERGEBNISSEN – STATISTISCHE ARTEFAKTE ODER GESCHLECHTSTYPISCHES ANTWORTVERHALTEN?

Tabelle 7-1 gibt einen Überblick über die Ergebnisse der Studien „männer leben“ und „frauen leben“ sowie über andere Untersuchungsergebnisse, insbesondere zum Verhütungsverhalten von Männern. Bei der Betrachtung der Ergebnisse ist bezogen auf einige Verhütungsmittel eine systematische Differenz zwischen den Angaben von Männern und Frauen zu sehen: Männer geben mehr Kondome und Sterilisation des Mannes an, Frauen mehr Spirale, Sterilisation der Frau und teilweise auch die Pille. Dies kann darüber erklärt werden, dass Männer die Anwendung von Spirale oder Sterilisation der Frau unterschätzen, weil deren Anwendung für sie nicht offenkundig ist und sie nicht informiert waren, was aber nur für nicht feste Partnerschaften zutreffen dürfte. Auch könnte sein, dass die häufigere Nennung von Kondomen seitens der Männer damit zu tun hat, dass Männer auch mehr spontane sexuelle Beziehungen, für die Kondome eine höhere Bedeutung haben, eingehen bzw. angeben. Und schließlich kann es sich um ein allgemeines, verzerrtes Antwortverhalten handeln, bei dem der eigene Beitrag über- und der Beitrag der Partnerin/des Partners unterschätzt wird, wie es z. B. auch in der Befragung von Frauen und Männern zur Beteiligung an der Hausarbeit beobachtet wurde.¹⁷⁶

Diese Erklärungen unterstellen allerdings, dass man z. B. 40- bis 55-jährige Männer und Frauen, die nicht als Paare, sondern in getrennten Stichproben befragt wurden, vergleichen kann. Zu berücksichtigen ist aber, dass Männer – insbesondere, wenn sie älter sind (s. Kapitel 6.3) – über die Verhütung in einer Partnerschaft mit einer jüngeren

¹⁷⁶ Vgl. KEDDI/SEIDENSPINNER 1991: 166

Partnerin sprechen. Ihre Angaben müssten demnach mit denen von zwei bis drei Jahre jüngeren und nicht mit denen gleichaltriger Frauen verglichen werden. Detailliertere Auswertungen der BZGA-Studien von 1994 und 1997¹⁷⁷ zeigen, dass sich die Differenz zwischen den Angaben der Frauen und der Männer mit dem Alter verändert: Bei den unter 30-Jährigen nannten etwas mehr Frauen die Pille, in den Altersgruppen 30 bis 44 Jahre und, noch deutlicher, 45 bis 59 Jahre nannten wesentlich mehr Männer die Pille. Frauen in diesem Alter waren entweder zu einer anderen Verhütung gewechselt oder verhüteten nicht mehr, während die jüngeren Partnerinnen der altersgleichen Männer durchaus noch die Pille nahmen. Auch für das Alter von 30 bis 44 Jahre gilt, dass Frauen im Schnitt zwei Jahre früher als Männer die Familienplanung abschließen und z. B. zur Spirale wechseln, während die Partnerinnen gleichaltriger Männer noch länger die Pille nehmen. Dieser Zusammenhang kann auch erklären, warum in den beiden Studien, in denen eine Altersgruppe bis 44 Jahre bzw. bis 65 Jahre befragt wurde, Männer (etwas) häufiger die Pille nannten als Frauen.

Insgesamt müssen die Altersgrenzen der Stichproben und Selektionseffekte bzw. muss die Stichprobensammensetzung, was Lebensformen der befragten Frauen und Männer angeht, beachtet werden. Diese Aspekte beeinflussen nämlich das Verhütungsverhalten und erzeugen statistische Differenzen, die neben einem geschlechtstypischen Antwortverhalten die Unterschiede in den Angaben von Frauen und Männern erklären können.



¹⁷⁷ BZGA 1994, BZGA 1997

7.2 VERHÜTUNGSERFAHRUNGEN IM LEBENSLAUF

Wenn eine Partnerschaft scheitert und ein Mann oder eine Frau eine neue Beziehung eingeht, wird dann so verhütet, wie die Frau vorher verhütet hatte, oder so, wie der Mann vorher verhütet hatte? Allgemeiner gefragt: Wie wirkt sich die Tatsache, dass „weibliche“ Verhütungsmittel dominieren, auf die gesammelten Verhütungserfahrungen im Leben aus? In beiden Studien, „frauen leben“ und „männer leben“, wurde erfragt, welche Verhütungsmethoden im Lebenslauf schon einmal angewendet wurden.¹⁷⁸

DIE PILLE:

Die **Pille** haben fast alle (Männer 94 %, Frauen 95 %) kennen gelernt, Jüngere wie Ältere und unabhängig von der Bildung. Die Pille stand ja auch vielfach am Beginn der „Verhütungsbiografie“, vor oder bei dem Übergang zu der ersten festen Partnerschaft (s. Abschnitt 7.1).

KONDOMENE:

Mit **Kondomen** haben deutlich mehr Männer (87 %) bereits Erfahrung als Frauen (66 %). Hier haben die Jüngeren schon mehr Erfahrungen als die über 39-jährigen Männer und die über 35-jährigen Frauen – obwohl die Älteren doch mehr Lebenszeit für Erfahrungen hätten nutzen können. Dies ist ein Hinweis darauf, dass die Kondomnutzung bei den jüngeren Befragten erst über die HIV-Präventions-Kampagnen „normal“ wurde – wie auch die Beschäftigung mit den und die Kommunikation über die Risiken bei nicht konsolidierten Beziehungen erst in dem „modernen“ Muster an Gewicht gewonnen haben (s. Abschnitt 7.1).

SPIRALE/STERILISATION:

Erfahrungen mit der **Spirale** (Männer 33 %, Frauen 24 %) und der **Sterilisation der Frau** (Männer und Frauen 7 %) bzw. **des Mannes** (Männer 7 %, Frauen 3 %) wurden von den Älteren häufiger genannt. Diese Mittel wurden auch erst in fortgeschrittenerem Alter relevant.

178 Es werden nur die Befragten einbezogen, die mindestens einmal im Leben verhütet haben. Befragte, die nie verhütet haben bzw. nie Geschlechtsverkehr hatten, sowie diejenigen, die die Angaben zu diesem Bereich verweigert haben, bleiben unberücksichtigt.

SONSTIGE:

Jemals Erfahrungen mit „natürlicher“ Verhütung, die als aktuelle Verhütung eine geringere Rolle spielte, haben 23 % sowohl der Männer als auch der Frauen gemacht, Erfahrungen mit Salben und Zäpfchen 15 % der Männer und 13 % der Frauen und mit dem Diaphragma 8 % der Männer und 5 % der Frauen. Coitus interruptus kommt bei den Männern auf 25 %, bei den Frauen auf 15 % Nennungen.

Erfahrungen mit der Pille und bei Männern auch mit dem Kondom gehören nach diesen Zahlen zum „Standardrepertoire“. Inwieweit darüber hinaus Erfahrungen mit anderen Mitteln vorliegen, hängt vom Alter, von der Bildung und von dem Aufwachsen in Ost oder West ab. Frauen zwischen 40 und 44 Jahren, Männer zwischen 45 und 49 Jahren sowie Frauen und Männer aus Leipzig¹⁷⁹ gaben weniger Methoden an, die sie schon einmal angewandt hatten und berichteten vor allem von einer kontinuierlichen Pilleneinnahme: 91 % der Frauen und 60 % der Männer, die Erfahrungen mit nur einer Methode angaben, haben bislang nur mit der Pille verhütet.¹⁸⁰ Bei den über 29-jährigen Frauen und Männern¹⁸¹ sind Erfahrungen mit dem Kondom umso verbreiteter, je höher die Bildung ist, und auch die Erfahrungen mit „natürlicher“ Verhütung und mit dem Diaphragma wurden von Frauen und Männern der beiden höchsten der vier Bildungsgruppen¹⁸² am häufigsten genannt.¹⁸³ Über ein breit gefächertes Erfahrungsspektrum über die Pillenerfahrung hinaus verfügten somit vor allem höher und hoch qualifizierte Frauen und Männer im Westen.

In den qualitativen Interviews finden wir die Nutzung des Diaphragmas und natürlicher Methoden über ein Ausprobieren hinaus, verbunden mit Diskursivierungs- und Aushandlungsprozessen in der Partnerschaft, vor allem in höheren Bildungsgruppen sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern (s. Kapitel 8.4). In der Studie „frauen leben“ wurden aus den qualitativen Interviews die beiden Profile der „Vielwechslerrinnen“, die häufiger die Verhütungsmethoden gewechselt und überwiegend auch Erfahrungen mit natürlicher Verhütung und Diaphragma hatten, und der „kontinuierlich Verhütenden“ herausgearbeitet, die die bereits erwähnten „Verhütungsstile“ repräsentieren. Für die „Vielwechslerrinnen“ wurde eine besondere Sensibilität für Verhütungsfragen rekonstruiert: Diese Frauen wollten – teilweise aufgrund von Pillenmüdigkeit und Pillenkritik – Neues ausprobieren und waren auf

179 In der DDR war die Pille das offiziell propagierte und am leichtesten erhältliche Verhütungsmittel.

180 Bisher ausschließlich mit Kondomen verhütet haben 6 % der Frauen und 27 % der Männer.

181 Mit dieser Alterseingrenzung werden die Frauen und Männer, deren Verhütungsbiografie erst kurz ist, ausgeschlossen und die Aussagen sind genauer.

182 Siehe zur Konstruktion des Bildungsindikators in der standardisierten Erhebung Kapitel 2.2.

183 Männer und Frauen verhüten umso häufiger aktuell mit Kondomen, je höher sie gebildet sind. Hoch qualifizierte Frauen berichten zudem auch häufiger über aktuelle „natürliche“ Verhütung.



der Suche nach einer ihrem Körpergefühl und ihrer Sexualität angemessenen, gesundheitlich nicht belastenden Methode, die zudem den Partner einbeziehen sollte. Die Frauen, die ausschließlich die Pille genommen hatten, waren eher pragmatisch orientiert. Sie sahen die Pilleneinnahme als normal und vor allem als praktisch an.¹⁸⁴ Verhütung und ihre Auswirkungen auf den Körper wurden funktional unter dem Aspekt eines sicheren, effektiven und problemlosen Schutzes vor einer ungewollten Schwangerschaft und damit als Beitrag zu einer verlässlichen Lebensplanung gesehen.

Die Zahlen zeigen einen Unterschied zwischen Frauen und Männern: Bei fast allen Verhütungsmethoden gaben Männer mehr Erfahrungen als Frauen an und entsprechend haben sie mit im Schnitt 3,1 Methoden insgesamt mehr unterschiedliche Verhütungsmittel und -methoden kennen gelernt als Frauen (2,6 Methoden). Jeder dritte Mann, aber nur jede fünfte Frau nannte Erfahrungen mit vier und mehr Verhütungsmethoden. Umgekehrt gaben 17 % der Frauen und nur 8 % der Männer an, Erfahrungen mit nur einer Methode gemacht zu haben. Um diesen Unterschied zu erklären, sei daran erinnert, wie der Wechsel von Verhütungsmethoden zu Stande kommt: Entweder wird innerhalb einer Partnerschaft gewechselt, weil sich die Notwendigkeit oder die Ansprüche geändert haben. Beispiel hierfür ist der Übergang von der Pille zur Spirale, wenn die Familienplanung abgeschlossen ist. Oder die Verhütungsfrage wird am Anfang einer neuen Partnerschaft neu gestellt.

Bei beiden Geschlechtern gibt es einen statistischen Zusammenhang zwischen der Anzahl der bisher eingegangenen festen Beziehungen und der Anzahl der jemals genutzten Verhütungsmittel. Diese Chance, neue Verhütungserfahrungen zu machen, schlägt sich für Männer in größerem Umfang nieder: Männer haben zum einen mehr feste Partnerschaften in ihrem Leben (im Durchschnitt 2,6) angegeben als Frauen (im Durchschnitt 2,1). Zum andern bedeutete eine neue Partnerschaft häufiger auch eine neue Verhütung. Hält man nämlich die Zahl der festen Partnerschaften konstant, dann berichteten Männer immer noch über ein größeres Spektrum an Methoden, die sie jemals kennen gelernt haben, als Frauen. Zwar bedeutet auch für Frauen das Eingehen einer neuen Partnerschaft, dass die Verhütungsfrage sich neu stellen kann, aber sie bleiben offenbar häufiger als Männer bei einer bereits vorher oder früher angewandten Methode, während sich die Männer in dieser Situation häufiger auf die verwendete Methode der neuen Partnerin einlassen. Am Beispiel: Eine Frau, die von der Pille überzeugt ist, wird sie auch bei einer neuen Partnerschaft weiter nehmen, während ein Mann, der von der Pille überzeugt ist, und der nun eine Frau kennen lernt, die mit der Spirale verhütet, die Partnerin kaum dazu bewegen wird, zur Pille zu wechseln.

184 HELFFERICH ET AL. 2001: 157 ff.

7.3 SUBJEKTIVE BEDEUTUNGEN VON VERHÜTUNG

Männer und Frauen entscheiden sich für eine Verhütungsmethode, manchmal auf Dauer, manchmal zum Ausprobieren, manchmal bei Beginn einer neuen Beziehung, manchmal bei deren Festigung oder Veränderung. Sie werden dabei von Ansichten über und Ansprüchen an Verhütung geleitet. Was in Abschnitt 7.1 schon bezogen auf „unterschiedliche Partnerschaftsformen“ und in Abschnitt 7.2 bezogen auf „Verhütungsstile“ anklung, soll nun phasenübergreifend vertieft werden: Was sind die zentralen Themen, die für Frauen und Männer im Zusammenhang mit Verhütung und Verhütungsentscheidungen relevant sind? Sind es dieselben Themen bei Frauen und Männern? Aus dem qualitativen Material haben wir fünf Kategorien herausgearbeitet, die hier genauer analysiert und für Frauen und Männer verglichen werden: Normalität, Sicherheit, Vertrauen, Handlungsautonomie und Gemeinsamkeit. Abschnitt 7.4 schließt dann an den Wert der „Gemeinsamkeit“ an, indem die Rolle des „WIR“ und die Bestimmung von Verhütung als „gemeinsame“ Aufgabe auch bei asymmetrischer Aktivität rekonstruiert wird.

NORMALITÄT: FÜR FRAUEN IST DIE PILLE NORMAL, FÜR MÄNNER IST NORMAL, DASS DIE FRAU DIE PILLE NIMMT

Eine wichtige Bedeutung von Verhütung (mit der Pille), die im Zusammenhang mit einer pragmatisch-funktionalen Orientierung erwähnt wurde, ist bei Frauen und Männern die **Normalität (der Pille)**¹⁸⁵, gefasst z. B. in Aussagen wie „Das war normal“, „üblich“, „klar“, „selbstverständlich“ oder im schlichten normativen „Es war (eben) so“. Dabei gibt es eine feine semantische Nuance: Einmal kann die Normalität auf die Aufgabenteilung attribuiert werden – normal ist, dass die Frau (mit der Pille) verhütet –, das andere Mal kann sie direkt auf die Pille bezogen werden. Ersteres finden wir eher bei Männern, das Zweite eher bei Frauen.

„Am Anfang früher war's halt, dass mei Frau halt die Pille genommen hat? Die hat se dann net sehr gut vertrage, dann ist se mal umgestiege uff de Spirale, jo? Des war so des Übliche, ja genau“ (♂4-J/M-95). „Wurde meistens auch, glaub ich, bloß von der Frau verhütet. Das war halt üblich“ (♂1-M/M-17). „Ich muss natürlich dazusagen, (...) also die Mädels haben die Pille halt genommen“ (♂1-A/M-3).

185 Die Normalität muss nicht auf Dauer normativ und handlungsleitend sein. Sie wird oft in der Erzählung eines zurückliegenden Entscheidungskontextes erwähnt und bedeutet nicht, dass auf Dauer mit der Pille verhütet wurde. Die anderen Verhütungsmittel werden zwar weniger mit der Normalität belegt (mit Ausnahme der Kondome für einige Jüngere), sind aber reale und realisierte Handlungsmöglichkeiten.



Diese Zitate stammten von Männern; Zitate von Frauen sind: Die Pille war „das übliche Mittel“ (♀1-J/M-56649), sie „gehörte dazu“ (♀3-A/H-21058), „so wie ganz normal eigentlich“ (♀1-A/M-6238), aber auch: „man nimmt halt die Pille“ (♀4-J/M-15093).

Frauen, die die Pille als derart „normal“ darstellten, beschrieben auch klare Entscheidungen: „Es war für mich auch sofort klar, dass wenn, dann die Pille“ (♀3-M/H-11201). Diese Entscheidungen wurden durch den mütterlichen oder ärztlichen Rat („Ich soll sie ruhig weiter nehmen“: ♀3-M/M-11169, „Hat dann meine Mutter gesagt, wir gehen jetzt zum Arzt, dann kriegste die Pille, brauchste keene Angst zu haben, dass de en Kind kriegst und so wie ganz normal eigentlich“: ♀1-A/M-6238) und ebenso durch das Fehlen von Alternativen („Es gab nichts anderes“, „man hat nichts anderes gewusst/gekannt“ oder „ich habe nicht groß drüber nachgedacht“: ♀2-A/M-8125, ♀4-M/N-17033) gestützt.

Diese Normalität bedeutet für Frauen keine Entlastung. Das ist für Männer anders: „Und wenn eben über Verhütung war, dann wurde dann gesagt: Ist gut, ja, ich nimm sowieso die Pille, da brauchst dich nicht drum zu kümmern“ (♂2-M/N-49), „No die Pille war nu mal do, damit war die Sache eigentlich auch einfacher, zumindest für uns Kerle (lacht)“ (♂1-M/M-17), „Ich hab mich da nie drum gekümmert und werde mich da auch nicht drum kümmern (...). Ich hab das immer den Damen überlassen (...) und dann hatte meine Frau aber ihre Krankheit überwunden und dann konnte sie wieder die Pille nehmen und da war das Problem wieder vom Tisch und ich hab mich seitdem noch nie wieder (lacht) darüber mit meiner Frau unterhalten“ (♂1-A/H-18). Und aus Sicht einer Frau: „Die Männer, mit Verhütung haben die sowieso weniger am Hals“ (♀4-M/N-17033).

SICHERHEIT UND SCHUTZ: FRAUEN SCHÜTZEN SICH SELBST, MÄNNER SCHÜTZEN SICH, WENN SIE SICH SELBST SCHÜTZEN, AUCH VOR FRAUEN

Eine zweite wichtige Bedeutung, die Frauen und Männer mit Verhütung verbinden, ist **Sicherheit**. Abgesehen davon, dass Frauen häufiger auf diesen Aspekt eingehen, gibt es auch inhaltliche Unterschiede, wie Frauen und Männer über Sicherheit sprechen. Frauen beurteilen Verhütung danach („Da hatte ich einfach das Gefühl, das ist das Sicherste“), und meinen damit, dass sie selbst für ihre Sicherheit sorgen, da sie es sind, die schwanger werden. „Ich muss mich absichern“, „Da kann nix passieren“, „Ich bin geschützt“ oder „Ich wusste, dadurch kriege ich schon mal kein Kind“ (♀3-J/H-3-J/H-11092) sind häufig verwendete Topoi. Sicherheit steht gegen die Angst („Horror“, „Panik“) vor dem Eintreten einer ungewollten Schwangerschaft mit all den gravierenden Konsequenzen wie „Chaos“, negativen Auswirkungen auf die Ausbildung und berufliche Entwicklung („Sie machen sich das ganze Leben kaputt, wenn du jetzt in der Lehre bist und es kommt ein Kind“: ♀4-M/N-17033) oder im privaten Bereich mit der Vorstellung, dann mit dem Kind allein dazustehen.

Sichere Verhütung ist aus pragmatischen Gründen Frauensache: „Also nicht dass ich mich dafür zuständig fühlte als Frau, sondern weil ich nicht ungewollt schwanger werden wollte“ (♀3-M/H-11201). Das Sicherheitsmotiv zielt nicht unbedingt darauf, sich von Männern abzugrenzen, höchstens in dem Sinn, dass Kondome Sicherheit geben, wenn ein Partner zu Beginn einer sexuellen Beziehung oder bei flüchtigen Kontakten nicht gut bekannt ist.

Auch für Männer ist Sicherheit ein Thema, aber sie gehen darauf seltener und mit einem anderen Tenor ein. Überwiegend wird die Sicherheit im Kontext der Kondomnutzung in nicht konsolidierten Partnerschaften erwähnt; die Kondome werden benutzt aus „Sicherheitsgründen“ (♂2-M/H-32), um auf „Nummer sicher zu gehen“ (♂1-M/H-25). „Ich hatte von Anfang an immer, wenn ich rausgegangen bin, immer Kondome mitgebracht. Dass mir also da nichts widerfährt“ (♂2-M/N-50).

„Widerfahren“ könnte dem Mann eine HIV-Infektion oder eine ungewollte Schwangerschaft der Frau. Sicherheit kann zwar auch mit einer gemeinsamen, mit der Partnerin geteilten Sorge verbunden sein. Häufiger steht das Sicherheitsmotiv aber im Zusammenhang damit, einer Frau nicht zu glauben, dass sie verhütet (s. u.), und mit der Furcht vor einer zu frühen Festlegung und Bindung an eine Frau aufgrund eines gemeinsamen Kindes. Der Schutz vor einer Schwangerschaft erscheint hier zugleich als Schutz vor Frauen mit Bindungswünschen. In dieser Weise äußern sich gerade Männer, die diesbezüglich „schlechte Erfahrungen“ gemacht haben.

VERTRAUEN: FRAUEN VERTRAUEN DEN VERHÜTUNGSMITTELN, MÄNNER VERTRAUEN DER PARTNERIN

Wenn Männer nicht selbst für Sicherheit sorgen, müssen sie der Frau vertrauen, dass diese sicher verhütet. „Vertrauen“ ist ein weiterer wichtiger Aspekt im Verhütungsdiskurs, bei dem sich die bei den anderen Aspekten angeschnittenen Asymmetrien zwischen Frauen und Männern zuspitzen: Männer, so kann man zusammenfassen, vertrauen den Partnerinnen, Frauen vertrauen den Verhütungsmitteln. Vertrauen ist für Männer ein wichtiges Thema insofern, als für sie nicht überprüfbar ist, ob die Frau tatsächlich wie behauptet die Pille nimmt oder mit der Spirale verhütet. Kontext für das Thema ist zum einen die Beschreibung von Unerfahrenheit und Fremdheit gegenüber Frauen oder eine Haltung, dass sich Männer keine Gedanken machen (möchten/müssen) und sich als unzuständig für etwaige Konsequenzen erklären. Dafür wird auch die Formulierung des „der Frau glauben (müssen)“ gewählt.

„Mer handelt halt dann im guten Glauben, ne?“ (♂4-A/H-100). „Da ich vor meiner Frau an und für sich mehr oder weniger lockere Beziehungen hatte, hab ich den Frauen geglaubt, was se mir erzählt haben, und wie gesagt, man kann den Leuten nur vor den Kopfgucken und nich rein, aber ich hab bis heute keine Zahlungsbefehle von irgendeiner Alimenter gekriegt“ (♂2-M/N-31).



„Sie hat dann nur gesagt, sie verhütet, jo, als, als junger Kerle hasch des alles glaubt, da hasch gar keine Weise Gedanken gemacht drüber“ (♂4-A/M-78). „Gut, ab und zu hän sie, aber ich mein, des kann ma jetzt au wieder glaube oder net, des isch halt immer a waghalsige Sach, wenn zum Beispiel a Frau sagt, sie nimmt Pille oder wie au immer, dann kann ma des glaube oder au net, des sei mal dahingestellt. Also ich hab mich au in früherer Beziehungen selber um Verhütung bemüht“ (♂4-J/N-81).

Dass Frauen – sozusagen komplementär – dem Mann glauben und ihm in puncto Verhütung vertrauen, kommt in den Interviews bei Frauen selten vor, da überwiegend die Frauen verhüten und die Aussage, mit Kondomen zu verhüten, keine Glaubensfrage, sondern überprüfbar ist.¹⁸⁶ In einer der seltenen Fundstellen bezieht sich Vertrauen auf die sichere, sorgsame und verantwortungsbewusste Handhabung von Kondomen: *„Da hat er gesagt, da kann nichts passieren, ich habe Kondome und so. Und ich hab auch dadran geglaubt“ (♀4-A/M-15014).* Andere, ähnliche Zitate kommentieren das Verlassen auf den Mann als riskant: Bei einer Befragten verhütete der erste Freund mit Kondomen, *„da war ich wirklich so naiv, dass ich gedacht habe, er wird’s wohl können“ (♀3-M/H-21068).* Besser ist es, sich auf sich selbst zu verlassen: *„Ich würde das nie aus der Hand geben (...) jetzt an irgendeinen Partner“ (♀3-M/H-11047).* *„Da muss ich mich persönlich absichern, ich will mich nicht auf einen Partner verlassen, dem setze ich mich nicht aus“ (♀3-M/H-11201).* Wenn Frauen von Vertrauen sprechen, dann beziehen sie das eher auf Verhütungsmittel, z. B. *„So dass ich mich dann immer auf das Kondom verlassen habe“ (♀1-M/H-36231), „mehr Vertrauen in die Pille als in ein Kondom“ (♀1-M/M-6609, ♀2-J/M-8510).*

HANDLUNGSAUTONOMIE: VON FRAUEN BEANSPRUCHT, VON MÄNNERN GEWÄHRT?

Die Unterschiede zwischen den Formulierungen, die Frauen und Männer bei ein und demselben Motiv wählen, hängen damit zusammen, dass es die Frauen sind, die verhüten. Zwei wichtige, miteinander konkurrierende Aspekte sind hier die Handlungs- und Entscheidungsmacht der Frau einerseits und die Gemeinsamkeit von Verhütung andererseits. Frauen präsentieren sich als aktiv Gestaltende, Entscheidungen Treffende und Verantwortung Tragende – mit der schon erwähnten Begründung, dass sie es sind, die die Kinder bekommen, und dass es ihr Körper ist, in dem sich die Reproduktion vollzieht. *„Ich habe mich irgendwie immer für die Verhütung zuständig gefühlt, weil ich ja auch keine Kinder wollte, und dann wollte ich eigentlich auch die Verantwortung dafür tragen, dass ich keine krieg“ (♀3-A/M-21092).*

186 Theoretisch stellt sich eine analoge Frage für Frauen im Fall der Sterilisation des Mannes. Dies kam aber in unserem Interviewmaterial nicht vor.

In den Erzählungen der Männer findet sich insbesondere bei den Leipzigern – vor dem Hintergrund der Tradition in der DDR-Gesellschaft – die komplementäre Haltung, der Partnerin die Entscheidung über die Verhütung und damit reproduktive Autonomie zuzugestehen:

„Vorschriften mach ich do keiner Frau, die muss selber wissen, was sie mit ihrem Körper macht und ob sie das Kind will. Da hat der Mann nu eigentlich nach meinen Begriffen am wenigsten Einfluss, weil es ist der Frau ihr Körper, die muss sich damit belasten“ (♂₁-M/M-17).

Aber auch ein Befragter aus Gelsenkirchen äußert sich entsprechend: *„Ne, sagt sie dann, mach ich das lieber. Denn sie hatte ja auch damals Recht, sie entscheidet ja über ihren Körper ne. Sie sagt, wann sie schwanger werden will oder nicht, (...) ne, dann sagt sie, ne, ne, da pass ich dann lieber auf“ (♂₂-M/N-50).* Der Partnerin die Entscheidung zuzugestehen, kann dem Mann zum Vorteil gereichen: *„Sie nimmt die Pille, wenn sie möchte. Und ich brauch dann auf Verhütung nich achten“ (♂₂-M/N-51), „Ich hatt eigentlich immer das Glück, dass meine Frauen, die ich hatte, von sich aus schon ziemlich genaue Vorstellungen hatten, wie sie verhüten wollten“ (♂₃-A/M-75).* Insgesamt gesehen ist aber das Motiv der reproduktiven Autonomie der Frau in den Erzählungen der Männer nicht sehr verbreitet.

GEMEINSAMKEIT UND PARTNERSCHAFTLICHKEIT: MÄNNER BETEILIGEN SICH, FRAUEN GEWÄHREN BETEILIGUNG – FRAUEN BEZIEHEN SICH AUF IHREN KÖRPER, MÄNNER AUF DEN KÖRPER DER FRAU

Die Motive der Egalität und Verantwortungsübernahme sind ebenfalls nicht in allen Erzählungen gleichermaßen wichtig und präsent. Sie sind am stärksten mit einem sensibel-reflexiven Verhütungsstil verbunden, bei dem die partnerschaftliche Aushandlung und gemeinsame Entscheidungsfindung, die ausführliche **Diskursivierung** der Thematik und die Kommunikation mit dem Partner bzw. der Partnerin und die Beteiligung beider bei der Umsetzung eine wichtige Rolle spielen (s. o.). Diese Aspekte konkurrieren bei Frauen und Männern mit dem Anspruch der Frau auf alleinige Entscheidungsautonomie und mit der „Normalität“ der Arbeitsteilung, bei der ebenfalls die Frau allein zuständig ist.

In den Aussagen der Frauen und Männer geht es um Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit und damit um die Beteiligung des Mannes an der Verhütung. *„Ich find doch, dass ein Mann da auch ein bisschen mit dazu beitragen sollte, zu dieser ganzen Geschichte, weil ich denk mal, es kann nicht sein, dass nur die Frau verhütet“ (♂₁-A/H-27).* *„Ich hab da kein Problem mit, dass der Mann verhütet, wieso nicht?“ (♂₂-J/N-46).* Ein Teilaspekt ist hier auch die „Schonung“ des Körpers der Frau, die sich *„das nicht an[zuh]tun“ (♂₃-J/M-52)* oder sich nicht *„mit Medikamenten oder weiß Gott was*

umenander [zu] schlage“ (♂₃-A/M-64) braucht bzw. der der Mann „das nicht zumuten (konnte C.H./ J.K.), jetzt Chemie zu schlucken“ (♂₁-M/H-14).

Die komplementären Aspekte werden von Frauen als Erwartung und Anspruch an den Partner formuliert: „Irgendwie wollte ich schon, dass er Anteil hat, dass er weiß, was da geht“ (♀₃-M/H-11047); „dass ich das vollkommen ätzend finde, dass ich die Alleinige bin, die für die Verhütung zuständig ist“ (♀₃-J/H-11092); „Ich denk halt, Männer sollen sich da ruhig auch mal mit beteiligen“ (♀₃-A/H-11392).

Eine besondere aktive eigene Beteiligung des Mannes ist aus der Sicht der Frauen nicht nur mit der Nutzung von Kondomen und der Sterilisation des Mannes verbunden, sondern der Topos der Partnerschaftlichkeit wird in besonderer Weise im Zusammenhang mit natürlicher Verhütung erwähnt, bei der der Mann an der Beobachtung des Frauenkörpers beteiligt ist und so das Wissen der Frau teilt und zudem bereit ist, sein sexuelles Begehren zurückzustellen und dem Zyklus der Frau anzupassen. Auch hierin unterscheiden sich die Thematisierungen von Verhütung auf Seiten der Frauen von den entsprechenden Erzählungen der Männer: Frauen breiten intime Details des eigenen, weiblichen Körpers wie Menstruation, Zwischenblutungen, Zyklus, Geschlechtsorgane, Befindlichkeiten wie Schmerzen, Hormonhaushalt, die Regelmäßigkeit des Eisprungs, Erbrechen aus. Frauen sprechen die Unverträglichkeit und Nebenwirkungen von Verhütung als Wirkungen auf ihren eigenen Körper an. Männer beziehen sich – wenn, dann in diesem Sinn – auf den Körper der Frau; ihr eigener, der männliche Körper bleibt weitgehend als Themenfeld ausgeklammert.

7.4 VERHÜTUNG – EINE GEMEINSAME AUFGABE?

Verhütung hat sich, folgt man der Ausarbeitung der wichtigen, mit Verhütung verbundenen Aspekte, als eine asymmetrische Angelegenheit erwiesen. Asymmetrie bedeutet nicht nur die Dominanz der „weiblichen“ Verhütung per se, sondern auch, dass Männer sich auf Frauen und Frauen sich auf Verhütung beziehen. Wie lässt sich dann erklären, dass so viele Frauen und Männer in den Befragungen (s. Einleitung zu diesem Kapitel) und in den Interviews Verhütung als **gemeinsame** Aufgabe darstellen oder wünschen? Wie kann Gemeinsamkeit hergestellt werden, wenn z. B. die Frau mit der Pille verhütet?

Auf der Ebene der Einstellungen wird auch in den Studien „männer leben“ und „frauen leben“ Gemeinsamkeit groß geschrieben:

- Auf die Frage „Wenn eine Partnerschaft fest ist, sollte die Verhütung Sache des Mannes sein oder Sache der Frau sein oder gemeinsame Sache sein?“ antwor-

teten 96 % der befragten Männer, sie solle gemeinsame Sache sein, und 4 %, sie solle Sache der Frau sein.

- Für den Fall, dass die Partnerschaft nicht fest ist, wählten 75 % der befragten Männer die Antwortalternative „... sollte man nur miteinander schlafen, wenn man sich über die Verhütung verständigt hat“ und 24 % „... sollte der Mann, auch ohne groß darüber zu sprechen, die Verhütung selbst in die Hand nehmen“ (dies korrespondiert mit der Kondomnutzung von Männern in nicht konsolidierten Partnerschaften). Eine verschwindende Minderheit von 1 % war der Meinung: „... sollte man sich darauf verlassen können, dass die Frau sich selbst schützt.“
- 61 % der in der Studie „frauen leben“ befragten Frauen in fester Partnerschaft hielten die Verhütungsbeteiligung des Mannes für „wichtig“ bzw. „sehr wichtig“ (6-stufige Antwortskala).

WIDERSPRÜCHE ZWISCHEN EINSTELLUNG UND REALITÄT

Wenn die Gemeinsamkeit von Verhütung allerdings daran gemessen wird, dass Männer zu gleichen Teilen mit „männlichen“, d. h. vom Mann anzuwendenden Methoden verhüten, dann muss man feststellen, dass Verhütung in festen Beziehungen keine gemeinsame Aufgabe ist. Zwar zeigen die Ergebnisse in Tabelle 7-1, dass 46 % der Männer in „männer leben“ aktuell „männlich“ verhüten¹⁸⁷; in festen Partnerschaften sinkt dieser Anteil aber auf 37 % (29 % Kondom plus 8 % eigene Sterilisation). Und folgt man den Angaben der Frauen, liegt der Anteil „männlich“ verhütender Partner sowohl allgemein (24 %) als auch in festen Partnerschaften (23 % = 19 % Kondom plus 4 % Sterilisation des Mannes) deutlich niedriger (s. o. zur Diskussion von geschlechtstypischem Antwortverhalten oder statistischen Artefakten).

Krasse Unterschiede zwischen Frauen und Männern zeigt die Studie „Verhütungsverhalten von Erwachsenen“¹⁸⁸, was die Beschreibung einer **gemeinsamen Zuständigkeit** angeht. Dort wurde die Frage gestellt: „Wenn Sie mit jemandem Geschlechtsverkehr haben, wer ist dann bei Ihnen normalerweise hauptsächlich für die Verhütung zuständig?“ 36 % der befragten Männer, aber nur 9 % der Frauen antworteten „beide“. 61 % der Frauen gaben ihre eigene Zuständigkeit an, aus der Perspektive der Männer waren nur bei 46 % die Partnerinnen zuständig. Und mehr Frauen gaben an, dass ihre Partner für Verhütung zuständig seien, als Männer aus ihrer eigenen Sicht die eigene Zuständigkeit benannten.

187 37,5 % Kondome plus 8,9 % eigene Sterilisation; berechnet auf Männer, die aktuell verhüten

188 BZGA 2003: 8



TABELLE 7-3: ZUSTÄNDIGKEIT FÜR VERHÜTUNG (ANGABEN IN %)

Frauen	Männer
Beide zuständig: 9	Beide zuständig: 36
Frau selbst zuständig: 61	Partnerin zuständig: 46
Partner zuständig: 29	Mann selbst zuständig: 17

Quelle: BZgA 2003: 8; repräsentative Befragung „Verhütungsverhalten Erwachsener“

Es stellt sich damit die Frage, was unter „Verhütung in gemeinsamer Zuständigkeit“ verstanden wird. Männer scheinen andere Kriterien zu haben, wann sie von einer Zuständigkeit beider sprechen, und sie scheinen dabei eine Aufgabenteilung mit einzubeziehen, die Frauen als eigene Alleinzuständigkeit oder Alleinzuständigkeit des Mannes einordnen würden. Die spezifischen Kriterien für „Gemeinsamkeit“ können möglicherweise auch das Spannungsverhältnis zwischen dem verbalen Bekenntnis zu „gemeinsamer“ Verhütung und der Praxis, in der die Frau „allein“ verhütet, erklären.

DAS HERSTELLEN VON GEMEINSAMKEIT

Um den Fragen der Gemeinsamkeit und Nicht-Gemeinsamkeit von Verhütung näher zu kommen, haben wir im qualitativen Material die sprachliche Markierung von Handlungsperspektiven und Handlungsmächtigkeit („Agency“; ausführlich s. Kapitel 8.4) untersucht.¹⁸⁹ Wir haben dabei auf die Ausdrucksformen geachtet, die eine gemeinsame Verhütungshandlung oder eine einer Person einzeln zugeschriebene Verhütungshandlung ausdrücken:

- „Ich habe verhütet mit ...“ kennzeichnet die aktive, eigene und individuelle Handlungsperspektive.
- „Sie hat verhütet mit ...“ aus Sicht eines Mannes (bzw. „Er hat verhütet mit ...“ aus Sicht einer Frau) schreibt der Partnerin (bzw. dem Partner) die Handlungsübernahme zu.
- „Wir haben verhütet mit ...“ drückt eine gemeinsame Handlung aus.

¹⁸⁹ Vgl. LUCIUS-HOENE/DEPPERMAN 2002: 59 ff.

- Eine „anonyme“ oder „unpersönliche“ Ausdrucksform ist z. B. „*No die Pille war nu mal do*“ (♂₁-M/M-17) oder „*Und dann war Pille und gut*“ (♀₃-A/M-21517). Hier handelt keine Person und das Zustandekommen des Verhütungsverhaltens wird auf einen unpersönlichen Tatbestand zurückgeführt. Auf diese Form wird im Folgenden nur am Rande eingegangen.

Im Folgenden heben wir die Pronomina, an denen die Handlungsperspektive festgemacht wird, durch Großbuchstaben hervor.

FRAUEN: EHER DIE ICH-PERSPEKTIVE ALS DIE ER-PERSPEKTIVE

In den Erzählungen der Frauen überwiegt die Form der aktiven Agency mit der ICH-Perspektive, und zwar nicht nur bezogen auf die Anwendung von Verhütungsmitteln wie Pille und Spirale („*ICH habe die Pille genommen*“ etc.), sondern auch bezogen auf den gesamten Umgang mit dem Thema, z. B. „*ICH habe mich informiert*“, „*ICH habe mir ... verschreiben lassen*“, „*ICH habe gewechselt*“, „*Entscheidungen, die ICH für MICH persönlich getroffen habe*“, und insbesondere bezogen darauf, selbst aktiv für die eigene Sicherheit zu sorgen: „*ICH muss MICH persönlich absichern*“, „*aufpassen*“ etc. (s. Abschnitt 7.4 zu „Sicherheit“). Frauen sehen sich somit selbst als aktiv Gestaltende, auch gegenüber den Partnern: „*ICH fordere von den Männern halt, dass sie ihre Gummis benutzen*“ (♀₃-A/H-11392). Auch wenn die inhaltliche Aussage beinhaltet, dass Partner die Gestaltungsmöglichkeit beschränken, bleibt von der grammatikalischen Form her die Agency aktiv ausgedrückt: „*Da hatte ICH zwar schon die Vorstellung mit Kondomen, aber die Männer, die haben das nicht mitgemacht*“ (♀₃-M/H-11219). Die ICH-Perspektive ist durchgängig zu finden, wenn es um Nebenwirkungen der Verhütung, Schwangerschaften, den Besuch beim Frauenarzt oder der Frauenärztin sowie um Informationen und Gespräche mit Freundinnen geht. Der reflexive Bezug auf den eigenen Körper erscheint ebenfalls in der ICH-Perspektive (und in besonderen Zitaten der Körper als eigener Akteur): „*MEIN KÖRPER und ICH sind noch nicht so weit*“ (♀₃-A/M-21082), „*Das wollte ICH meinem Körper nicht antun*“ (♀₄-M/M-17008), „*ICH habe meinen Körper sehr wach wahrgenommen*“ (♀₃-M/H-21524).

Entsprechend der überwiegend aktiven Agency in der Darstellungsform finden sich nur in bestimmten Kontexten Formen der Agency, die als ER-Perspektive die Handlungsübernahme beim Mann ansiedeln, so z. B. wenn es um Mittel geht, die Frauen nicht selbst anwenden, vor allem um Kondome. Dort wird aber auch die WIR-Form der gemeinsamen Agency verwendet (s. u.) oder z. B. mit „man“ oder „Es gab Kondome“ die Aussage allgemein gehalten: „*ER hat dann einfach immer irgendwie drauf geachtet, dass ER irgendwie verhütet mit Kondomen oder so*“ (♀₄-A/M-17530), „*mit dem Kondom, das hat ganz toll geklappt*“ (♀₃-M/H-11037). In wenigen Fällen steht die aktive Handlungsübernahme des Mannes im Zeichen seiner besonderen Vorsicht und geht über das sonstige Maß an Männern zugeschriebener Akti-



vität hinaus: „ER achtet da schon ein wenig drauf, dass ICH beispielsweise die Pille regelmäßig nehme oder, wo wir uns kennen gelernt haben, dass halt wirklich nix passieren kann. Da ist ER eigentlich schon recht vorsichtig gewesen“ (♀ 4-J/M-15093). Eine Delegation in dem Sinn, dass Frauen erleichtert sind und es einfacher finden, wenn Männer aktiv sind, findet sich in den Texten kaum.

MÄNNER: EHER DIE SIE-PESPEKTIVE ALS DIE ICH-PERSPEKTIVE

Männer verwenden die ICH-Perspektive in bestimmten Kontexten, vor allem im Zusammenhang mit der Anwendung von Kondomen (in nicht konsolidierten Beziehungen) oder mit der Sterilisation: „Da hatte ICH mal eine Beziehung, da hatte DIE da noch keine Pille genommen, nichts, und da musste ICH halt das so machen“ (♂ 1-A/M-3); „ICH hatte mich dann sterilisieren lassen“ (♂ 1-A/M-8). Die stringente syntaktische Wahl der sprachlichen Form „ICH habe...“ in Bezug auf die Verhütung steht in den nicht konsolidierten Beziehungen in Zusammenhang damit, dass Gemeinsamkeit nicht gesucht wird. In konsolidierten Beziehungen wird mit der ICH-Perspektive die eigene Verantwortungsübernahme angezeigt.

Die Handlungsmacht bezogen auf Verhütung wurde von den Männern in der sprachlichen Form von „SIE verhütet ...“ überwiegend bei der Frau angesiedelt, vor allem dann, wenn es um die Pille oder Spirale ging („SIE nahm die Pille/hatte die Spirale“ etc.). Einen Akzent der Delegation erhält diese SIE-Perspektive dann, wenn erwähnt wurde, dass es zu einer aktiven, eigenen Handlungsübernahme durch den Mann erst gar nicht zu kommen brauchte.

„Wurde dann gesagt: Ist gut, ja, ich nimm sowieso die Pille, da brauchst dich nicht drum zu kümmern“ (♂ 1-M/M-21); „Nee, sagt sie: Dann mach ich das lieber. (...) Sie sagt, wann sie schwanger werden will oder nicht, ne, dann sagt sie: Ne, ne, da pass ich dann lieber auf“ (♂ 2-A/N-48: hier zitiert der Mann die ICH-Perspektive der Frau).

DIE BEDEUTUNG DER WIR-PERSPEKTIVE

Für die Frage der Gemeinsamkeit hat die WIR-Perspektive eine besondere Bedeutung. Das „WIR“ als Akteur der Verhütung kommt bei Frauen und Männern im Kontext der Erwähnung *aller* Verhütungsmittel vor, unabhängig davon, ob sie vom Mann oder von der Frau angewandt werden, also bei der Pille („Da haben WIR immer die Pille genommen“: ♀ 3-A/N-11341; „haben WIR immer verhütet, also die Pille“: ♂ 1-J/M-5) ebenso wie bei der Spirale („WIR haben mit einer Spirale verhütet“: ♂ 2-A/M-38) oder bei Kondomen („haben WIR das Kondom genommen/es mit Kondomen probiert“: ♀ 2-A/M-58118, ♀ 4-J/M-15092). Das WIR kann sich auf das Entscheiden oder das Probieren ebenso beziehen wie auf die Anwendung von Verhü-

tung oder den Wechsel („WIR haben probiert/mit der Verhütung aufgehört/abgesetzt“/„Kondome weggelassen“: ♀ 4-M/M-17008, ♂ 1-M/H-10, ♀ 2-A/M-58118 etc.).

Von der Tendenz her gilt aber: Dort, wo Männer sagen „ICH verhüte“ (z. B. mit Kondomen), sagen Frauen „WIR verhüten“ (z. B. mit Kondomen), und wo Frauen sagen „ICH verhüte“ (z. B. mit der Pille), sagen Männer „WIR verhüten“ (z. B. mit der Pille). Das heißt, dass der Verhütungsbeitrag des Partners oder der Partnerin tendenziell unter ein „WIR“ subsumiert und als gemeinsames Handeln gesehen wird, während der eigene Beitrag tendenziell eher mit der ICH-Perspektive dargestellt wird. Dieser Zusammenhang wird aber immer wieder dadurch gebrochen, dass auch Frauen sagen „WIR haben mit der Pille verhütet“ und ebenso auch Männer „WIR haben Kondome genommen“. Die folgende Gegenüberstellung zeigt ein Zitat links aus einem Interview mit einem Mann, rechts aus einem Interview mit einer Frau:

MANN

„Da ham WIR verhütet. MEINE FRAU hatte die Pille genommen. Zeitweilig, wenn mal irgendwas war, hatte ICH auch schon mal Kondome benutzt, aber MEINE FRAU hat über Jahre die Pille genommen“ (♂ 2-A/N-29).

FRAU

„Also ICH hab dann die Pille genommen, wobei WIR zuerst Kondome genommen haben und dann habe ICH – beim Frauenarzt war ICH und der hat MIR dann die Pille (...) verschrieben“ (♀ 4-M/H-15532).

In den Beziehungsbiografien wird die ICH-Perspektive stärker bei der Darstellung von (noch) nicht konsolidierten Beziehungen verwendet. Der Übergang von einem „ICH habe verhütet“ bzw. „SIE/ER hat verhütet“ zu dem „WIR haben verhütet“ bildet in den biografischen Erzählungen gerade die Konsolidierung der Partnerschaft ab mit dem Anspruch, nun die reproduktiven Fragen gemeinsam zu regeln.

In konsolidierten Partnerschaften trägt das „WIR“, korrespondierend mit einem stärker konventionellen oder stärker egalitären Partnerschaftsstil, unterschiedliche Akzente.¹⁹⁰ Frauen und Männer, die in konventionelleren Zusammenhängen leben, nehmen Bezug auf die kollektiv in den Familienwerten verankerte und gemeinsam geteilte Vorstellung, dass Familie per se „WIR“ bedeutet und ein gemeinsames Projekt ist. Zu diesem WIR gehört die Aufgabenteilung, dass SIE verhütet; dies entspricht der „normalen“ und üblichen Handlungspraxis. So kann auch die klare ungemeinschaftliche Aufgabenteilung bei der Verhütung als eine gemeinsame Sache verstanden werden.

190 Vgl. FICHTNER 1999; die beiden im Folgenden differenzierten Muster von festen Partnerschaften korrespondieren mit den von ihm mit „traditionelle Normalität und Ordnungsvorstellungen“ und „kommunikatives Aushandeln und neue Wege“ überschriebenen Partnerschaftsstilen.



Bei Partnerschaften mit dem Anspruch auf Egalität und Partnerschaftlichkeit steckt in dem „WIR“ bei „WIR verhüten“ ein normativer Anspruch, dass Mann und Frau zusammen die Handlungsverantwortung tragen und sie dies als gleichberechtigte ICHs diskutieren. Es geht konkret um die Beteiligung des Mannes an der Verhütung und um die gemeinsame Aushandlung der unterschiedlichen Interessen:

„Dass man das miteinander aushandelt, also dass ich nicht nur als Frau, als Objekt betrachtet werde, sondern dass man halt miteinander aushandelt, wie man das macht“ (♀ 43-A/M-21517; natürliche Verhütung¹⁹¹); „Das wollten WIR nicht. [...] WIR versuchen verschiedene Formen und so weiter“ (♂ 2-J/H-44); „WIR benützen zum einen Kondome, und zum anderen schaut SIE nach ihren Zeiten, Temperatur messen tut SIE nicht mehr, aber SIE schaut nur nach dem Schleim (...) – SIE hat ganz genau ihre Regel, das stimmt, ein Tag rauf und runter, aber selten mehr. Von daher ist es für UNS relativ einfach“ (♂ 4-M/H-86).

Das letzte Zitat lässt sich so interpretieren, dass die Bedeutung des Körpers der Frau und die Individualität so wichtig bleiben, dass das SIE bzw. aus Sicht der Frau das ICH nicht in dem WIR aufgeht.

Die Art, wie Frauen und Männer sich selbst, den Partner oder die Partnerin oder sich zusammen mit dem Partner oder der Partnerin am Zustandekommen der Verhütung beteiligt sehen, ist in den Interviews nicht eindimensional. Sie kann im Lebenslauf, mit Teilaspekten von Verhütung (z. B. bei einem direkten Bezug zum Körper der Frau) oder mit den gewählten Methoden wechseln. So kann ein „WIR verhüten“ mit einem „SIE verhütet“ bzw. „ICH verhüte“ zusammengehen. Verhütung kann eben Sache der Frau sein und doch in irgendeiner Weise als eine gemeinsame Sache behandelt werden:

„ER sagt: DU musst wissen, was du machst (...), wie DU verhütetest. Und wenn DU DICH für was entschieden hast, dann sag es MIR und dann werden WIR da gemeinsam dran schaffen“ (♀ 4-J/M-15093); „Dann hab ICH MICH weiter informiert über Verhütung... ICH wollte das einfach nimmer... und dann haben WIR UNS Gedanken gemacht drüber, wie soll es weitergehen, was für Möglichkeiten gibt es... und dann haben WIR für UNS die Entscheidung getroffen, dass ICH mich sterilisieren lasse“ (♀ 4-A/M-15014); „Da haben WIR UNS daraufhin geeinigt, dass ICH zum Frauenarzt gehe und habe MIR die Pille verschreiben lassen. Weil das ist langfristig gesehen für UNS eben die einfachere Variante“ (♀ 1-J/H-9022); „ICH bin eigentlich gegen Pillen grundsätzlich, und dann hab ICH gesacht, können WIR nich irgendwat anderes machen. (...) WIR haben UNS darüber unterhalten und MEINE FRAU hat das dann gemacht“ (♂ 2-A/M-42).

191 Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001

Über den Bezug, eine einzeln zuzurechnende Verhütungshandlung als gemeinsame Handlung zu konstruieren, können die SIE-, ER- und ES-Perspektive kombiniert und mit einem fließenden Übergang untereinander verwendet werden: „Ja, hat eigentlich nur SIE die Verhütung übernommen, DAS hat angefangen mit der Pille, dann durfte SIE die Pille nicht mehr nehmen, (...) und dann wurde IHR die Spirale eingesetzt. So haben WIR dann verhütet“ (♂1-A/M-4).

DAS HERSTELLEN VON GEMEINSAMKEIT ÜBER DAS „DARÜBERSPRECHEN“

Einige der letzten Zitate zeigen bereits, dass das WIR insbesondere über die Kommunikation, das „Gedankenmachen“, „Entscheiden“ oder „Einigen“ als **gemeinsamer Aktivität** „hergestellt“ wird. Gemeinsamkeit wird weniger daran festgemacht, wer die Mittel oder Methoden anwendet, sondern daran, dass Verhütung „gegenseitig abgesprochen“ wurde und „man sich mal unterhalten kann“, dass „ausgehandelt“, „ausdiskutiert“, „gemeinsam überlegt“, „besprochen“ wurde oder man „sich geeinigt“ hatte. „Das wurde nicht ein für alle Mal ausgehandelt, das ändert sich, am Anfang war das so, dass wir rein nur mit Kondom, (...) Das wurde besprochen, also wenn ich das entscheiden würde, würde sie mir einen pfeifen und umgekehrt“ (♂4-J/H-97).

Insbesondere in den Erzählungen der Frauen vollzieht sich der Einbezug des Mannes primär und unabhängig von der dann ausgewählten Methode über ein „WIR haben darüber gesprochen“ oder „runddiskutiert, wer macht was“ etc. mit dem rhetorischen Ablauf „ICH habe gemerkt/getan etc.“ – „WIR haben besprochen etc.“ – „ICH habe/WIR haben verhütet“. Die Gemeinsamkeit stiftende Kommunikation wird von den Frauen häufiger erwähnt als von den Männern.

Die Beobachtung, dass in den biografischen Berichten bei der Festigung einer neuen Beziehung semantisch ein Übergang von ICH und ER/SIE zum WIR stehen kann (s. o.), lässt sich ergänzen: An diesem Übergang finden gerade das Unterhalten und das Sprechen über Verhütung statt im Sinne einer Einigung auf eine Verhütungsmethode, die den Interessen von beiden und der nun längerfristigen Beziehungsperspektive angemessen ist.

„ICH hatte von Anfang an immer, wenn ICH rausgegangen bin, immer Kondome mitgebracht. (...) Und als ICH dann merkte, dass das mit der damaligen Partnerin ernster wurde, haben WIR UNS natürlich darüber unterhalten. Von Kondomen hielt SIE nicht viel. (...) Hatte dann auch nichts dagegen, die Pille zu schlucken, und dann haben WIR gesagt, gut dann belassen WIR's dabei. SIE nimmt die Pille, wenn SIE möchte. Und ICH brauch dann auf Verhütung nicht achten“ (♂2-M/N-51).

„Es war auch für MICH sofort klar, dass wenn, dann die Pille. Und ICH weiß gar nicht genau, wie das bei IHM war, ob mit IHM das auch klar war, dass ICH verhüten muss (...). Aber WIR hatten uns schon drüber abgesprochen und für MICH war das eigentlich selbstverständlich“ (♀₃-M/H-11201).

Oder es gibt eben keine Gemeinsamkeit:

„Der Entscheidungsprozess, der ging an MIR vorbei eigentlich, weil SIE von Anfang an die Pille hatte. Das war nie abgesprochen. Ich wusste nur, sie nimmt die Pille und wenn sie sie eben weglässt, dann äh ist sie eben schwanger“ (♂₂-M/M-45).

Das gemeinsame Besprechen kann kürzer als pragmatische Einigung (bei konventionelleren Partnerschaftsstilen) oder ausgiebiger als Kultur einer permanenten diskursiven Aushandlung (bei Partnerschaftsstilen mit hohem Partnerschafts- und Egalitätsanspruch) gefasst sein – in jedem Fall macht es möglich, auch dann, wenn die Frau mit der Pille verhütet, zu sagen: WIR haben mit der Pille verhütet/die Pille abgesetzt. Entscheidungen, die die Frau z. B. aufgrund ihres Körpergefühls trifft, können diskursiv wieder an den Mann vermittelt werden. Es gibt aber noch eine andere Form der Beteiligung des Mannes, wenn die Frau mit der Pille verhütet: *„WIR sind dann irgendwann auf die Pille umgestiegen (...) und teilen uns dafür die Kosten“ (♂₃-J/H-59).*

7.5 DISKUSSION

Verhütung ist nach wie vor überwiegend Sache der Frauen und die Verhütungsnormalität gerade in festen Beziehungen ist „weiblich“ – die weite Verbreitung der Pille ist die große Hintergrundfolie, vor der die Ergebnisse der Studien „männer leben“ und „frauen leben“ ihre Bedeutung bekommen. Die Asymmetrie zwischen den Geschlechtern, die die Analyse der Interviewtexte herausgearbeitet hat, ist aber tiefer gehend damit verbunden, dass es eben die Frau ist, die schwanger wird, und dass Frauen sich direkter mit den Folgen misslingender oder unterlassener Verhütung auseinandersetzen. Die zentrale Asymmetrie zeigt einen Bezug der Männer auf die Partnerin, während die Partnerin sich auf die Verhütung bezieht, sei es in der Dimension „Vertrauen“, in der Dimension „Normalität“ oder in der Dimension „Schutz“. Am Beispiel: Während die Frau sich vor einer Schwangerschaft schützt, schützt sich der Mann vor einer Frau, die schwanger wird. Frauen stellen sich als aktiv Handelnde und für sich und die eigene Sicherheit Sorge Tragende dar, beziehen sich direkt auf die Verhütung und ihren Körper, während Männer sich auf ihre Partnerinnen – und eventuell deren Körper, nicht aber den eigenen Körper¹⁹² – beziehen und eine größere Thematisierungs- und „Planungsdistanz“ haben.

192 DANNENBECK/STICH 2002: 99 f.

Die Ergebnisse lassen sich unter der Frage diskutieren, ob der Anspruch an die Gemeinschaftlichkeit und an die Beteiligung von Männern an Verhütung daran zu binden ist, ob Männer bereit sind, Kondome zu nutzen oder sich sterilisieren zu lassen (hier ist allerdings zu differenzieren, ob es sich um eine feste, sexuelle Beziehung oder sexuelle Kontakte außerhalb einer festen Partnerschaft handelt). Die Kondomnutzung der jüngeren Männer kann in Übereinstimmung mit Untersuchungen zur Jugendsexualität als stärkere Verantwortungsübernahme bei spontanen sexuellen Kontakten, als Auseinandersetzung mit den Folgen von Verhütungsrisiken in Form einer ungewollten Schwangerschaft und als Ergebnis einer Kommunikationsfähigkeit und -bereitschaft – auch im Zusammenhang mit einem HIV-Schutz – interpretiert werden. Doch zwei Aspekte sprechen gegen diese Definition von Gemeinsamkeit: Nicht jede Kondomnutzung steht oder stand für Verhütung als gemeinschaftliche Aufgabe, sie kann im Gegenteil auch in Kommunikationsunfähigkeit¹⁹³, in einem Misstrauen gegenüber der Frau oder in einer Abgrenzung gegen weibliche Bindungswünsche gründen. In seiner Untersuchung zu Verhütungsmustern bei Männern fand FICHTNER¹⁹⁴ einen eigenen Typus, den er „Distanz und Abgrenzung von Frauen“ nannte und für den unter anderem konstitutiv sein konnte, dass Männer aus Misstrauen gegenüber ihren Partnerinnen Kondome nutzten.

Zum Zweiten entsteht die subjektiv vorgestellte Gemeinsamkeit gerade beim Wechsel vom Kondom zur Pille bei einer sich festigenden Beziehung. Dieser Wechsel ist charakteristisch für die Festigung und ist verbunden damit, dass gemeinsam darüber gesprochen und eine Einigung erzielt wird, wie weiterhin zu verhüten sei. Diesem Aushandlungsprozess kommt bezogen auf die Konstitution von Gemeinschaftlichkeit eine besondere Rolle zu. Das heißt, dass hier die Nutzung von Kondomen zurückgeht, wenn die Partnerschaft fester wird, dass aber dennoch die Gemeinsamkeit in der Partnerschaft verbindlicher wird, wenn es jetzt heißt: „WIR verhüten“ (auch wenn SIE verhütet).

193 INSTITUT FÜR SOZIAL- UND PRÄVENTIVMEDIZIN DER UNIVERSITÄT LAUSANNE 1997; die Schweizer Studie zur Jugendsexualität stellte fest, dass die Kondomnutzung und die Kommunikation nicht zusammenfallen müssen. „Gewisse Jugendliche gebrauchen lieber systematisch Präservative und gehen so einem Gespräch, das ihnen möglicherweise Angst macht oder das ihnen peinlich ist, aus dem Weg. Der Anteil von Präservativgebrauchern ist z. B. höher bei den Adoleszenten, die mit ihren Partnern, Partnerinnen nicht über deren Vorgeschichte sprechen“ (a.a.O.: 7).

194 FICHTNER 1999



VERHÜTUNG: EIN ASYMETRISCHES ARRANGEMENT

Bislang wenig beachtet wurden die allgemeinen Bestrebungen, in festen Beziehungen zumindest rhetorisch Gemeinsamkeit herzustellen, indem nicht nur bei Verhütungsmitteln, die das Engagement beider Partner verlangen, sondern bei allen Mitteln, sofern darüber gesprochen wurde bzw. sie konsensuell beschlossen wurden, Verhütung als gemeinsames Handeln gefasst wird. Dass dabei der eigene Beitrag tendenziell als eigene Leistung stehen bleibt und der Beitrag des Partners/der Partnerin unter das „WIR verhüten“ subsumiert wird, kann auch erklären, warum in der Umfrage der BZGA¹⁹⁵ 36 % der Männer und nur 9 % der Frauen angaben, bei ihnen seien aktuell beide hauptsächlich für die Verhütung zuständig (s. Tabelle 7-3).

Weiter gehend kann diskutiert werden, wie die unterschiedlichen Partnerschaftsstile und die damit verbundenen Formen, Gemeinsamkeit herzustellen, bei Frauen und Männern zusammengehen. Haben beide konventionelle Vorstellungen, so werden wenig Konflikte berichtet: Frauen mit diesem Muster akzeptieren die Aufgabe der Verhütung und sehen darin einen Handlungsspielraum; Männer mit diesem Muster vertrauen ihren Partnerinnen und sind davon entlastet, sich weitere Gedanken zu machen. Haben beide egalitäre Vorstellungen, nehmen die Berichte über die Aushandlungen viel Raum in den Erzählungen ein, das muss aber nicht konflikthaft sein. Die Geschlechterspannung wird am deutlichsten dort, wo Männer sich bei der Verhütung symbolisch und real von Frauen abgrenzen.

Die Konfrontation der Perspektiven von Frauen und Männern zeigt so insgesamt einen Zwiespalt und Widerspruch: Überwiegend sind es die Frauen – vor allem in festen Beziehungen –, die verhüten. Männer und Frauen wollen zwar die Beteiligung von Männern, aber die konkrete Praxis bleibt den Frauen überlassen. Dass es Frauen sind, die schwanger werden, und dass es die Pille gibt, führt zu einer grundlegenden Asymmetrie zwischen den Geschlechtern, was Verhütung angeht. Doch kann man den Männern nicht pauschal vorwerfen, sie würden nur ein „Lippenbekenntnis“ abgeben und „verhüten lassen“.¹⁹⁶ Das Bild zeigt eher ein Arrangement zwischen Frauen und Männern und Versuche, **trotz der Asymmetrie** Gemeinschaftlichkeit bei der Verhütung herzustellen.

195 BZGA 2003

196 METZ-GÖCKEL/MÜLLER 1986: 130 ff.

VERHÜTUNG AUS DER KINDERPERSPEKTIVE

Einige Aspekte, die für die Diskussion von großer Bedeutung sind, konnten hier nicht aufgegriffen werden. Eine tiefer gehende Analyse sollte z. B. Verhütung unter einer geschlechtervergleichenden Perspektive auf die Fragen von Kinderwunsch und Bedeutung von Kindern beziehen. Dabei ist zu beachten, dass und wie die **sozialen Folgen der biologischen Tatsache, dass es die Frauen sind, die die Kinder bekommen**, in den Umgang mit Verhütung mit eingehen. Die sozialen Folgen werden z. B. durch juristische Regelungen der Rechte nichtehelicher Kinder, der Rechte und Pflichten von deren Vätern und der Situation lediger Mütter bestimmt. Die Ignoranz des Verhütungsrisikos bei flüchtigen Kontakten in den Erzählungen der älteren befragten Männer entspricht der gesellschaftlichen Regelung, dass erst 1970 das Gesetz zur Neuregelung des Rechtes nichtehelicher Kinder in Kraft trat, nachdem die vorhergehende Vorschrift das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem Vater und dem nichtehelichen Kind als irrelevant angesehen hatte.¹⁹⁷ Änderungen in diesem Bereich können nicht nur die Asymmetrie der Geschlechter beeinflussen, sondern auch die Formen, wie dennoch Gemeinsamkeit bei der Verhütungsaufgabe hergestellt wird.

Zu tun gibt es für die Forschung und wissenschaftliche Literatur auch insofern, als die bisherige Art, wie das Verhütungsverhalten von Frauen und von Männern thematisiert wurde, die Unterschiede zwischen Frau und Mann reifiziert und reproduziert: Während z. B. FICHTNER die Verhütung von Männern im Zusammenhang mit Partnerschaftsstilen und Geschlechterverhältnissen analysiert, wird in der Studie „frauen leben“ eher die Verbindung zwischen dem Verhütungsverhalten von Frauen und der Frage von Kindern/Kinderwunsch und Körper hergestellt und die Partner werden vernachlässigt. Das Verhalten von Frauen wird damit direkt auf die Kinderfrage bezogen, das Verhalten von Männern dagegen auf die Partnerinnen (die sich ihrerseits auf Kinder beziehen können). Der in der Einleitung geforderte geschlechterübergreifende „gemeinsame Blick“ findet hier interessante neue Zugänge zur Verhütungsfrage aus der Genderperspektive.

197 LIMBACH 1988: 22 f.



8

WEGE DER GESTALTUNG PRIVATER LEBENSFORMEN: VOM WOLLEN, ENTSCHEIDEN UND AKZEPTIEREN REPRODUKTIVER EREIGNISSE

Ein Kernaspekt dessen, was wir als „Familienplanung“ bezeichnen, bezieht sich auf die Vorgeschichte und den Ausgang einer Schwangerschaft. Damit ist ein Prozess angesprochen, der differenziert mit dem von MÜNZ und PELIKAN¹⁹⁸ entwickelten Modell von „Schwangerschaftskarrieren“ abgebildet werden kann.¹⁹⁹ Das Modell unterscheidet zwischen den Bedingungen, die zum **Eintreten einer Schwangerschaft** führen, und den Faktoren, die die **Entscheidung, was mit dieser Schwangerschaft im Sinne von „Akzeptanz oder Abbruch“ geschieht**. MÜNZ und PELIKAN formulierten im Einzelnen einen vierstufigen Prozess mit folgenden Phasen: (1) die Vorgeschichte der Schwangerschaft im Sinne der Planung bzw. des Kinderwunsches, (2) die emotionale Reaktion, wenn dann eine Schwangerschaft eingetreten ist, (3) die Bildung einer Intention, die Schwangerschaft auszutragen oder abzubrechen, und (4) die Umsetzung dieser Intention. Dieser Prozess lässt sich noch feiner ausdifferenzieren, wenn man das Handlungselement „Geschlechtsverkehr und Weiternutzen bzw. Weglassen (sicherer) Verhütung“ in der Vorgeschichte der Schwangerschaft berücksichtigt²⁰⁰ und zwischen einer allgemeinen Bereitschaft für Kinder und der konkreten Planung zur Realisierung eines Kinderwunsches unterscheidet.

Das erweiterte Modell der „Schwangerschaftskarrieren“ soll im Wesentlichen den Aufbau des Kapitels anleiten, auch wenn die Ergebnisdarstellung einer eigenen Logik folgen muss und nicht strikt die Prozessphasen wiedergeben kann.

8.1 VON EINER INDIFFERENTEN HALTUNG ÜBER EINE KONKRETISSIERUNG DES KINDERWUNSCHES BIS ZUM ERSTEN KIND

Am Anfang des Telefoninterviews stellten wir die Frage: „Zum Einstieg haben wir eine Frage zum Kinderwunsch. Die Frage ‚Möchte ich Kinder?‘ stellt sich im Leben mal früher, mal später, mehr oder weniger dringlich oder vielleicht auch überhaupt nicht. In welchem Alter ist die Vorstellung, ein Kind oder eine Familie zu haben, zum ersten Mal konkret geworden?“²⁰¹ Nachfragen bezogen sich auf die gewünschte

198 MÜNZ/PELIKAN 1978

199 Auch bei dem in der Familienforschung verbreiteten Paradigma der rationalen „Entscheidung für oder gegen ein Kind“ wird ein Prozess in dem Sinn angenommen, dass immer dann, wenn ein Kind auf die Welt kommt, ein rationaler, „positiv“ ausgefallener Entscheidungsprozess zeitlich vorangegangen ist.

200 OETER (1984) hat ebenfalls einen „Entscheidungsbaum“ entwickelt, der heterosexuellen Geschlechtsverkehr und Verhütung als Aspekte mit umfasst.

201 Die Intervieweranweisung enthielt den Hinweis „Unabhängig davon, ob der Befragte den Wunsch auch umgesetzt hat und unabhängig von konkreter Partnerin“. Geantwortet werden konnte mit einer Altersangabe oder mit „Für mich noch nie konkret gewesen“.

Kinderzahl, sofern es jemals eine solche konkrete Vorstellung gegeben hatte, und darauf, ob vorher eine negative, eine vage oder gar keine Einstellung zu Kindern bestanden hatte. Diese Frage bietet eine Annäherung an das Thema Kinderwunsch und trägt der Tatsache Rechnung, dass ein Kinderwunsch nicht einfach da ist oder nicht da ist, sondern dass diese Frage über biografische Phasen hinweg einfach irrelevant und damit nicht mit „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten ist.

DIE ERSTE PHASE

Wie entwickelte sich die Annäherung an eine konkrete Vorstellung von Kindern und Familie? Da sich die rückblickenden Angaben, wie es den Befragten in der Zeit vor dem Auftauchen einer ersten konkreten Vorstellung von eigenen Kindern ging, in Ost und West wenig unterscheiden, werden für diese Frage beide Stichproben zusammen ausgewertet.

Mit 63 % wählten die meisten Befragten für die Zeit vor einer Konkretisierung einer Familienvorstellung die Antwortalternative: „Die Vorstellung von Kindern war/ist nur vage, aber nicht konkret.“ Für 18 % galt „Ich habe einfach gar nicht daran gedacht“. Lediglich 3 % waren „eher negativ gegenüber Kindern“ eingestellt. Und 26 dieser 39 „eher negativ“ eingestellten Männer entwickelten später einen konkreten Kinderwunsch. Festgehalten werden kann, dass sich, bevor sich ein Kinderwunsch konkretisiert, eher eine vage und indifferente, aber nicht negative Haltung bezogen auf die Option, Kinder und Familie zu haben, finden lässt.

Insgesamt endete für 90 % diese erste Phase und mündete in bestimmte Vorstellungen von Familie und Kindern. Die verbleibenden 10 % hatten zum Befragungszeitpunkt noch keine Vorstellung entwickelt. Bezogen auf das Alter, in dem diese erste Phase endete, gibt es Unterschiede zwischen Leipzig einerseits und den West-Regionen andererseits.²⁰² Zwar ist der Zeitrahmen insgesamt derselbe: Vor dem 20. und nach dem 30. Lebensjahr hatte nur ein geringer Anteil eine Vorstellung entwickelt. Aber innerhalb des verbleibenden Zeitfensters von 20 bis 30 Jahren sind die Männer in Leipzig „früher dran“: Im Alter von 22 Jahren hatten erst 25 % der Männer in den West-Regionen, aber 41 % der Männer in Leipzig, eine konkrete Vorstellung. Im Alter von 25 Jahren waren es dann 51 % im Westen und 68 % in Leipzig, mit 30 Jahren 80 % im Westen und 87 % in Leipzig.²⁰³

202 Innerhalb der West-Regionen sind die Unterschiede gering und der Durchschnitt für die, die ein Alter angegeben hatten, liegt zwischen 25 und 26 Jahren. In Leipzig liegt der Schnitt mit 23 Jahren deutlich niedriger. Der Gesamtdurchschnitt liegt bei 24,7 Jahren.

203 Prozentuiert auf die Gesamtheit einschließlich des Anteils von „ohne Vorstellung bis heute“

Von denjenigen, die eine konkrete Vorstellung entwickelten, wollten 49 % zwei Kinder, 15 % drei oder mehr Kinder und 8 % ein Kind. Mehr als ein Viertel dieser Männer (27 %) geben an, sie hätten beim ersten Gedanken an Kinder und Familie keine Vorstellung von der Kinderzahl gehabt. Bei 0,6 % bestand die konkrete Vorstellung darin, dass sie **keine** Kinder wollten. Drei markante Ergebnisse lassen sich festhalten:

- In allen Regionen und in allen Bildungsgruppen dominiert der Wunsch nach zwei Kindern (zwischen 41 % und 52 %).²⁰⁴
- In Gelsenkirchen und in Leipzig wurden Einkindfamilien häufiger gewünscht als in Freiburg und Freiburg Umland, wo jeweils die Vorstellung einer großen Familie mit drei und mehr Kindern vergleichsweise häufig genannt wurde (s. Tabelle 8-1).
- Männer mit höchster Bildungsqualifikation wünschten sich häufiger große Familien mit drei und mehr Kindern.

TABELLE 8-1: **GEWÜNSCHTE KINDERZAHL BEIM ERSTEN AUFTRETEN DES KINDERWUNSCHES NACH REGION** (ANGABEN IN %)

Region*	Gelsenkirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig	Gesamt
Gew. Kinderzahl	<i>n</i> = 384	<i>n</i> = 277	<i>n</i> = 262	<i>n</i> = 400	<i>n</i> = 1.323
1 Kind	10,9	2,2	6,1	11,7	8,4
2 Kinder	50,9	50,1	40,5	52,0	49,0
3 und mehr Kinder	12,5	18,1	24,4	10,3	15,4
Keine konkrete Vorstellung	24,7	28,9	29,0	25,5	26,7
Gesamt	99,0	99,3	100	99,5	99,5

* = signifikante Regionenunterschiede

Legende: fehlende Prozent zu 100 % = Anteil konkrete Vorstellung „keine/null Kinder“

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

204 Vgl. zur tendenziell ungebrochenen Dominanz der Zweikindfamilie DORBITZ/LENGERER/RUCKDESCHEL 2005: Kapitel 7 und 8



Auf die weitere Entwicklung des Kinderwunsches wird in einem Exkurs am Ende von Abschnitt 8.3 eingegangen.

DETERMINANTEN DER KONKRETISIERUNG

Für 10 % der Männer wurde die Vorstellung, ein Kind oder eine Familie zu haben, bis heute nicht konkret, in den West-Regionen wie in Leipzig. Für diese Männer dauert die „erste Phase“ somit an. Besonders hoch fällt der Anteil der Männer ohne Konkretisierung einer Vorstellung von Kindern und Familie bei den jüngeren, 25- bis 29-jährigen Befragten (22 %) aus und – damit in Zusammenhang stehend – bei den ledigen (24 %) bzw. denjenigen, die nicht mit einer festen Partnerin zusammenleben (23 %). Dies ist ein erster Hinweis darauf, dass für eine Konkretisierung eine konkrete Realisierungschance notwendig ist. Als weiterer Hinweis dafür kann gewertet werden, dass die Region mit der geringsten Kinderlosigkeit – Freiburg Umland – den geringsten Anteil derjenigen hat, die noch nie eine konkrete Vorstellung entwickelt hatten (6 %).²⁰⁵

WEGE ZUM KIND: ERST DIE VORSTELLUNG, DANN DIE UMSETZUNG?

Zunächst einmal kann bei den Vätern ein Zusammenhang zwischen dem Alter bei der ersten Vorstellung von Kindern und dem Alter bei der Geburt des ersten Kindes festgestellt werden: Je früher die Vorstellung von Familie und Kindern konkret wurde, umso früher wurde das erste Kind geboren. So waren 52 % der Väter, die in einem Alter von unter 25 Jahren eine erste Vorstellung von Kindern hatten, auch bei der Geburt ihres ersten Kindes unter 25 Jahre alt. Und die Hälfte der Befragten, die den ersten Gedanken an Familie zwischen 25 und 29 Jahren hatten, ist auch in dieser Altersspanne zum ersten Mal Vater geworden. Diejenigen, die 30 Jahre oder älter waren, als die Vorstellung von Familie erstmals konkret wurde, haben ebenfalls zu knapp 50 % in diesem Zeitraum ihr erstes Kind bekommen.

Um zu sehen, ob erst der Wunsch und dann das Kind oder erst das Kind und dann der Wunsch da war, können wir die Altersabstände zwischen beiden Ereignissen, erstmals Wunsch und erstes Kind, berechnen. Ein Viertel der Männer bekam das erste Kind erst sechs oder mehr Jahre, nachdem die Vorstellung, Kinder zu haben, konkret geworden war. Bei weiteren 40 % brauchte es zwei bis fünf Jahre bis zur Realisierung dieser Vorstellung. Für zusammengenommen zwei Drittel der Väter hatte also der ersten Vaterschaft ein etwas konkreterer Entwurf zu Grunde gelegen, der

205 In Gelsenkirchen ist mit 13 % der Anteil am höchsten, gefolgt von Freiburg mit 11 %. Die Kinderlosigkeit im Gesamtsample beträgt in Gelsenkirchen 38 %, in Freiburg 41 %, in Freiburg Umland 25 % und in Leipzig 31 %.

sich mindestens zwei Jahre früher gebildet hatte. Demgegenüber waren 16 % bei der ersten Vorstellung von Familie nur ein Jahr jünger als bei der Geburt des ersten Kindes, bei weiteren 11 % waren das Alter bei der ersten Konkretisierung und der ersten Vaterschaft sogar identisch. Entweder hatten sie den aufkommenden konkreten Wunsch sofort umgesetzt oder die Vorstellung, Kinder zu haben, wurde erst mit der Schwangerschaft der Partnerin wirklich konkret (s. u.).

Bei 8 % der Väter (n = 73), die eine Altersangabe zur ersten Vorstellung von Familie und Kindern gemacht haben, war die Vorstellung erst ein oder mehr Jahre **nach** der Geburt des ersten Kindes konkret geworden. Da eine Schwangerschaft in der Regel neun Monate dauert, dürfte auch ein beträchtlicher Teil derjenigen (insgesamt 11 %), die das gleiche Lebensjahr für die Geburt des ersten Kindes und für das erstmalige Auftauchen einer konkreten Vorstellung von eigenen Kindern angeben, und eventuell sogar einige, die das der Geburt vorangegangene Lebensjahr nennen, bei der Zeugung des ersten Kindes diese Vorstellung noch nicht gehabt haben. Auch von denen, die hier nicht einbezogen wurden, weil ihre Vorstellung davon Kinder zu haben, bis heute nicht konkret geworden ist, haben immerhin 18 % (n = 26,3 % der Väter) leibliche Kinder. Rechnet man sie hinzu, dann hatten, vorsichtig geschätzt, etwa 11 % bis 25 % der Väter²⁰⁶ zu dem Zeitpunkt, als sie erstmals Vater wurden, noch keine konkrete Vorstellung davon, Kinder zu haben und eine Familie zu gründen.

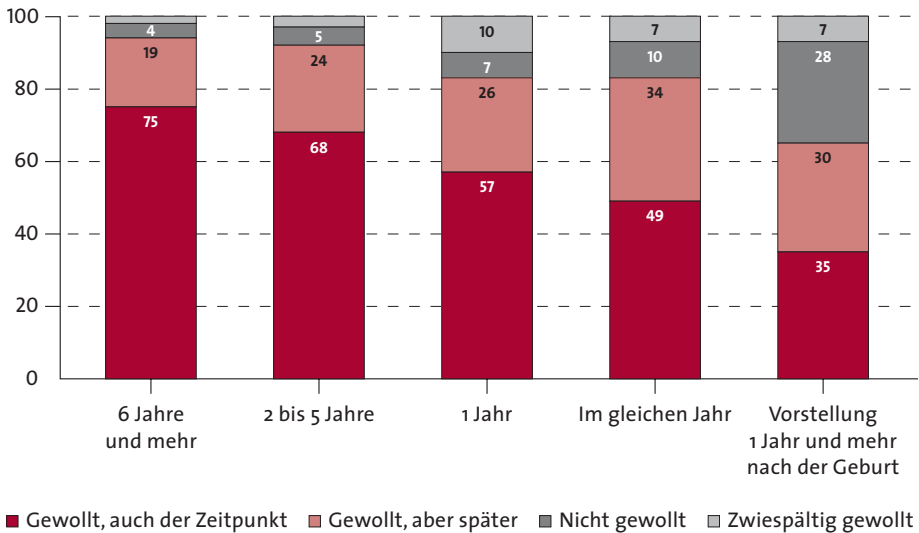
Diese beiden Wege zur Vaterschaft – Vaterschaft, nachdem eine konkrete Vorstellung von Familie gebildet wurde, und Vaterschaft ohne eine solche Idee – unterscheiden sich auch bezogen auf die Gewolltheit der Schwangerschaft: Je länger zwischen dem ersten Auftauchen einer konkreten Familienvorstellung und der Geburt des ersten Kindes vergangen war, desto eher war diese erste Geburt gewollt oder hätte sogar früher eintreten sollen.²⁰⁷ Diejenigen, die das gleiche Jahr genannt hatten, oder diejenigen, bei denen die Konkretisierung erst nach der Geburt erfolgt war, bezeichnen die erste Vaterschaft häufiger als nicht gewollt und sie hätte häufiger erst später eintreten sollen (s. Tabelle 8-2). Aber immerhin 35 % derjenigen, die zum Zeitpunkt der Geburt keine Vorstellung davon hatten, Kinder zu haben, bezeichneten die Schwangerschaft und auch den Zeitpunkt als gewollt.

206 N = 992 Männer haben leibliche Kinder.

207 Für n = 16 Männer hätte die Schwangerschaft früher eintreten sollen, in Abbildung 8-1 wurden sie in die Kategorie „gewollt, auch der Zeitpunkt“ aufgenommen.



ABBILDUNG 8-1: **GEWOLLTHEIT DES ERSTEN KINDES NACH ABSTAND ZWISCHEN KONKRETISIERUNG DER VORSTELLUNG VON KINDERN UND GEBURT DES ERSTEN KINDES*** (ANGABEN IN %)



* = signifikante Unterschiede

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, Männer mit Altersangabe bei erster Konkretisierung der Familienvorstellung und mindestens einem leiblichen Kind

Je höher die Qualifikation der Männer, desto eher lagen zwei und mehr Jahre zwischen der Vorstellung von Kindern und der Geburt des ersten Kindes – diese Männer hatten auch am längsten die erste Vaterschaft aufgeschoben.

Zusammenfassend lassen sich die Entwicklung des Kinderwunsches und der Weg zu Kindern für die Mehrheit der befragten Männer so charakterisieren, dass sie zunächst eine Phase einer vagen und indifferenten Haltung erlebten, dann in einem bestimmten Alter eine konkrete Vorstellung entwickelten, Kinder zu haben. Für die Mehrheit derjenigen, die eine solche Konkretisierung erlebten, lag dies mindestens ein Jahr vor der ersten Vaterschaft. Etwa 11 % bis 25 % der Väter hatten keine Familienvorstellungen, als sie erstmals Vater wurden.

8.2 DAS ERSTE KIND UND WEITERE KINDER – GEWOLLT UND FREUDIG BEGRÜSST?

Die Frage, ob das erste Kind gewollt war, bildet noch einmal etwas anderes ab als die Frage, ob eine konkrete Vorstellung davon bestand, Kinder zu haben. Während die Vorstellung abstrakt ist, bezieht sich die Gewolltheit auf eine konkrete Schwangerschaft, die (zu dem Zeitpunkt, später oder nicht) eintreten sollte und eingetreten ist. Eine konkrete Familienvorstellung kann man auch haben, ohne zu wünschen, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Schwangerschaft eintritt.²⁰⁸

Wir fragten in der Studie „männer leben“, ob und in welchem Sinn eine abgebrochene oder ausgetragene Schwangerschaft gewollt eingetreten war. In diesem Abschnitt bezieht sich die Auswertung auf die Schwangerschaft, die bei den 992 Vätern in der Stichprobe (= 66 %) mit der Geburt ihres ersten Kindes endete (in Abschnitt 8.3 werden alle Schwangerschaften einbezogen). Die Antwortvorgaben differenzieren zwischen „gewollt, auch zu diesem Zeitpunkt“, „gewollt, aber eigentlich erst etwas später“, „nicht gewollt“ und „zwiespältig bzw. unentschieden“.²⁰⁹ Diese Antwortvorgaben haben sich in der Studie „frauen leben“ bewährt. Sie differenzieren stärker als die Frage, ob die Schwangerschaft geplant war.

Nach dem Konzept von MÜNZ und PELIKAN betrifft die Gewolltheit die Phase **vor** dem Eintreten der Schwangerschaft, und dies ist zu unterscheiden von der Einstellung **nach** dem Eintreten der Schwangerschaft. So fragten wir weiter nach der persönlichen Reaktion, „als Sie erfuhren, dass Ihre Frau/Partnerin schwanger war“. Bezieht sich **das Wollen** auf eine konkrete, aber immer noch fiktive, zukünftige Schwangerschaft, setzt die **persönliche Reaktion** geschaffene Realitäten voraus. Erfragt wurde auch, in welcher Situation die Schwangerschaft eintrat, so dass der Einfluss von situativen Rahmenbedingungen und Belastungsmomenten auf die Gewolltheit der Schwangerschaft bestimmt werden kann.

GEWOLLTHEIT DES ERSTEN KINDES UND SITUATIVE RAHMENBEDINGUNGEN

62 % der Väter wollten die Geburt ihres ersten Kindes auch auf den Zeitpunkt hin.²¹⁰ Bei einem Viertel war die Schwangerschaft zwar prinzipiell gewollt, hätte aber später eintreten sollen. Für 9 % der Väter war die Familiengründung nicht gewollt, 5 % waren zwiespältig bzw. unentschieden.

208 Vgl. HELFFERICH 1999b: 45 ff.

209 Gesondert codiert: „Die Schwangerschaft hätte früher eintreten sollen.“

210 Inklusive 17 Männer, für die die Schwangerschaft gewollt war und eigentlich früher hätte eintreten sollen

Erwartungsgemäß war die Familiengründung seltener zu dem Zeitpunkt gewollt, wenn sie in einer belasteten bzw. besonderen Lebenssituation stattfand. Dies gilt insbesondere für den Bereich der Partnerschaft (s. Tabelle 8-2).²¹¹ Während zwei Drittel der Männer, die von keiner belasteten Partnerschaftssituation berichten, die Familiengründung auch zu dem Zeitpunkt wollten, galt dies nur für ein Drittel der Befragten, die sich damals in einer Beziehungskrise oder am Beginn der Beziehung befanden. Eine belastete Berufssituation (z. B. Ausbildungsende, Stellenwechsel oder drohende Arbeitslosigkeit) wirkte sich, wenn auch nicht so deutlich, in ähnlicher Weise auf die Gewolltheit des ersten Kindes aus. Dies ist plausibel: Es existiert die Vorstellung, dass die Umstände günstig sein sollten, wenn eine Familie gegründet wird – unter Belastungen wird eine Familiengründung nicht gewünscht.

TABELLE 8-2: **GEWOLLTHEIT DES ERSTEN KINDES NACH VORLIEGEN EINER BELASTETEN PARTNERSCHAFTS-/BERUFSSITUATION** (ANGABEN IN %)

	Belastete Situation in der Partnerschaft*		Belastete Situation im Beruf*		Gesamt
	Ja	Nein	Ja	Nein	
Gewolltheit	<i>n</i> = 142	<i>n</i> = 839	<i>n</i> = 730	<i>n</i> = 251	<i>n</i> = 981
Zum Zeitpkt. gewollt ¹⁾	33,8	66,6	55,8	64,0	61,9
Gewollt, aber später	31,7	23,1	25,1	24,1	24,4
Nicht gewollt, zwiespältig	34,5	10,3	19,1	11,9	13,8
	100	100	100	100	100

* = signifikanter Gruppenunterschied

1) Diese Kategorie schließt 17 Männer ein, für die die Schwangerschaft gewollt war, aber früher hätte eintreten sollen.

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

211 S. auch HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 47 ff.

Zu den strukturellen Bedingungen, die Belastungssituationen wahrscheinlicher machen, zählt ein junges Alter des „Erstvaters“. Diejenigen, die jung, d. h. in einem Alter von unter 25 Jahren, erstmals Vater wurden, berichteten deutlich häufiger von einer belasteten Partnerschaftssituation bei der Familiengründung als Väter, die damals älter waren (s. Tabelle 8-3).²¹² 23 % der jungen Erstväter standen damals am Anfang ihrer Beziehung oder befanden sich in einer Partnerschaftskrise, bei den Vätern, die bei Geburt ihres ersten Kindes 25 Jahre und älter waren, waren es zusammengekommen etwa 10 %.

TABELLE 8-3: **BESONDERE/BELASTETE LEBENSSITUATION BEI EINTRITT DER SCHWANGERSCHAFT NACH ALTER BEI GEBURT DES ERSTEN KINDES** (ANGABEN IN %)

Alter bei Geburt	Unter 25 Jahre	25 – 29 Jahre	Über 29 Jahre	Gesamt
Besondere/belastete Lebenssituation im Bereich ...**	<i>n</i> = 305	<i>n</i> = 357	<i>n</i> = 320	<i>n</i> = 982
Beruf	27,5	26,9	22,8	25,7
Partnerschaft*	23,3	11,2	9,4	14,3

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, * = signifikanter Gruppenunterschied, ** = Mehrfachnennungen möglich

Die jungen Erstväter hatten das erste Kind häufiger „nicht gewollt“ oder meinten, es sei zwar gewollt gewesen, aber eigentlich erst später. Dies lässt sich nun in einen Zusammenhang damit stellen, dass es sich um eine unfreiwillig vorgezogene Familiengründung, um eine erste Vaterschaft unter ungünstigen Rahmenbedingungen gehandelt hatte. Während mehr als drei Viertel der Männer, die 30 Jahre und älter waren, als sie erstmals Vater wurden, die Schwangerschaft auch zu dem Zeitpunkt wollten, waren dies bei denjenigen, die damals unter 25 Jahre alt waren, nur 38 % (s. Tabelle 8-4). Hinzu kommt, dass Männer, die früh ihr erstes Kind bekommen hatten, die Frage, ob „der Zeitpunkt der Schwangerschaft in die damalige berufliche Situation passte“, mit 34 % deutlich häufiger verneinten als Väter, die bei der Geburt ihres ersten Kindes 25 bis 29 Jahre (20 %) oder über 29 Jahre alt waren (10 %).



²¹² Vgl. KLINDWORTH ET AL. 2005

TABELLE 8-4: **GEWOLLTHEIT DES ERSTEN KINDES NACH ALTER BEI GEBURT**
(ANGABEN IN %)

Alter bei Geburt*	Unter 25 Jahre	25 – 29 Jahre	Über 29 Jahre	Gesamt
	<i>n</i> = 299	<i>n</i> = 354	<i>n</i> = 318	<i>n</i> = 971
Gewolltheit				
Zum Zeitpkt. Gewollt ¹⁾	38,4	68,1	77,4	62,0
Gewollt, aber später	37,5	22,0	15,4	24,6
Nicht gewollt, zwiespältig	24,1	9,9	7,2	13,4
	100	100	100	100

* = signifikanter Gruppenunterschied

1) Diese Kategorie schließt 17 Männer ein, für die die Schwangerschaft gewollt war, aber früher hätte eintreten sollen.

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Dass die Väter in Freiburg und in Leipzig deutlich häufiger berichten, dass sie die Schwangerschaft nicht wollten oder ihr zwiespältig gegenüberstanden (22 % resp. 17 %), als die Väter in Gelsenkirchen und im Freiburger Umland (8 % resp. 10 %), hängt auch mit ihrer damaligen Lebenssituation zusammen. Die Väter in Freiburg berichten mit 37 % häufiger von einer Familiengründung in einer besonderen bzw. belasteten Berufssituation (Gelsenkirchen 29 %, Leipzig 22 %, Freiburg Umland 18 %). Darüber hinaus befanden sie sich – ebenso wie die Väter in Leipzig – häufiger in einer belasteten Partnerschaftssituation (Freiburg 18 %, Leipzig 20 % gegenüber jeweils 10 % in Gelsenkirchen und Freiburg Umland).²¹³

DIE EMOTIONALE REAKTION AUF DAS ERSTE KIND

Schon die Studie „frauen leben“²¹⁴ hatte gezeigt, dass eine nicht auf den Zeitpunkt hin gewollte erste Schwangerschaft durchaus freudig begrüßt werden kann. Männer, so sei das Ergebnis vorweggenommen, reagieren hier nicht anders als Frauen. Die

213 Es wurde in der Frage nicht nach subjektiver Bewertung als belastend, sondern nach vorliegenden objektiven Bedingungen gefragt. Dennoch kann der Zusammenhang erst durch eine retrospektive Deutung gestiftet sein.

214 HELFFERICH ET AL. 2001

nach der Rationalitätshypothese von MÜNZ und PELIKAN zu erwartende konsequente negative Reaktion auf eine ungewollte erste Schwangerschaft ist keineswegs die Regel. 12 % derjenigen, die die Familiengründung nicht wollten oder zwiespältig waren, und 37 % der Väter, für die das erste Kind gewollt, aber zu früh kam, waren dennoch „sehr erfreut“ (Skalenplatz 1 auf einer 6-stufigen Skala) über den Eintritt der Schwangerschaft. Diejenigen, für die auch der Zeitpunkt der ersten Vaterschaft gewollt war, reagierten zu 86 % „sehr erfreut“.

GEWOLLTHEIT DES ZWEITEN UND DRITTEN KINDES UND DIE EMOTIONALE REAKTION

64 % der Väter haben mindestens zwei und 17 % mindestens drei Kinder. Inwieweit war die Familienerweiterung gewollt? Die Geburt des zweiten oder dritten Kindes ist nicht unbedingt mit einer Familienerweiterung gleichzusetzen, sondern sie kann – falls der Befragte sein zweites oder drittes Kind zusammen mit einer neuen Partnerin bekommen hat – auch eine erneute Familiengründung bedeuten. Da sich diese beiden Situationen schlecht vergleichen lassen, werden hier nur die Männer berücksichtigt, die zwei bzw. drei Kinder innerhalb derselben (aktuellen oder früheren) Partnerschaft haben.²¹⁵

Ein zweites Kind (mit derselben Partnerin) war häufiger auf den Zeitpunkt hin gewollt (81 %) als das erste und seltener sollte die Schwangerschaft später eintreten (11 %). Alle anderen Abstufungen der Gewolltheit bleiben jeweils unter 5 %. Hinzu kommt, dass ein Drittel (32 %) aller nicht auf den Zeitpunkt hin gewollten Kinder²¹⁶ sehr freudig begrüßt wurde (Skalenplatz 1 auf der 6-stufigen Skala).

Im Vergleich dazu war das dritte Kind dann wieder weniger gewollt²¹⁷: Auf den Zeitpunkt hin waren nur 55 % gewollt, bei 14 % der Männer hätte das Kind später kommen sollen, 20 % bezeichneten die Schwangerschaft als nicht gewollt und 11 % standen ihr zwiespältig gegenüber. Während die auf den Zeitpunkt hin gewollten dritten Kinder zu 92 % „sehr freudig“ begrüßt wurden, waren es bei allen übrigen Schwangerschaften immerhin noch 28 %.

Es wurde bereits angesprochen, dass ein substanzieller Anteil an Männern von dem „üblichen“ Pfad der Familienplanung abwich und erstmals Vater wurde, ohne dass vorher eine konkrete Vorstellung von Kindern bestand. Auch bezogen auf die Gewolltheit und die Reaktion auf die Geburt von Kindern weicht ein Teil der Väter insofern ab, als ungewollte Schwangerschaften durchaus freudig begrüßt wurden

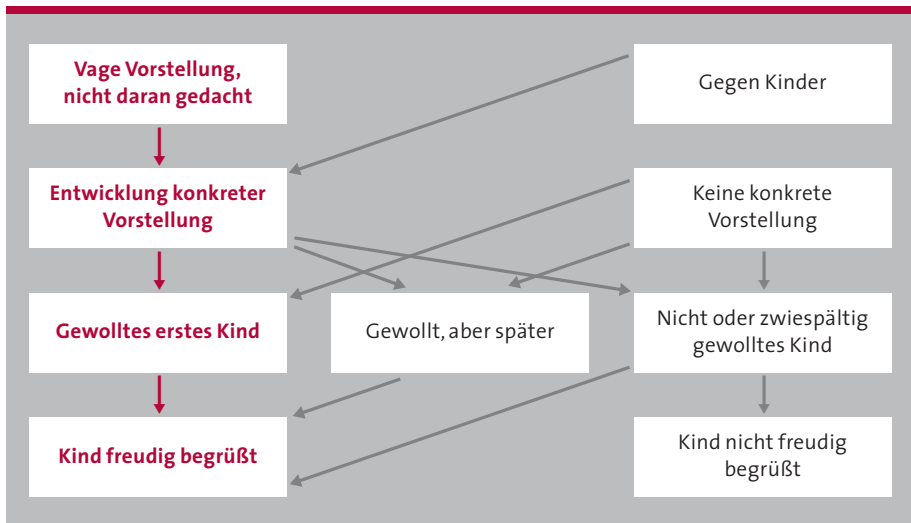
215 Dies trifft auf 519 von 623 Männern zu, die zwei Kinder haben.

216 Diese Kategorien werden wegen der kleinen Fallzahlen zusammengefasst.

217 Vgl. HELFFERICH ET AL. 2001: 260 ff.

(s. Abbildung 8-2). Dieser Zusammenhang wird in dem nächsten Abschnitt vertieft, indem alle Schwangerschaften, auch die abgebrochenen, einbezogen und die Entscheidungswege nachgezeichnet werden.

ABBILDUNG 8-2: **VON DER VAGEN VORSTELLUNG, KINDER ZU HABEN, ZUM ERSTEN KIND**



WIE GING ES DANACH WEITER?

Für das erste Kind wurde auch die Entwicklung der beruflichen Situation „von Beginn der Schwangerschaft bis etwa drei Jahre nach der Geburt“²¹⁸ und der „Qualität der Beziehung von Beginn der Schwangerschaft bis etwa ein Jahr nach der Geburt des ersten Kindes“²¹⁹ erhoben.

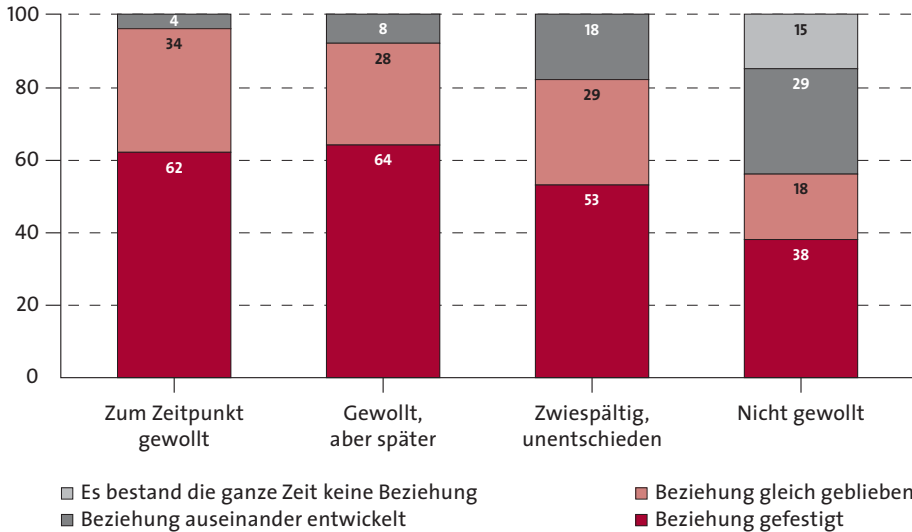
Die Antwortmöglichkeit „Die Beziehung hat sich gefestigt/weiterentwickelt“ hielten insgesamt 60 % für zutreffend. Diese positive Entwicklung war gleichermaßen zu finden, wenn die Schwangerschaft auf den Zeitpunkt hin gewollt war bzw. hätte früher eintreten (62 %), aber auch wenn sie hätte später eintreten sollen (64 %). Bei (34 % bzw. 28 %) blieb sie gleich, so dass nur wenige Prozent auf negative Entwick-

218 Antwortmöglichkeiten: „Ich habe mehr gearbeitet bzw. mich beruflich verbessert“, „Ich habe weniger gearbeitet bzw. mich beruflich verschlechtert“, „Die berufliche Situation ist gleich geblieben“, „Ich war durchgängig nicht berufstätig (arbeitslos, in Ausbildung, im Studium).“

219 Je nachdem, in welcher Partnerschaft das erste Kind geboren wurde, kann es sich hier auch um eine beendete, frühere Partnerschaft handeln.

lungen entfallen (s. Abbildung 8-3). War die Schwangerschaft zwiespältig gewollt, wurde häufiger von negativen Partnerschaftsentwicklungen berichtet. Zusammen mit der Angabe „Es bestand die ganze Zeit über keine Beziehung“ machen die negativen Beurteilungen bei nicht gewollten Schwangerschaften dann über die Hälfte der Fälle aus (15 % und 38 %, zusammen 53 %).

ABBILDUNG 8-3: ENTWICKLUNG DER PARTNERSCHAFT NACH DER GEBURT DES ERSTEN KINDES NACH GEWOLLTHEIT DER SCHWANGERSCHAFT* (ANGABEN IN %)



* = signifikanter Gruppenunterschied

Aufgrund der geringen Fallzahl wurde die Kategorie „Die Schwangerschaft war gewollt und hätte früher eintreten sollen“ der Kategorie „Zum Zeitpunkt gewollt“ zugeordnet und die Antwortmöglichkeit: „Es bestand anfangs keine Beziehung, aber sie hat sich entwickelt“ in die Kategorie „Die Beziehung hat sich gefestigt“ aufgenommen.

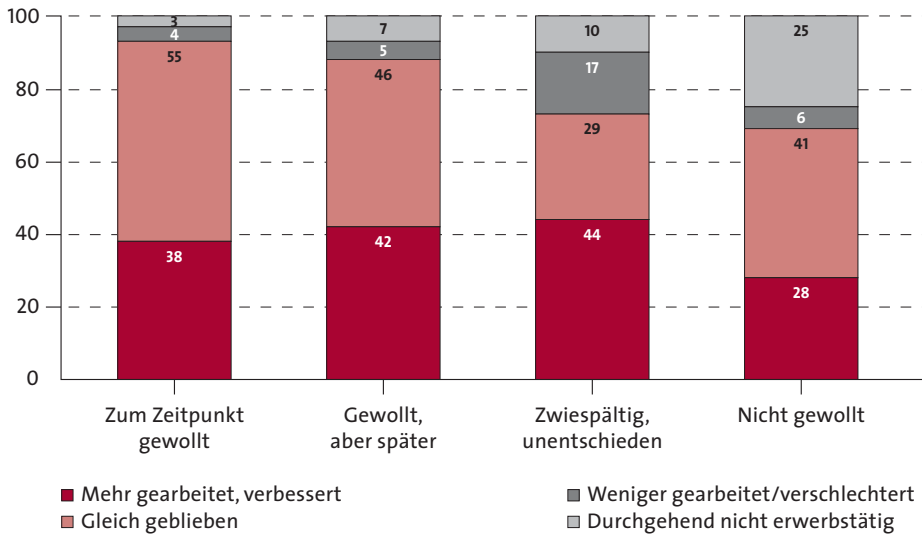
Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Auch was die berufliche Entwicklung der Väter in den ersten drei Jahren nach der Geburt ihres ersten Kindes angeht, werden Belastungen gerade für diejenigen erkennbar, die die Schwangerschaft nicht oder zwiespältig gewollt hatten. Abbildung 8-4 zeigt noch einmal, dass Männer bei eindeutig gewollten Kindern nach der Geburt eher eine berufliche Aufwärtsentwicklung nehmen. Für die nicht gewollt eingetretenen Schwangerschaften zum ersten Kind zeigt sie aber auch, dass die belasteten



Situationen, die häufig für die Vorgeschichte genannt werden, nun auch nach der Geburt weiterwirken. Hinter der Angabe „durchgehend nicht erwerbstätig“ kann außer einer längeren Arbeitslosigkeit auch eine Ausbildung stehen.

ABBILDUNG 8-4: **BERUFLICHE ENTWICKLUNG NACH DER GEBURT DES ERSTEN KINDES NACH GEWOLLTHEIT DER SCHWANGERSCHAFT*** (ANGABEN IN %)



* = signifikanter Gruppenunterschied

Aufgrund der geringen Fallzahl wurde die Kategorie „Die Schwangerschaft war gewollt und hätte früher eintreten sollen“ der Kategorie „Zum Zeitpunkt gewollt“ zugeordnet.

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Insgesamt berichten 91 % derjenigen, die die Schwangerschaft zum ersten Kind auf den Zeitpunkt oder einen früheren Zeitpunkt hin gewollt hatten, dass der Zeitpunkt der Schwangerschaft zu der damaligen beruflichen Situation passte. Sollte die Schwangerschaft später eintreten, waren es 67 %, bei zwiespältig gewollten Schwangerschaften 57 % und bei nicht gewollten 38 %.

8.3 ENTSCHEIDUNGSWEGE UND AUSHANDLUNGEN: ABRUCH ODER AKZEPTANZ EINER SCHWANGERSCHAFT

Aus der Perspektive der Familie bedeutet das erste Kind die Familiengründung, das zweite Kind mit derselben Partnerin erweitert die Familie und ein Abbruch verhindert eine Familiengründung oder begrenzt die Familiengröße. Familienplanung soll im Folgenden für jede Schwangerschaft für sich genommen und ohne den Kontext der schon oder noch nicht vorhandenen Kinder betrachtet werden: Wann ist eine Schwangerschaft gewollt und wie fällt die Entscheidung, ob sie abgebrochen oder ausgetragen wird? Bezugsgröße sind in diesem Abschnitt nicht die 1.503 befragten Männer, sondern alle 1.990 Schwangerschaften, über die uns Daten vorliegen. Diese Zahl schließt auch abgebrochene Schwangerschaften ein.²²⁰

Insgesamt stehen den 1.823 ausgetragenen Schwangerschaften 167 Abbrüche gegenüber (Abbruchrate bezogen auf alle Schwangerschaften: 8,4 %). Die großen regionalen Unterschiede wurden bereits in Kapitel 3 erwähnt: In Gelsenkirchen und im Freiburger Umland wurden kaum Schwangerschaftsabbrüche erwähnt und insbesondere in Freiburg Umland wurden 91 % aller ungewollten Schwangerschaften akzeptiert. In Freiburg (14 %) und Leipzig (13 %) wurden Schwangerschaften hingegen häufiger abgebrochen. Da es im Folgenden um allgemeine Zusammenhänge geht, haben wir die regionalen Differenzen zurückgestellt, wohl wissend, dass die **Ausprägungen** der Zusammenhänge in den einzelnen Regionen und insbesondere zwischen „Akzeptanzkulturen“ und „Aushandlungskulturen“ differieren.

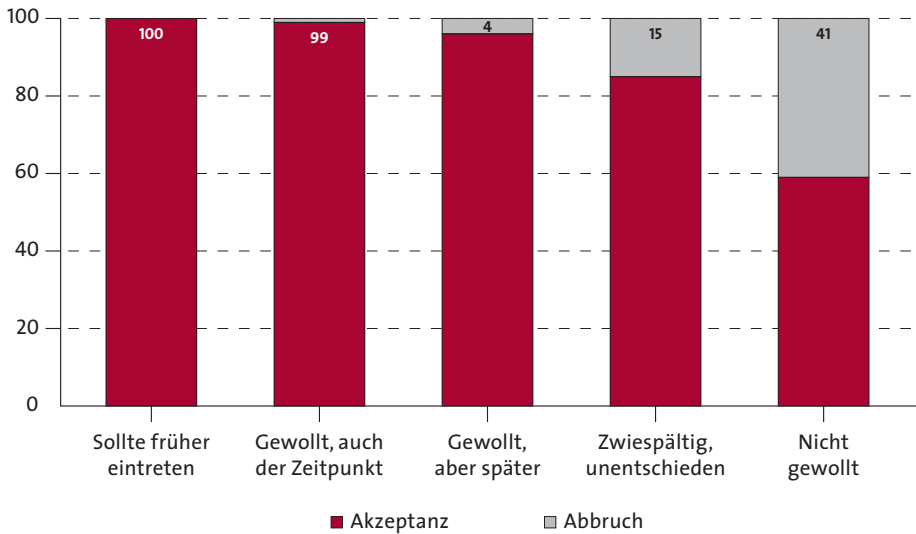
GEWOLLTHEIT UND AKZEPTANZ

Der Zusammenhang zwischen Gewolltheit und Akzeptanz lässt sich zusammenfassen: Je eindeutiger eine Schwangerschaft gewollt wurde, desto eher wurde sie ausgetragen (s. Abbildung 8-5). Bei den zwölf Schwangerschaften, die auf den Zeitpunkt hin gewollt waren und abgebrochen wurden, kann es sich um medizinische Indikationen gehandelt haben. Deutliche Unterschiede zwischen den Männern in Leipzig und denen in den West-Regionen gab es nur im Fall von nicht gewollten Schwangerschaften: In den West-Regionen wurde jede dritte nicht gewollte Schwangerschaft abgebrochen (zusammengefasst 34 %), in Leipzig jede zweite (50 %).²²¹

220 Anders als in der Studie „frauen leben“ werden Fehlgeburten aber nicht berücksichtigt. Ansonsten ist die Fragestellung in diesem Abschnitt weitgehend analog zu der entsprechenden Fragestellung in dem Bericht zur Studie „frauen leben“ entwickelt.

221 HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 53

ABBILDUNG 8-5: AKZEPTANZ ODER ABRUCH NACH GEWOLLTHEIT VON SCHWANGERSCHAFTEN* (ANGABEN IN %)

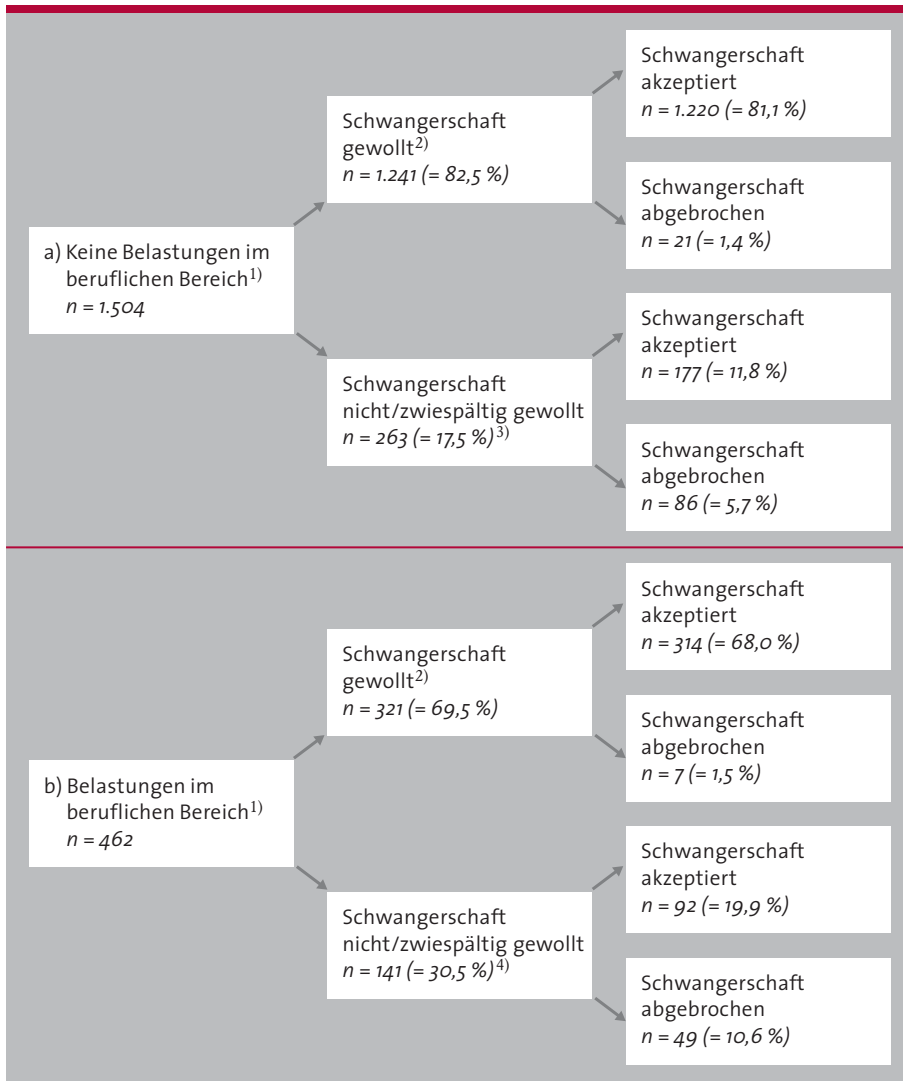


* = signifikanter Gruppenunterschied

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002,

Der Anteil der abgebrochenen Schwangerschaften an allen Schwangerschaften steigt mit dem Ausmaß der Belastungen zu dem Zeitpunkt, als die Schwangerschaft eintrat. Wenn weder eine berufliche Umbruchsituation vorlag noch Arbeitslosigkeit drohte, beträgt sie 7 %, wenn eine von beiden Bedingungen zutraf, 11 %, und wenn beides angegeben wurde, 16 %. Dieser Zusammenhang ist aber allein dadurch vermittelt, dass in belasteten Situationen häufiger **ungewollte** Schwangerschaften eintraten. Von den nicht oder zwiespältig gewollt eingetretenen Schwangerschaften wurde etwa jede dritte abgebrochen. Dies ist eine erstaunlich konstante Größe, die sich als unabhängig davon erweist, ob nun eine belastete Situation vorlag oder nicht. Wenn unter Belastungen mehr nicht oder zwiespältig gewollte Schwangerschaften als gewollte Schwangerschaften eintreten, werden auch mehr Schwangerschaften abgebrochen (s. Abschnitt 8.2). Von den auf den Zeitpunkt hin gewollten Schwangerschaften zusammen mit den Schwangerschaften, die früher oder später hätten eintreten sollen, wurden ebenfalls unabhängig von situativen Bedingungen zwischen 2 % und 5 % abgebrochen.

ABBILDUNG 8-6: **BESONDERE SITUATIONEN IM BERUFLICHEN BEREICH, GEWOLLT-HEIT UND AKZEPTANZ EINER SCHWANGERSCHAFT**



- 1) Keine Belastungen: Weder berufliche Umbruchsituation noch drohende oder aktuelle Arbeitslosigkeit waren angegeben; Belastungen: mindestens eine der beiden Bedingungen angegeben.
- 2) Gewollt: Zusammengefasst wurden „gewollt zu dem Zeitpunkt“, „gewollt, aber später“ und „Schwangerschaft hätte früher eintreten sollen“.
- 3) Zahlen für nicht gewollte Schwangerschaften: 193 (12,8 %), davon akzeptiert 115 (7,6 %) und abgebrochen 78 (5,2 %); die Abbruchrate der ungewollten Schwangerschaften beträgt 40,4 %.
- 4) Zahlen nur für nicht gewollte Schwangerschaften: 95 (20,1 %), davon akzeptiert 56 (12,1 %) und abgebrochen 39 (8,4 %); die Abbruchrate der ungewollten Schwangerschaften beträgt 41,1 %.

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Die Abbruchrate bezogen auf alle nicht oder zwiespältig eingetretenen Schwangerschaften beträgt, wenn keine Belastungen vorlagen, 33 %, wenn mindestens eine der Belastungen im beruflichen Bereich vorlag, 35 %.²²² Diese Rate verändert sich auch nicht wesentlich, wenn die Bedeutung von Situationen, die im Sinne einer Beziehungskrise belastet waren, untersucht wird. Erstens wollten Männer in belasteten Situationen keine Kinder zeugen, so ein Fazit, das die Überlegungen dieses Kapitels weiterführt, und zweitens wurden zwei von drei nicht gewollten Schwangerschaften ausgetragen – unabhängig davon, wie belastet die Situation war, in der die Schwangerschaft eintrat. Für Frauen wurden ähnliche Ergebnisse erhoben: Auch in der Studie „frauen leben“ erwies sich die Belastungssituation nicht direkt von Einfluss, sondern indirekt über die verbreitetere Ungewolltheit der in einer belasteten Situation eingetretenen Schwangerschaften.²²³

GEWOLLTHEIT, VERHÜTUNG UND AUSGANG DER SCHWANGERSCHAFT

Insgesamt waren 13 % aller Schwangerschaften, abgebrochene und ausgetragene zusammengenommen, unter Verhütung eingetreten. Die Verhütung wurde weggelassen vor allem dann, wenn ein Kinderwunsch auf den Zeitpunkt hin bestand (98 % ohne Verhütung), aber auch in der Vorgeschichte einer nicht gewollten (54 %) oder zwiespältig gewollten Schwangerschaft (55 %; falls gewollt, aber später 77 %).

In Abbildung 8-8 werden zusammenfassend die Pfade der Familienplanung aufgeschlüsselt²²⁴ mit dem Ergebnis: Schwangerschaften, die später hätten eintreten sollen, wurden seltener abgebrochen, wenn vorher nicht verhütet wurde (6 von 268 = 2 %), als wenn die Schwangerschaft unter Verhütung eingetreten war (8 von 73 = 12 %). Die unterlassene Verhütung kann hier interpretiert werden als tendenzielle Offenheit gegenüber einer vorgezogenen Familiengründung. Auch in der Studie „frauen leben“ ging die Angabe „gewollt, aber später“ einher mit einer zustimmenden Antwort auf die zusätzliche Frage, ob die Schwangerschaft geplant war. Trotz intendierten Aufschubs kann eine Planung angegangen werden.²²⁵ Bei nicht oder zwiespältig gewollten Schwangerschaften erhöht ebenfalls die Tatsache, dass die Schwangerschaft unter Verhütung eintrat, leicht die Wahrscheinlichkeit eines Abbruchs (unter Verhütung 61 von 157 Schwangerschaften = 39 %, ohne Verhütung 60 von 218 = 28 %).²²⁶

222 In Schaubild 8-6 jeweils Anteil der abgebrochenen an den nicht/zwiespältig gewollten Schwangerschaften. Nicht und zwiespältig gewollte Schwangerschaften wurden hier zusammengefasst, um die Fallzahlen zu vergrößern. Berechnung nur für nicht gewollte Schwangerschaften: siehe Legende von Abbildung 8-8.

223 HELFFERICH ET AL. 2001: Kapitel 6.4

224 Während Abbildung 8-8 nur die Fälle enthält, für die die entsprechenden Informationen vollständig vorliegen, werden hier die Angaben zur Reaktion auf die eingetretene Schwangerschaft nicht benötigt. Daher erhöht sich die Fallzahl um die Missings; zur Erläuterung der divergierenden Angaben s. auch die Fußnoten in Abbildung 8-8.

225 HELFFERICH ET AL. 2001: 192

226 Die Quoten lauten allein für nicht gewollte Schwangerschaften: Von den unter Verhütung eingetretenen Schwangerschaften wurden 45 % abgebrochen, trat die Schwangerschaft ohne Verhütung ein, 34 %.

DISSENS UND DURCHSETZUNG GEGEN DEN PARTNER/GEGEN DIE PARTNERIN?

Bei Entscheidungen interessierte uns insbesondere auch, wer sich im Fall von Dissens durchsetzte. Allerdings sind, um ein Ergebnis vorwegzunehmen, die Fälle, dass eine von dem Mann nicht gewollt eingetretene Schwangerschaft ausgetragen oder eine von ihm gewollte Schwangerschaft abgebrochen wurde, selten. Insgesamt war die Gewolltheit von Schwangerschaften hochkonsensuell.

KONSENS/DISSENS BEZOGEN AUF ALLE SCHWANGERSCHAFTEN

In 87 % aller Schwangerschaften schätzte der Mann, dass die Partnerin dieselbe Einstellung bezogen auf die Gewolltheit hatte wie er selbst. Unter den restlichen Fällen war es häufiger, dass der Kinderwunsch der Partnerin als eindeutiger angegeben wurde als der des Mannes in dem Sinn, dass sie die Schwangerschaft auf den Zeitpunkt hin wollte, er aber später, nicht oder zwiespältig wollte (6 %), oder dass sie eine Schwangerschaft später wollte, er aber nicht oder zwiespältig (2 %). Der umgekehrte Fall kam lediglich bei 3 % der Schwangerschaften vor.²²⁷

KONSENS/DISSENS DIFFERENZIERT NACH ABGEBROCHENEN UND AUSGETRAGENEN SCHWANGERSCHAFTEN

Dieses Muster gilt weiter bei einer Differenzierung nach Akzeptanz oder Abbruch der Schwangerschaft. Die Übereinstimmung beträgt bei ausgetragenen Schwangerschaften 88 %, bei Abbrüchen 77 %. Der Kinderwunsch der Partnerin wurde jeweils als eindeutiger beschrieben als der eigene (bei ausgetragenen Schwangerschaften 8 %, bei abgebrochenen Schwangerschaften 10 %); der umgekehrte Fall war seltener (bei ausgetragenen Schwangerschaften 3 %, bei abgebrochenen Schwangerschaften 5 %). Die Konfliktkonstellation, bei der der Mann das Kind auf den Zeitpunkt hin wollte, die Frau aber nicht, war in insgesamt fünf Fällen von 166 Abbrüchen gegeben, und ebenso selten war die Konstellation, dass die Frau die Schwangerschaft auf den Zeitpunkt hin wollte, der Mann aber nicht (vier von 166 Abbrüchen).²²⁸ Es handelt sich also um Einzelfälle und man kann nicht sagen, dass aus Sicht von Männern Frauen in einem nennenswerten Umfang von dem Mann gewollte Schwangerschaften abbrechen oder Frauen von ihnen selbst gewollte Schwangerschaften unter dem Druck des Mannes abbrechen.

²²⁷ Fehlende Prozent zu 100 % verteilen sich auf die restlichen Kombinationsmöglichkeiten.

²²⁸ Ebd.: 55; erweitert man den Kinderwunsch des Mannes oder der Frau und bezieht „gewollt, aber später“ ein, so steigt die Zahl auf acht resp. neun Fälle.

KONSENS/DISSENS FÜR AUF SEITEN DES MANNES NICHT ODER ZWIESPÄLTIG GEWOLLTE, AUSGETRAGENE SCHWANGERSCHAFTEN

Bei den auf Seiten des Mannes nicht oder zwiespältig gewollten Schwangerschaften, die ausgetragen wurden und für die entsprechende Angaben vorliegen, bestand in 66 % der Fälle Übereinstimmung, d. h., auch die Partnerin wollte die (ausgetragene!) Schwangerschaft nicht oder zwiespältig. Aber in 24 % hatte die Partnerin die Schwangerschaft auf den Zeitpunkt hin gewollt und in 11 % gewollt, aber später. Insgesamt gab es 60 Fälle, in denen die Partnerin die Schwangerschaft auf den Zeitpunkt hin wollte und der Mann die Schwangerschaft nicht wollte (36 Fälle) bzw. zwiespältig wollte (24 Fälle).

ENTSCHEIDUNGSPROZESSE BEIM AUSTRAGEN EINER UNGEWOLLTEN SCHWANGERSCHAFT UND BEI SCHWANGERSCHAFTSABBRÜCHEN

Der Entscheidungsprozess muss vor dem Hintergrund gesehen werden, dass in der Kinderfrage weitgehend Konsens zwischen Frau und Mann besteht. Dennoch ist von Interesse, inwieweit der Mann in den Entscheidungsprozess eingebunden ist. Bei auf den Zeitpunkt hin gewollten Schwangerschaften gingen wir davon aus, dass mit dem „Wollen“ bereits eine Entscheidung für ein Kind getroffen wurde und es nun nur noch um die Realisierung ging. Eine Entscheidung ist aber zu treffen, wenn eine nicht intendierte Schwangerschaft eingetreten ist und sie ausgetragen wird. Auch wenn eine Schwangerschaft abgebrochen worden war, lag dem – unabhängig von der Gewolltheit der Schwangerschaft – zwangsläufig eine Entscheidung zu Grunde.

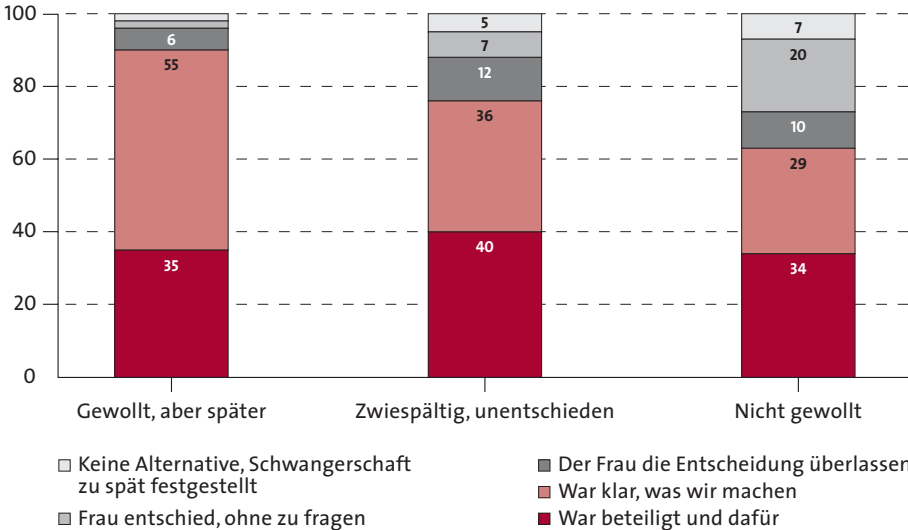
In der Erhebung wählten wir unterschiedliche Frageformulierungen – je nachdem, ob der Entscheidungsprozess zur Akzeptanz einer nicht oder zwiespältig gewollten Schwangerschaft oder zu einem Abbruch führte. Den Männern, die eine Schwangerschaft nicht auf den Zeitpunkt hin gewollt hatten, wurde die Frage gestellt: „Wenn eine zunächst nicht gewollte Schwangerschaft ausgetragen wird, kann dies unterschiedliche Hintergründe haben. Was traf auf Sie und Ihre Partnerin/Frau damals zu?“, und es wurden ihnen unterschiedliche Antwortalternativen angeboten. Die Auswertung ist hier auf die 1.823 ausgetragenen Schwangerschaften beschränkt.²²⁹

Insgesamt spielt die Antwortalternative „Es gab keine Entscheidung, weil sofort klar war, was wir machen“ die größte Rolle, die aber, je nachdem, ob die Schwangerschaft gewollt war, aber hätte später eintreten sollen, oder ob sie zwiespältig bzw. nicht gewollt war, differiert (s. Abbildung 8-7). An zweiter Stelle, bei allen Schattierungen

229 Diejenigen, die die Schwangerschaft nicht auf den Zeitpunkt hin gewollt hatten (n = 655), bekamen die „Entscheidungsfrage“ gestellt. Für die Auswertung werden die Männer, bei denen die Schwangerschaft früher hätte eintreten sollen (n = 30) und auf die keine der Antwortmöglichkeiten zutraf (n = 20), ausgeschlossen, so dass die Basis der Berechnungen 605 Befragte sind.

von Gewolltheit in ähnlichem Umfang, kommt die Angabe „Ich war an der Entscheidung beteiligt und war auch dafür“. Nur bei nicht gewollten Schwangerschaften gewinnt die Möglichkeit „Meine Partnerin/Frau hat entschieden, ohne mich zu fragen“ mit 20 % an Relevanz.²³⁰

ABBILDUNG 8-7: ENTSCHEIDUNGSPROZESS BEI NICHT AUF DEN ZEITPUNKT HIN GEWOLLTEN, AUSGETRAGENEN SCHWANGERSCHAFTEN* (ANGABEN IN %)



* = signifikanter Gruppenunterschied

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

Die regionalen Unterschiede werden hier erwähnt, weil sie einige der in Kapitel 3 vorgestellten regionalspezifischen Traditionen verdeutlichen können.²³¹ In Freiburg Umland gab es mit 56 % am häufigsten „keine Entscheidung, weil sofort klar war, was wir machen“, gefolgt von Gelsenkirchen mit 53 % – diese beiden Regionen wurden als „Akzeptanzkulturen“ beschrieben.²³² Die Antwortkategorie „Die Entschei-



230 Weitere Antwortvorgaben waren: „Ich habe meiner Partnerin/Frau die Entscheidung überlassen“ und „Es gab keine Alternative, die Schwangerschaft wurde zu spät festgestellt“. Bei 55 % der Schwangerschaften, die „gewollt“ waren, aber später hätten eintreten sollen, gab es keine Entscheidung, weil sofort klar war, wie gehandelt wird. In weiteren 35 % der Fälle war der Befragte an der Entscheidung beteiligt und auch dafür.

231 Für die nicht bzw. zwiespältig gewollten Schwangerschaften ausführlicher: HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 54 f.

232 Freiburg 40 %, Leipzig 35 %. Dies gilt für gewollte Schwangerschaften, die später hätten eintreten sollen, nicht oder zwiespältig gewollte Schwangerschaften. Nur für die beiden letzteren berechnet, lauten die Angaben: Freiburg Umland 54 %, Gelsenkirchen 44 %, Freiburg 30 % und Leipzig 15 %.

dung der Partnerin überlassen/Partnerin entschied, ohne zu fragen“ hat in Leipzig mehr Gewicht (21 %, gegenüber 16 % in Gelsenkirchen, 14 % in Freiburg und 8 % in Freiburg Umland) – dies steht in Einklang mit der ostspezifisch stärkeren „reproduktiven Autonomie“, die Männern ihren Partnerinnen einräumten (s. Abschnitt 8.4 und Kapitel 4). Freiburg ist Spitzenreiter in der Kategorie „Ich war an der Entscheidung beteiligt und auch dafür“ (43 %, gegenüber 38 % in Leipzig, 19 % in Freiburg Umland und 18 % in Gelsenkirchen).

Die Darstellung von Dissens und Konsens, von Beteiligung an und Ausschluss von Entscheidungsprozessen ist bei dem Austragen von nicht oder zwiespältig gewollten Schwangerschaften abhängig davon, ob die aktuelle Partnerin oder eine frühere Partnerin schwanger war. Die Befragten waren bei früheren Partnerinnen seltener an der Entscheidung beteiligt und deutlich häufiger wird angegeben, diese Partnerin habe allein entschieden. Eine Erklärung könnte sein, dass bei bestehenden Partnerschaften im Rückblick eher der Konsens erinnert wird als bei beendeten Partnerschaften. Eine andere Erklärung wäre, dass der fehlende Konsens zu einer Trennung führte.²³³

ENTSCHEIDUNGSPROZESSE BEI ABBRUCH

Bei den Fragen nach dem Entscheidungsprozess bei einem Schwangerschaftsabbruch, die bei den 167 Abbrüchen gestellt wurden, konnte der Befragte zunächst zwischen den Items wählen: „Ich war an der Entscheidung beteiligt und war auch für den Abbruch“, „Ich habe die Entscheidung meiner Partnerin überlassen und mich nicht eingemischt“, „Meine Partnerin hat entschieden, ohne mich zu informieren oder zu fragen“, „Es gab keine Entscheidung, der Abbruch war medizinisch notwendig.“ In einer zweiten Frage wurden die, die nicht beteiligt gewesen waren (zweites und drittes Item), gefragt, ob die Entscheidung in ihrem Sinn gewesen war.

An dem Entscheidungsprozess waren 59 % der Männer beteiligt und das Ergebnis war konsensuell. Der Partnerin wurde in 15 % der Fälle die Entscheidung überlassen und bei 20 % entschied die Partnerin allein.²³⁴ Anders als bei der Entscheidung für das Austragen einer Schwangerschaft wird „Der Partnerin die Entscheidung überlassen“ und „Die Partnerin entschied, ohne vorher zu informieren oder zu fragen“ im Westen häufiger genannt als in Leipzig (beides zusammengenommen 40 % gegenüber 29 %). In Leipzig war dafür der Anteil der Männer, die an der Entscheidung beteiligt und für den Abbruch waren, mit 63 % höher als in den West-Regionen mit 55 %. Dies widerspricht nicht der „reproduktiven Autonomie“, sondern kann darüber erklärt werden, dass Schwangerschaftsabbrüche in Leipzig eher als in den West-

233 HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: 54

234 Einschließlich Fälle (n=4), in denen der Befragte erst später von der Schwangerschaft erfuhrt. Die restlichen Prozent zu 100 % entfallen auf die Kategorien „Abbruch aus medizinischen Gründen“, „trifft alles nicht zu“ und „keine Angabe“.

Regionen spätere Schwangerschaften in existierenden Familien betrafen, bei denen die Ehepartner gemeinsam eine Entscheidung trafen.

Wenn die Partnerin allein entschieden hatte (in Klammern: wenn ihr die Entscheidung überlassen worden war), war bei 48 % der Fälle (56 %) die Entscheidung im Sinne des Mannes und bei 45 % (32 %) nicht in seinem Sinn.²³⁵ Berechnet auf alle 156 Abbrüche, für die entsprechende Angaben vorliegen, machen der konsensuelle Entscheidungsprozess (63 %) und eine Entscheidung der Partnerin ganz (21 %) oder teilweise (3 %) im Sinne des Mannes den größten Anteil aus. Bei 13 % (n = 21) war die Entscheidung der Partnerin nicht im Sinne des Mannes.

ENTSCHEIDUNGSPFADE DER FAMILIENPLANUNG

Für einen großen Teil der Schwangerschaften gilt ein Muster, das der von MÜNZ und PELIKAN postulierten Rationalität entspricht und das folgenden Ablauf hat:

Ausgangspunkt: Die Schwangerschaft wurde auf den Zeitpunkt hin gewollt oder hätte früher eintreten sollen.

- Hier wurde in 98,3 % der Fälle die Verhütung weggelassen,
 - reagierten 98,5 % der Männer auf die eingetretene Schwangerschaft positiv oder sehr positiv (Wert 1 und 2 auf der 6-stufigen Skala),
 - wurden 99,1 % der Schwangerschaften ausgetragen.

Dies trifft auf 1.142 Schwangerschaften zu.

Doch ist dies keineswegs der einzige Weg zu Schwangerschaften und Kindern. Abbildung 8-8 zeigt weitere Pfade. Mit dicken Pfeilen markiert sind die Pfade, die nur in seltenen Fällen zu einem Abbruch führen; z. B.: Die Schwangerschaft sollte später eintreten, es wurde aber nicht verhütet.

Unabhängig, ob die Reaktion mehr oder weniger erfreut war, wurden diese Schwangerschaften selten abgebrochen. Wenn die Schwangerschaft unter Verhütung eintrat und freudig begrüßt wurde, wurde sie ebenfalls nur in Ausnahmen abgebrochen. Wenn die Schwangerschaft nicht oder zwiespältig gewollt war, so war unabhängig von der Verhütung die freudige Reaktion wegweisend dafür, die Schwangerschaft

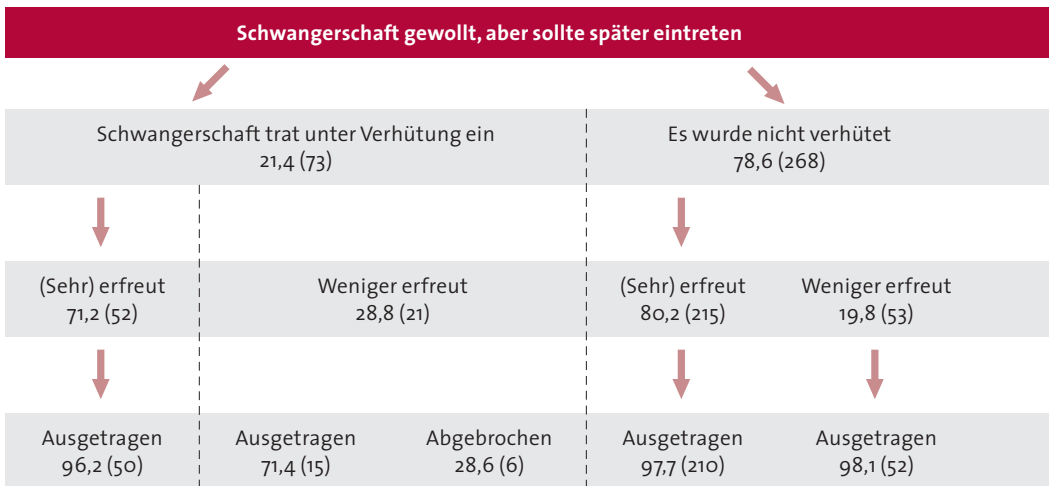
²³⁵ 7 % (12 %) antworteten teils, teils.



zu akzeptieren. Die höchste Wahrscheinlichkeit für einen Abbruch – die aber auch keine Determinierung beinhaltet, da der Wert von 43 % noch unter der Hälfte liegt – finden wir bei der Kombination einer nicht oder zwiespältig gewollten Schwangerschaft, die unter Verhütung eintrat und die eine weniger erfreute Reaktion hervorrief.

Damit sind auch die Verwerfungen in der „Rationalität“ der Planung deutlich: Verhütung wurde auch unterlassen, wenn kein Wunsch bestand, aktuell ein Kind zu bekommen. Insgesamt waren von den später, nicht oder zwiespältig gewollten Schwangerschaften 68 % eingetreten, weil nicht verhütet worden war, und entsprechend

ABBILDUNG 8-8: **ENTSCHEIDUNGSPFADE BEI NICHT AUF DEN ZEITPUNKT HIN GEWOLLTEN SCHWANGERSCHAFTEN** (ANGABEN IN % UND ABSOLUTEN ZAHLEN)



1) + 5 Missings

2) + 5 Missings; es ist zu beachten, dass für die Aufnahme von Fällen in diesen Ablauf Voraussetzung ist, dass vollständige Informationen zu allen Frageebenen vorliegen müssen. Rechnet man die Fälle, in denen die Informationen zu „erfreut“ nicht vorliegen mit ein, so erhöht sich die Zahl der Abbrüche und der Lebendgeburten wie in der zusätzlichen Zeile angegeben. Für die zusätzlichen Fälle ist keine Einordnung bei der Gabelung nach einer mehr oder weniger positiven Reaktion möglich, sie können daher nur in der untersten Zeile erscheinen. In einem anderen Zusammenhang wird der Anteil der ausgetragenen und abgebrochenen an den unter bzw. ohne Verhütung eingetretenen Schwangerschaften angegeben. Hier sind die fehlenden Angaben jeweils einbezogen. Für die 157 nicht/zwiespältig gewollten und unter Verhütung eingetretenen Schwanger-

handelte es sich nur bei 32 % um eine unter Verhütung eingetretene Schwangerschaft. Und in hohem Maß werden auch insbesondere Schwangerschaften begrüßt und akzeptiert, die erst später hätten eintreten sollen. Insgesamt trafen solche nicht ganz „rationalen“ Wege auf 577 der ausgetragenen Schwangerschaften (unter Einbezug der 155 Abbrüche von nicht auf den Zeitpunkt hin gewollten Schwangerschaften: auf 732 Schwangerschaften) zu. Einfacher ausgedrückt: Auf zwei Schwangerschaften, die auf dem Weg der auf den Zeitpunkt hin abzielenden Planung oder nach Warten eingetreten sind, kommt eine Schwangerschaft, deren Zustandekommen nicht dem rationalen Pfad folgte.

Schwangerschaft nicht oder zwiespältig gewollt					
Schwangerschaft trat unter Verhütung ein 41,9 (152 ¹⁾)			Es wurde nicht verhütet 58,1 (213 ²⁾)		
(Sehr) erfreut 23,7 (36)	Weniger erfreut 76,3 (116)		(Sehr) erfreut 29,1 (62)	Weniger erfreut 76,9 (151)	
Ausgetragen 83,3 (30)	Ausgetragen 56,9 (66)	Abgebrochen 43,1 (50)	Ausgetragen 82,3 (51)	Ausgetragen 69,5 (105)	Abgebrochen 30,5 (46)

schaften wurden 96 ausgetragen und 61 abgebrochen; von den 218 nicht-/zwiespältig gewollten und ohne Verhütung eingetretenen Schwangerschaften wurden 158 ausgetragen und 60 abgebrochen.

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002. Ein Anteil abgebrochener Schwangerschaften von unter 20 % ist nicht gesondert ausgewiesen. Die Quote der abgebrochenen Schwangerschaften kann in diesem Fall komplementär berechnet werden (ausgetragene Schwangerschaften + x = 100 %) bzw. aus der Differenz der absoluten Zahlen der ausgetragenen Schwangerschaften und der Schwangerschaften in der vorangegangenen Tabellenzeile.



EXKURS: BESTIMMT DER KINDERWUNSCH DIE KINDERZAHL ODER PASST ER SICH IHR AN?

Wir fragten nach der zum Befragungszeitpunkt insgesamt gewünschten bzw. angestrebten Kinderzahl²³⁶ und können diese Angabe mit der Vorstellung von Kindern und Familie in ihrer ersten Konkretisierung vergleichen. Der Vergleich zeigt uns, ob der Befragte rückblickend einen unterschiedlichen Kinderwunsch damals und heute angibt. Dies können wir darauf beziehen, wie viele Kinder er hat.²³⁷

Für den Befragungszeitpunkt dominiert sowohl bei den jüngeren, 25- bis 39-jährigen als auch den älteren, über 39-jährigen Männern die Zahl von zwei Kindern (53 % resp. 45 %) und von den bis 34-jährigen Männern, die noch keine Kinder haben, wollen nur 10 % dauerhaft kinderlos bleiben. Bei knapp 60 % der Befragten entspricht die rückblickend genannte gewünschte Kinderzahl der aktuellen Angabe zur angestrebten Kinderzahl. Diese Männer geben also keine Veränderung im Lauf der Zeit an. Sie haben oder möchten heute genauso viele Kinder, wie sie sich zu dem Zeitpunkt, als der Gedanke an Kinder erstmals konkret wurde, gewünscht haben. Dies gilt vor allem für Männer, die aktuell zwei Kinder haben oder möchten (84 %).²³⁸

Mehr als die Hälfte der Väter von zwei und mehr Kindern begründen ihre Zurückhaltung gegenüber einer Familienerweiterung mit der abgeschlossenen Familienplanung. Dies lässt sich als Hinweis auf eine Gruppe von Männern nehmen, die ihren Kinderwunsch umgesetzt hat. Auch dass dritte Kinder seltener gewollt waren, spricht für eine Sättigung des Familienwunsches bei diesen Männern mit zwei Kindern.

236 Die insgesamt gewünschte bzw. angestrebte Kinderzahl ergibt sich aus der Addition der Zahl der vorhandenen Kinder und der Zahl der gewünschten (weiteren) Kinder („Wünschen Sie sich weitere Kinder?“).

237 Ausführlich zum aktuellen Kinderwunsch, differenziert nach der aktuellen Kinderzahl: HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004: Kapitel 4.2, 4.3 und 6

238 Insgesamt 19 % der Befragten haben oder wünschen sich heute mehr Kinder, als sie sich erstmals vorgestellt haben. Eine Erhöhung der ursprünglich gewünschten Kinderzahl ist vor allem bei den Männern zu beobachten, die heute drei und mehr Kinder haben oder wünschen (62 %). Aufgrund unserer Fragekonstruktion können wir hier nicht erfassen, ob der Wunsch gleich geblieben ist und es sich um eine ungewollte Erhöhung der Kinderzahl handelt. Daher bleiben diese Fälle hier außer Betracht.

Mehr als ein Fünftel der Befragten hat oder wünscht sich heute weniger Kinder als ursprünglich vorgestellt. Dabei handelt es sich vor allem um Männer, die kinderlos bleiben möchten oder sich aktuell nur ein Kind vorstellen können. Mehr als die Hälfte der über 39-jährigen, kinderlosen Männer will keine weiteren Kinder – überwiegend mit dem Hinweis auf das eigene Alter bzw. das der Partnerin. Und insbesondere geschiedene, in Trennung lebende und verwitwete Männer haben die ursprünglich gewünschte Kinderzahl mit 42 % häufiger reduziert als verheiratete (21 %) oder ledige Befragte (18 %). Dies haben wir dahingehend interpretiert, dass der Kinderwunsch der Realität „nachzieht“, d. h., dass ein Mann, der weniger Kinder hat als ursprünglich gewünscht, mit der Akzeptanz dieses Faktums eine niedrigere angestrebte Kinderzahl angibt. Gerade die Angaben der Kinderlosen, die das Alter als Grund dafür nennen, dass sie keine weiteren Kinder wollen, legen dies nahe: Sie sind ja nicht prinzipiell gegen Kinder. Diese Interpretation als pragmatisches „Anpassen“ des Kinderwunsches an das Realisierbare bezieht den Kontext der subjektiv wahrgenommenen Realisierbarkeit ein und zeigt, dass nicht nur der Kinderwunsch der Realisierung vorausgeht, sondern die (mögliche) Kinderzahl den Kinderwunsch bestimmt.

Die Angaben zur gewünschten Kinderzahl entsprechen ansonsten dem Muster der realisierten Familiengrößen: In Freiburg und Freiburg Umland wünschen sich mehr Befragte drei und mehr Kinder, während die Befragten in Gelsenkirchen und Leipzig eher ein Kind haben oder möchten. Je höher das Einkommen, desto eher werden auch drei Kinder als angestrebte Kinderzahl angegeben. Und schließlich möchten hoch Qualifizierte seltener kinderlos bleiben oder eine Einkindfamilie haben.

8.4 DIE SUBJEKTIVE PERSPEKTIVE: AGENCY

Die Antwort, die die bisherigen Auswertungen der Fragen zur Familienplanung liefern, beinhaltet einen „direkten Pfad der Gewolltheit“ und einen „nicht direkten Pfad“ zu Kindern. Doch offen ist, wie die Männer subjektiv diese Pfade konzeptualisieren, wenn sie mit ihren Worten ausdrücken, **wie** reproduktive Entscheidungen durch **wen** getroffen wurden, und ob hier überhaupt **entschieden** wurde oder Ereignisse „einfach so“ eintraten. Spiegelt sich die „Gewolltheit“ in den subjektiven Vorstellungen wider?

8.4.1 SUBJEKTIVE VORSTELLUNGEN VON REPRODUKTIVEN BETEILIGUNGSFORMEN

Die Wahrnehmung der Planbarkeit von Familie hängt im Wesentlichen von zwei Faktoren ab: erstens von den subjektiven Biografie- und Phasenkonzepten (s. Kapitel 5.2.3) und zweitens von der subjektiven Wahrnehmung der eigenen Handlungs- und Wirkmächtigkeit. Letzteres kann mit dem Konzept der **Agency** analytisch gefasst werden, das aus der amerikanischen Erzähltheorie und der narrativen Gesprächsanalyseforschung stammt. Gabriele LUCIUS-HOENE und Arnulf DEPPERMANN, die das Konzept in Deutschland bekannt gemacht haben, fassen definitiv zusammen: Agency bedeutet, „wie der Erzähler seine **Handlungsmöglichkeiten und Handlungsinitiative** in Hinblick auf die Ereignisse seines Lebens linguistisch konstruiert. **Agency** meint somit die **kognitive Repräsentation der eigenen Handlungs- und Wirkmächtigkeit**. (...) Dies betrifft den Umgang mit der Frage, ob und in welchen Aspekten und Bereichen seines Lebens er sich als handelnde Person, als Zentrum der Geschehnisse seines Lebens, als Inhaber von Kontrollmöglichkeiten und Entscheidungsspielräumen erlebt oder ob und hinsichtlich welcher Erfahrungen er sich von heteronomen Mächten dirigiert fühlt.“²³⁹

Diese Forschungstradition liefert ein heuristisches Analysekonzept, das es vermag, die vielfältigen subjektiven Vorstellungen von der eigenen Beteiligung an der Familien-„Planung“ differenziert zu erfassen.

²³⁹ LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN 2002: 59; Hervorhebungen von LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN

LUCIUS-HOENE und DEPPERMANN folgend veranschaulichen wir dies anhand von drei Aussagen, die auf den ersten Blick sprachlich nur leicht variieren:

- (1) Der Satz „Dann kamen Kinder“ drückt aus, dass eine anonyme Macht am Werk ist und nicht die erzählende Person die Handlungskontrolle besitzt.
- (2) Der Satz „Und dann hat sie mich zum Vater eines Kindes gemacht“ drückt aus, dass andere Menschen – hier die Partnerin – das Schicksal der erzählenden Person bestimmen.
- (3) Und der Satz „Und dann habe ich mir eine Frau gesucht und habe ein Kind gezeugt“ zeigt, dass die erzählende Person die Handlungsinitiative bei sich sieht.²⁴⁰

Zwar wird in der Familienforschung diskutiert, wie die Intention für ein Kind konzeptionell zu fassen ist, z. B. als Entscheidungsprozess mit rationalem Abwägen oder als Befolgen einer kulturell selbstverständlichen Vorgabe. Dabei fanden aber bisher die subjektiven Vorstellungen der Handlungs- und Gestaltungsfähigkeit wenig Beachtung und speziell das Konzept der Agency, das eng mit der qualitativen Forschung verbunden ist, wurde bisher nicht verwendet.

In der hermeneutischen Auswertung der qualitativen Interviews konnten wir mehrere Muster rekonstruieren, von denen wir vier vorstellen. Sie beschreiben jeweils spezifische Formen von Agency in Hinsicht auf die subjektive Ausgestaltung von Familienplanung.²⁴¹

„WIE MAN HALT SO MACHT“ – ANONYME BZW. KOLLEKTIVE UND STRUKTURELLE AGENCY

Das folgende Zitat eines Interviewten aus Gelsenkirchen gibt Auskunft darüber, wie es zum ersten Geschlechtsverkehr mit der dann späteren Ehefrau gekommen ist: „Tja, wie kam dat? Auch, ja ich sag mal, ich weiß nicht, ob man so wat immer allet plant. Das is einfach, wir waren abends so raus und sind uns dann jo, wie man halt so macht“ (2-M/N-31).²⁴² Die Schilderung des Übergangs der Beziehung in eine reproduktive Partnerschaft „läuft“ hier insgesamt nach einem akzidentellen und anonymen Muster ab, das sprachlich mit einem „man“ als Regel formuliert wird.

240 Die Beispielsätze von LUCIUS-HOENE/DEPPERMANN (2002: 59) lauten: „Dann bin ich ins Krankenhaus gekommen und operiert worden“, „Dann haben sie mich ins Krankenhaus eingewiesen und mich operiert“ und „Dann bin ich ins Krankenhaus gegangen und habe mich operieren lassen.“

241 Im Zuge der Weiterentwicklung dieses Auswertungsvorgehens werden diese Muster noch weiter differenziert und weitere Einzelaspekte herausgearbeitet werden.

242 Zur Transkription und Interviewcodierung s. Kapitel 2.1

Dies bedeutet, dass hier ein **Kollektiv** das handelnde Agens ist: „Man macht, was man halt so macht.“ Entsprechend haben wir diese Handlungsform **anonyme** bzw. **kollektive Agency** genannt. **Kollektive Agency** meint, dass der Mann seine Familienplanung an kollektive Muster – mit einem Begriff von Adorno – „**anschmiegen**“ kann. Auf den ersten Blick wird **Passivität** damit assoziiert, aber bei genauerer Betrachtung wird ersichtlich, dass dieser Typus von Agency **weder aktiv noch passiv** ist, sondern nur **anonym**, da ein Kollektiv agiert.

Diese Form der anonymen Agency kann sich jedoch nicht nur an eine kollektive Eingebundenheit anschmiegen, sondern auch an **Handlungssituationen**. Das handelnde ICH löst sich dabei nicht in Passivität auf, wie es zunächst den Eindruck erwecken mag, sondern wird durch das reine Geschehnis selbst ersetzt: Es ist damit die Handlung, die handelt. Ein klassischer Modus ist dieser Agency-Typus auch für die Beschreibung der ersten sexuellen Erfahrungen mit einer Frau. Der eben bereits herangezogene Interviewte aus Gelsenkirchen äußert z. B.: „*Irgendwann kam man sich näher. Die Sachen wurden weniger, die man anhatte*“ (2-M/N-31). Ein weiterer Erzähler aus Gelsenkirchen beschreibt: „*Sturmfrei. Keiner zu Hause. Vater arbeiten, Bruder unterwegs, keiner zu Hause, Ruhe gehabt, kam halt dazu (lacht)*“ (2-J/N-37). Ein Erzähler aus der Erhebungsregion Freiburg Umland formuliert bezogen auf die Familienplanung im engeren Sinn:

„Und auf der Suche nach ner Frau zum Heirate war ich eigentlich nie. Ja. Und hab dann meine jetzige Frau durch Zufall ebe kenne und liebe gelernt, ja, und sie hatte schon'n Kind, ja, 'n kleines Kind, hatte ich auch überhaupt keine Probleme, ja. (...) Kinderfrage isch eigentlich nie im Raum g'stande, ich wollt eigentlich nit unbedingt Kinder, ja. Ma het also nicht drauf hingearbeitet“ (4-A/M-87).

Eine spezifische Unterform ist die **strukturelle Agency**. Strukturelle Agency meint dabei, dass der Erzähler in seinem Leben bestimmte Strukturen identifiziert, die er ursächlich für positive Handlungsgefüge ausmacht. Diese Strukturen sind es dann, die seine aktive Agency übernehmen und beginnen, selbst zu handeln:

„Ich habe nur Glück gehabt. Weil, im Haus wohnte ein Mädchen, war zwei Jahre älter als ich, und die war natürlich dementsprechend weiter, ne. Und da brauchte ich mir da kein Kopf machen, ne. Das war also schon mal gut, und ich muss sagen, auch sonst mit den Leuten [...] Es lief einfach alles irgendwie so ab, wie es sein muss“ (2-M/M-36).

In dem Interviewzitat bildet das „Haus“, in dem der Interviewte wohnt, eine spezifische Struktur, die ihm den Weg zum ersten Geschlechtsverkehr bereitet, ohne dass er sich einen „Kopf machen brauchte“. Es fällt dabei auf, dass diese Strukturen, die zu einer selbsttragenden Agency führen, insbesondere kollektive Strukturen sind

(„mit den Leuten“), was eine Verwandtschaft zwischen kollektiver und struktureller Agency konstituiert.

Die Motive des „Glück gehabt“ und die **Weg-Metaphorik**²⁴³ („Es lief“) bilden als strukturelle Agency einen leitmotivischen Zusammenhang. Mit der Weg-Metaphorik wird die (reproduktive) Biografie als ein Folgen eines (vorgeschriebenen) Lebensweges konstruiert. Hierzu einige Zitat-Beispiele: „Also das lief eigentlich ganz normal ab“ (2-A/M-42); „Ja das lief alles seinen Weg, eigentlich“ (ebd.); „Es kam einfach aus em Laufraus“ (4-A/M-94); „Also, die Ehe isch an und für sich gut verlaufe“ (ebd.). Die reproduktive Biografie wird hier als ein Weg beschrieben, der einer normativen Route bzw. einem normativen Entwicklungsplan folgt, der auch oftmals die Zuteilung und Übernahme konventioneller Arbeits- und Aufgabenrollen umfasst.²⁴⁴

„DA HAT DER MANN NUN EIGENTLICH NACH MEINEN BEGRIFFEN AM WENIGSTEN EINFLUSS“ – DIE AGENCY WIRD DER PARTNERIN ÜBERLASSEN BZW. ZUGESCHRIEBEN

Zitate wie die beiden folgenden haben uns zur Feststellung einer zweiten Form von Agency gebracht:

„Vorschriften mach ich do keiner Frau, die muss selber wissen, was sie mit ihrem Körper macht und ob sie das Kind will. Da hat der Mann nu eigentlich nach meinen Begriffen am wenigsten Einfluss, weil es ist der Frau ihr Körper, die muss sich damit belasten“ (1-M/M-17).

„War aber gewollt. Sie wollte unbedingt, ich wollte eigentlich nich. Ich hab gesacht, okay, ich hab jetzt zweie und bin'n gebranntes Kind und wollte eigentlich nich. Ich hab aber jetzt nich gesacht auf keenen Fall, also hundert Pro nich, ich sach eigentlich nich so richtig, immer gesacht, ja und dann bin dann eigentlich dann irgendwo überrascht worden, wo se gesacht hat: schwanger. Ja 's war okay. (...) Hat sie mir och gesacht [Anmerkung: dass die Frau die Pille abgesetzt hat), aber ich hab och gesacht, ich will eigentlich nich so richtig und aber jetzt nich so massiv dagegen vorgegangen“ (1-A/M-3).

Eine solche geäußerte Agency erscheint auf den ersten Blick ebenfalls passiv und indifferent. Bei genauerer Betrachtung ist sie jedoch eine **Anerkennung der reproduktiven Autonomie der Frau**, die eine zum Mann hin egalitäre Position einnimmt.

²⁴³ Vgl. LAKOFF/JOHNSON 2003

²⁴⁴ Diese Agency-Form ließ sich vor allem bei älteren Erzählern oder bei Erzählern aus ländlichen Regionen (insbesondere der Erhebungsregion Freiburg Umland) rekonstruieren, wo konventionellere Muster dominieren (s. auch Kapitel 3).

Die Familienplanung des Mannes bedeutet diesmal ein „Anschmiegen“ an den Lebensentwurf der Frau. Dies ist jedoch weder passiv noch aktiv in der herkömmlichen Bedeutung, sondern ein Mitgehen des reproduktiven Lebensweges der Frau. In der eigenen retrospektiven Rekonstruktion erscheint dann die Familienplanung auch oftmals als offen für die Akzeptanz von Entwicklungen und Ereignissen und wenig durch Zielvorstellungen strukturiert im Sinne eines „Ich habe gewollt, aber wenn es nicht geklappt hätte, wäre es auch in Ordnung gewesen“.

Wie bei der anonymen bzw. kollektiven Agency gibt es als einen impliziten Gegenhorizont die Formulierungen „massiv gegen etwas vorgehen“, „richtig“, „100 Prozent“, „auf jeden Fall“ oder „unbedingt wollen“, „darauf hinarbeiten“, „Einfluss haben“ oder auch „planen“, gegen die sich die Befragten mit einer Verneinung abgrenzen. Sie öffnen so eine Zwischenwelt zwischen der zugespitzten Form der aktiven Gestaltung, die sie ablehnen, und einer zugespitzten Passivität in dem Sinne, dass jemand mit ihnen gegen ihren Willen etwas macht, was sie in den Formulierungen ausklammern. In einer Variante wird die Handlungsmacht sprachlich den Kindern zugeschrieben und die Familienplanung erscheint grammatikalisch im Passiv: „*Und dann haben uns unsere Kinder eingeholt (...) ja und so sind wir eigentlich dann zu einer Familie geworden*“ (4-M/H-86). In einer weiteren Variante dieses Agency-Typus überlässt der Erzähler im Zusammenhang der Diskussion über die Familienerweiterung seiner Frau **die Agency, ihn zu überzeugen**, ebenfalls noch ein zweites Kind zu wollen:

„Ja. Im Moment isch's eher unterschiedlich so, dass wir – unsere Tochter isch jetzt neun Monate alt, und [Ehefrau] redet ab und zu schon mal vom Zweiten, wobei ich mir des eher net vorstelle kann [...] Und ich denk, bei uns wird sicherlich äh zu ner intensiven Diskussion kommen, und letschtendlich wenn die [Ehefrau] noch ein Kind will, dann denk ich, werd ich mich au überzeugen lasse, auch noch ein zweites Kind zu wolle“ (3-M/M-56).

Auch in diesem Fall stellt die reproduktive Biografieplanung des Erzählers ein – wenn auch zuerst als widerwillig inszeniertes – Anschmiegen an den reproduktiven Lebensentwurf der Frau dar (ungewolltes Wollen).

„DIE PASST ALSO ZU MIR“ – INDIREKTE AGENCY

Das folgende Zitat veranschaulicht eine dritte Form von Agency. Ein Befragter aus der Erhebungsregion Leipzig erzählt, wie er seine Frau kennen lernte:

„So, und ne Hausverwalterin, die kann auch also mit Zahlen umgehen, die hatte dann Wirtschaftskauffrau gelernt. Und die passt also zu mir in die Firma, dass sie mir so beistehen kann. Und meine Frau ist auch eine brillante Hausfrau, also was Besseres könnte ich mir nicht wünschen“ (1-M/M-12).

Diesen Typus haben wir **indirekte Agency** genannt, weil nicht eine aktive, direkte Gestaltung der Kinderfrage mit der Partnerin gewählt wird, sondern weil die Realisierung des Ziels sich des Wegs bedient, in der ersten Phase aktiv eine Frau zu suchen, die eben „dazu passt“ und mit der „man“ sein reproduktives Konzept umsetzen kann, um sich dann zurückziehen zu können aus der weiteren „Planung“. Das bedeutet keine Passivität, sondern vielmehr eine in der arbeitsteiligen Übertragung an die Frau geronnene aktive und somit indirekte Agency. Dieses Muster hat sich prototypisch bei selbstständigen Männern in mittelständischen Betrieben gezeigt: Diese haben ein eigenständiges reproduktives Biografiekonzept, bei dem sie eine Frau suchen, mit denen sie ihr Konzept auch umsetzen können. Das heißt, die Passung besteht darin, dass die Partnerin spezifische funktionale Erfordernisse erfüllt, wie Mitarbeit im Betrieb und die zuverlässige Übernahme der Versorgung der (notwendigen) Kinder mit einer Entlastung des selbstständigen Mannes in diesem Bereich der familialen Gestaltungsarbeit.

Auch in anderen Interviews, insbesondere bei niedrig qualifizierten und/oder älteren Männern²⁴⁵, kam dieses Muster vor, dass nach einer Prüfung, ob „man“ sich bezogen auf die Familienvorstellungen einig ist, die Realisierung der eigenen Intentionen der Agency der Frau überlassen werden kann. Dies erfolgt vor allem vor dem Hintergrund einer konventionellen, arbeitsteiligen Rollenaufteilung, der sich beide verpflichtet fühlen.

„WIR HABEN“ VS.“ „ICH HABE UND SIE HAT“ – KONSENSUALE UND INDIVIDUALISIERTE AGENCY

Eine vierte Agency-Form haben wir als **gemeinsame oder konsensuale** bzw. **getrennte oder ausgehandelte** Agency von „ICH und SIE“ bezeichnet. Die qualitativen ebenso wie die standardisierten (s. Abschnitt 8.3) Daten zeigen einen hohen Konsens zwischen Frau und Mann, was das „Wünschen“ und „Wollen“ angeht, und zwar sowohl bezogen auf Kinder wie auf Schwangerschaftsabbrüche. Was die Agency angeht, so findet sich das Motiv des „Wir wollten beide (ein Kind)“ als Motiv in der überwiegenden Zahl der Interviews.

Ältere Erzählpersonen vollziehen mit dem Phasenwechsel von der Adoleszenz bzw. Postadoleszenz in die reproduktive Phase dabei auch einen stringenten syntaktischen Wechsel hin zu einem neuen „WIR WOLLTEN“, das sich sozusagen automatisch mit der Ehe einstellt, weil gemeinsame Vorstellungen von dem, was Familie bedeutet, vorausgesetzt werden konnten. Hierzu ein Zitat-Beispiel:

²⁴⁵ Vgl. HELFFERICH ET AL. 2005

„Da waren wir verheiratet, da haben wir gesucht, so, wir sind verheiratet, wir haben Grund, nach meiner Meinung, also nach meinem Verständnis hab ich auch nur deshalb geheiratet, um Kinder zu haben, sonst hätt ich nie geheiratet. [...] Heirat sacht man sich, man bleibt zusammen, man hat im Grunde auch ein Ziel, wenn man Kinder hat, da macht das auch Sinn“ (2-A/M-42).

Jüngere Erzähler hingegen sehen sich und ihre Partnerin mit einer eigenständigen Agency auch **nach** der Heirat. Es kann sein, dass die Synthese der beiden partnerschaftlichen ICH WOLLTE und SIE WOLLTE zu einem WIR WOLLTEN nicht gelingt bzw. dass das WIR in ein ICH und ein SIE zerfällt. Mit dem Übergang in die reproduktive Phase besteht noch kein gegebener Konsens. Dieser muss zwischen einem egalitären ICH und einem egalitären SIE ausgehandelt werden. Das folgende Zitat eines jüngeren Erzählers aus Freiburg veranschaulicht diese diskursive Form von Agency:

„Im konkreten Fall war jetzt unser erstes Kind nicht geplant so nach dem Motto: Wir wollen genau jetzt ein Kind bekommen. Das war nicht geplant, es ist dann passiert und hat uns natürlich in dem ersten Moment auch erschrocken, sag ich mal. (...) Aber es war bei mir persönlich war es eigentlich nur, es war eigentlich von vornherein klar, dass ich das Kind will, auch wenn wir nicht verheiratet sind, und wir waren grad da in der Beziehung in einer Phase, die nicht ganz so einfach war. Also von daher war es wahrscheinlich für die Seite meiner Freundin nicht ganz so einfach, aber trotzdem kann ich sagen, dass auch von ihrer Seite aus relativ schnell klar war: Okay, das ist unser Kind und das wollen wir und das kriegen wir. Und das Kind haben wir dann eben 1994 in einer Hausgeburt hier in dieser Wohnung bekommen“ (3-J/M-67).

Folge dieser stetigen Notwendigkeit einer diskursiven Aushandlung zwischen zwei egalitären Individuen ist²⁴⁶, dass sich die Familienplanung dann auch in einem Dissens verlieren kann. In dem Dissens gilt nämlich, dass das „Nein“ sich durchsetzt²⁴⁷:

„Dass dann im Laufe der Zeit mal jemand den Kinderwunsch hatte, das war dann immer mal zwischendurch, alle zwei, drei Jahre mal hatte ich mal ein Kinderwunsch, soll'n wir nich vielleicht doch mal ein Kind. Dann hatte meine Frau, war dann im Berufe ein bisschen engagierter, sagte, nö, sie möchte nich. Dann war's mal wieder umgekehrt. Dann war's mal meine Frau mal wieder, gesagt, ach soll'n wir nich mal Kinder kriegen, is vielleicht so weit. Dann wollte

²⁴⁶ S. auch Abschnitt 8.3.2

²⁴⁷ CUYVERS (2000: 65) fand bei einem Typus von Paaren die Einstellung, dass wenn man sich bezogen auf die Elternschaft nicht vollständig einig sei, man keine Kinder bekommen sollte.

ich nich, weil wir durch die Hobbys immer mit dem Reisen und wir haben viel mit Galopprennen gemacht. Und dann hab ich gesagt, ach nee“ (2-A/N-29).

KOMPLEXE FORMEN VON AGENCY

Es lassen sich noch weitere, ausdifferenziertere Formen von Agency männlicher Familienplanung finden, die hier aber nicht weiter dargestellt werden. Einige Formen sind hochkomplex und mehrdimensional, wie im folgenden Zitate (vgl. auch das zweite Zitat, S. 211 unten, zu Agency, die der Partnerin überlassen wird):

„S Kind kam sehr schnell, also knapp zehn Monate, nachdem se bei mir eingezogen war, ja, war des da. Das heißt also, ich bin n Freund von schnellen und vernünftigen Entscheidungen. Wenn ich einmal ne Entscheidung getroffen habe, dann steh ich dazu. (...) Ich bin ja damals arbeitslos gewesen (...) und ich hatte an für sich nicht vorgehabt, während meiner Arbeitslosigkeit n Kind zu zeugen, so nach dem Motto: Gewisse Verantwortung is ja da und das is im Grunde unverantwortlich, wenn man schlecht gestellt is, dass da noch n Kind in de Welt gesetzt wird, das da mitleiden soll. Aber sie hat mich auf ihre wundervolle Art und Weise dazu gebracht (lachender Unterton), doch n Kind haben zu wollen“ (3-A/M-65).

SOZIALE EINFLÜSSE

Die Muster von Agency, die von Männern vorgetragen werden, weisen regionale Unterschiede auf, d. h., die geäußerte Agency-Form ist abhängig von regionalen Mustern sozialer Einbindung, von der Bildung und von der Zugehörigkeit zu einer Alterskohorte. Eine kollektive Agency hat eine eigene Tradition in Leipzig (Kollektivorientierung im Sozialismus) und in Gelsenkirchen (Arbeiterkultur) – beides Regionen mit einem ausgeprägten sozialen Zusammenhalt und einer hohen Bedeutung von Familie für diesen Zusammenhalt. Die individualisierte Agency, bei der beiden Partnern jeweils eine eigene aktive Agency zugestanden wird, die in ein gemeinsames Wollen transformiert werden muss, finden wir vor allem bei hoch qualifizierten und bei den jüngeren Männern. Die kollektive Agency scheint insgesamt in der jüngeren Generation an Bedeutung zu verlieren (s. u.).

GEWOLLTHEIT UND AGENCY: PLANUNG UND PLANUNGSVERZICHT

Nach der standardisierten Auswertung scheinen etwa zwei Drittel aller Schwangerschaften eine rationale Entstehungsgeschichte zu haben: Sie wurden auf den Zeitpunkt hin gewollt, die Verhütung wurde weggelassen und die eingetretene Schwangerschaft freudig begrüßt und ausgetragen. Bei der Auswertung zu den subjektiven

Beteiligungsformen zeigt sich ein anderes Bild: Es dominieren die Formen der anonymen oder gemeinsamen Gestaltungsmächtigkeit. Zwar sagen die befragten Männer in den standardisierten Telefoninterviews, dass sie die Schwangerschaft „wollten, auch auf den Zeitpunkt hin“, wenn sie diesen Sachverhalt in den qualitativen Interviews mit eigenen Worten ausdrücken, entsteht aber nicht der Eindruck der Selbstwahrnehmung als aktiv entscheidendes Ich, das Familie gestaltet. Bei Männern fallen hinsichtlich der Familienplanung eine indirekte Handlungsbeteiligung und die Herstellung von Gemeinsamkeit auf. Diese beiden Muster wurden nicht nur bezogen auf die Kinderfrage, sondern auch im Detail im Zusammenhang mit Verhütungsentscheidungen in Kapitel 7 beschrieben.

Da reproduktive Ereignisse und insbesondere die Gewolltheit von Kindern standardisiert erhoben, aber auch in den qualitativen Interviews angesprochen wurden, kann das Material, das auf diesen beiden unterschiedlichen methodischen Wegen erzeugt wurde, personenbezogen miteinander in Beziehung gesetzt werden. Es kann verglichen werden, wie Männer die Frage nach der Gewolltheit der zurückliegenden Schwangerschaften ihrer Partnerinnen im standardisierten Fragebogen beantwortet und mit welcher sprachlichen Form von Agency sie in den qualitativen Interviews das entsprechende Ereignis erzählt haben. Wie in dem Projekt „frauen leben“ auch²⁴⁸ geht die Kategorie „gewollt und auch auf den Zeitpunkt hin gewollt“ mit einem breiten Spektrum an unterschiedlichen Formen von reproduktiver Agency einher, vor allem mit einer

- (1) **aktiven, überwiegend konsensualen Agency**, semantisch von „*Hab ich gesagt, jetzt werden wir mal ein Kind machen*“ bis „*Wir haben uns unterhalten*“ oder „*Wir haben probiert*“.
- (2) **anonymen oder kollektiven Agency**: „*Das war eigentlich geplant, ja, also geplant in dem Sinn, als mer gesagt hat: Also wenn's passiert, passiert's [...] Es ist ganz gut, wenn man das mal hinterfragt: Wie kam des zustande? Naja, 's isch, sag'emer so der übliche Lebensweg [...] man hat also nicht explizit den Wunsch, keine Kinder zu haben.*“
- (3) **Agency mit einem akzidentellen Akzent**: „*Ma habe es gewusst, dass es a Kind geben kann, und was ja au net falsch ist.*“

Der vorgegebene Begriff „gewollt“ wurde damit vor dem Hintergrund eines Spektrums subjektiver Einstellungsvarianten gewählt, das von einer allgemeinen emotionalen Bereitschaft für ein Kind über ein „Es passte“ (d. h., die Bedingungen waren günstig) bis zur dezidiert aktiven Planung reicht. Als „gewollt“ von Seiten des Mannes

248 HELFFERICH ET AL. 2001; für die Vorläuferstudie von „frauen leben“: HELFFERICH/KANDT 1996; s. auch HELFFERICH 1999b: 45 ff.

werden auch Schwangerschaften bezeichnet, die eigentlich im Qualitativen als primär von der Frau initiiert dargestellt werden. Damit differenziert das Konzept der Agency stärker als die Abfrage der „Gewolltheit“.

In der Studie „frauen leben“ waren unterschiedliche Formulierungen für den Grad und die Färbung der Intendiertheit einer Schwangerschaft eingesetzt worden und es war gefragt worden, wie (sehr) die Schwangerschaft „gewünscht“, „gewollt“ und „geplant“ war und wie die Reaktion auf die eingetretene Schwangerschaft ausfiel. Die bewusste Planung erwies sich als enger und spezifischer als die Antwort, die Schwangerschaft sei sehr gewünscht gewesen. In den qualitativen Interviews wurden auch negative Äußerungen und eine Abgrenzung gegenüber einer „richtigen“, „zielgerichteten“ oder „100%-Planung“ vorgenommen. Diese als „Planungsverzicht“ bezeichnete Haltung²⁴⁹ geht durchaus mit Aussagen einher, das Kind sei gewollt – nur eben nicht geplant.

Das Motiv des „Planungsverzichts“ finden wir in ähnlicher Weise auch in den qualitativen Interviews in der Studie „männer leben“, und zwar im Zusammenhang mit der Wendung „Wenn’s passiert, passiert’s“. Diese Deutung steht auf der einen Seite in einem Zusammenhang mit der Sichtweise, dass man gar nicht so genau planen kann oder planen sollte, also mit einem „weichen“ Planungs begriff.

„Wir sagen, wenn es passiert, dann passiert es. Und so war es dann ja auch. Also wir haben jetzt nicht: Konkret jetzt muss es unbedingt, es muss jetzt funktionieren. Ne also, eher zufällig, wenn es passiert, passiert es“ (1-J/M-5); „Sagen wer mal so, dass es ganz klar war, dass wenn die Kinder, wenn das Kind kommt, dann kann des komme, wann’s will, ja? Speziell drauf hingschafft hemmer jetzt eigentlich net, dass mer also sage, muss jetzt, wird also bestimmte äh-äh-äh Eisprünge beobachtet oder sonst irgendwas, sondern mer hat eifach gsagt, also wenn’s klappt, klappts“ (3-A/M-64); „Ja, und dann war also, das zweite mehr oder weniger schon geplant. Zwar nich direkt geplant, wo man sacht, so jetzt müssen wir aber, dass endlich au was kommt, und des wurd eifach dann nich verhütet. Wenn’s passiert, passiert’s“ (2-J/N-46).

Dieses Motiv des „Wenn’s passiert, passiert’s“ ist eng mit regionalen Traditionen verbunden, in denen Kinder akzeptiert werden: in Leipzig im Zusammenhang mit der Selbstverständlichkeit von (ersten) Kindern, in Gelsenkirchen vor dem Hintergrund einer Arbeiterkultur mit Solidaritäts- und Familienwerten und in Freiburg Umland im Zusammenhang mit einer Familienorientierung und teilweise auch mit religiösen Werten. In den letzten beiden Regionen wurden auch nicht gewollte Schwangerschaften in hohem Maß akzeptiert und ausgetragen und die Abbruchrate ist niedrig.

²⁴⁹ Vgl. insbesondere HELFFERICH/BURDA 2001

Die Akzeptanz ist aber nicht voraussetzungslos. Die Zitate weisen schon darauf hin, dass es zumindest für **bestimmte** Männer oder Männer in **bestimmten** Situationen eben doch nicht so einfach passieren sollte. Die Familienplanung ist eher zweistufig: Zunächst gilt es, durchaus planend die Voraussetzungen zu schaffen, um eine Vaterschaft einzugehen oder zu begrüßen – eine abgeschlossene Ausbildung und/oder ein bestimmtes Lebensalter und ein Fundus an Erfahrungen (s. Kapitel 5.1). Anschließend kann auf Planung verzichtet werden und es „kann passieren, wenn’s passiert“. Das Motiv findet sich entsprechend vor allem bei Männern, die in einer sicheren Partnerschaft leben, die sich in einer beruflich konsolidierten Situation befinden und die über günstige materiale Voraussetzungen (bestimmte Höhe des Einkommens, bestimmte Größe des Wohnraums etc.) verfügen.

AGENCY UND FAMILIENFORSCHUNG: EIN AUSBLICK

In der Familienforschung wird die Rekonstruktion subjektiver Vorstellungen der Gestaltbarkeit von Familie gegenüber der Bildung von abstrakten Entscheidungsmodellen vernachlässigt. Im Alltagsverständnis kursieren Annahmen, dass Männer Familie aktiv entscheiden oder sogar ein besonderes Kontrollbedürfnis haben, und ebenso Vorstellungen, dass Familienplanung von Frauen vorgenommen und von Männern nur erlitten wird. Diese Vorstellungen reichen in der Regel kaum über die herkömmlichen Konzepte von **aktiv vs. passiv**, also von Handlungsmächtigkeit und Handlungssohnmacht, hinaus. Die rekonstruktiven Analysen der qualitativen Interviews im Rahmen des Projektes „männer leben“ zeigen jedoch ein sehr viel differenzierteres Bild. Das Konzept der Agency kann auch Handlungsäußerungen **jenseits von** oder **zwischen** „aktiv“ und „passiv“ erfassen und kann somit auch die subjektiven Formen der Beteiligung des Mannes an der Familienplanung sehr viel differenzierter verdeutlichen.

Insgesamt trägt die „Gewolltheit“ bei Männern durchaus auch den Charakter der – mitunter sogar **nachträglichen** – Akzeptanz. Damit kann man nicht sagen, dass Männer in besonderem Maße rational planend ihr reproduktives Leben gestalten, z. B. weil sie ohnehin rationaler an die Dinge des Lebens herangehen oder weil sie mit der Planung Unsicherheiten kompensieren.

In der theoretischen Konzeption lassen sich dabei Muster von Agency in Bezug auf drei Dimensionen unterscheiden:

- (1) Dimension der **Effektivität**: einer **aktiven effektiven Agency**, wie sie die Beispiele der **indirekten Agency**, aber auch der **konsensualen vs. individualisierten Agency** darstellen, kann eine **aktive ineffektive Agency** gegenübergestellt werden. Diese Form von Agency beschreibt zwar eine Aktivität, die aber als wirkungslos konzipiert wird. Diese Form fanden wir beim wiederholten Scheitern von Handlungsplänen trotz steter Bemühungen.

- (2) Dimension des Handlungsmodus **aktiv/passiv**: Neben der **aktiven** gibt es eine **passive Agency**. Dieser Typus entspricht dem klassischen sozialpsychologischen Konstrukt der Passivität, also des Erleidens der Handlungen anderer, bei denen die eigene Person Objekt ist.
- (3) Dimension der Handlungsursache bzw. des Akteurs: Neben der **personalen Agency**, bei der die Gestaltungsmacht einer Person – bei der WIR-Agency dem Paar – zugeordnet ist, wurde bereits die **anonyme Agency** beschrieben, wobei sich hier nochmals zwei makrologische Formen, die **kollektive Agency** und die **strukturelle Agency**, und eine mikrologische Form, die **situationale Agency des reinen Geschehnisses**, unterscheiden lassen.

Wenn wir eine Entwicklung skizzieren sollten, würden wir die These formulieren, dass die gemeinsame Agency nach wie vor zentral ist. Auch ist die Selbstverständlichkeit der kollektiven, anonymen und indirekten Agency zwar heute noch verbreitet, sie wird aber, so unsere Prognose, an Bedeutung verlieren. Insbesondere scheint nicht mehr voraussetzbar, dass sich eine konsensuale Agency des „Wir wollten beide Kinder“ mit der Heirat von selbst einstellt, sondern sie muss hergestellt werden. In den Erzählungen der jüngeren Männer tauchen sie selbst, aber auch ihre Freundinnen und Frauen zunehmend mit einer eigenen Agency auf, und damit wird die Herstellung des „Wir wollten beide“ komplizierter. Die Gestaltungsanforderung und die Notwendigkeit von Gestaltungsräumen, die die aktive Agency von „ihm“ und „ihr“ erst sinnvoll machen, stehen im Kontrast dazu, dass diese Rahmenbedingungen für das Leben mit Kindern und damit die Folgen, z. B. für die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, wenig überschaubar sind. Familienforschung und Familienpolitik kommen nicht umhin, ihre Aufmerksamkeit sowohl auf die Vorstellungen der Planbarkeit und Gestaltbarkeit von Familie auf Seiten der Männer als auch auf diejenigen der Frauen zu richten, aber auch auf das Zusammenfinden von beiden zu einer gemeinsamen Gestaltung der privaten Lebensformen.

8.4.2 HERSTELLUNG VON GEMEINSAMKEIT UND FORMEN VON AGENCY IN DISKURSKULTUREN

Männer, so besagte die Analyse, sind in ihrer Gestaltungsfähigkeit auf ihre Partnerin verwiesen. Dies sehen wir auch als Grund für die hohe Bedeutung, die der Herstellung von Gemeinschaftlichkeit und Konsens aus Sicht von Männern zukommt. Die Beteiligungsformen von Männern in der reproduktiven Biografieplanung, mit denen Gemeinschaftlichkeit hergestellt wird, können zwei unterschiedliche Formen haben, die hier als Kernelemente bzw. Pole in einem Kontinuum von **Diskurskulturen** aufgefasst werden: Der erste Pol wird von einer Form gebildet, bei der die Gemeinschaftlichkeit über den gemeinsamen Bezug auf das Normale und Übliche hergestellt wird; dies soll als **Diskurskultur des Normalen** bezeichnet werden, und diese zeichnet sich gerade dadurch aus, dass aufgrund des stillschweigenden Rekurses auf das Normale

eben **nicht diskursiviert** werden muss. Das „Normale“ kann dabei inhaltlich aber durchaus regional unterschiedlich gefasst sein, denn in Leipzig gab es eine andere „Normalität“ als in Freiburg Umland. Den zweiten Pol bildet eine Form, bei der Gemeinschaftlichkeit in der Familienplanung im Gespräch stetig hergestellt und erarbeitet werden muss. Hierfür verwenden wir die Bezeichnung der **Diskurskultur der stetigen Aushandlung zwischen zwei egalitären Individuen**.²⁵⁰ Diese Unterscheidung wurde exemplarisch bereits in Kapitel 7 entwickelt; hier soll sie nun zu den Formen von Agency allgemein in Bezug gesetzt werden.

Die **Diskurskultur des Normalen** konnte insbesondere bei älteren Männern und bei Männern aus ländlichen Regionen sowie bei Männern mit niedrigerer Qualifikation rekonstruiert werden. Sie zeichnet sich durch einen geringeren Thematisierungsgrad reproduktiver Gestaltungsaspekte aus, sowohl innerhalb der Partnerschaft als auch im Interview selbst. Der geringere Thematisierungsgrad ist darauf zurückzuführen, dass sich für diese Männer eine reproduktive Beteiligungsform der indirekten Agency oder der Agency, bei der die Gestaltungsmacht der Frau überlassen wird, finden lässt (s. Abschnitt 8.3.1). Die Strategie beinhaltet z. B. eine aktive Suche und Wahl der Partnerin nach dem Kriterium, ob bereits bei der Heirat ein **geteilter Konsens der Familienplanung** zwischen den beiden Partnern besteht, die Frau die Vorstellungen des Mannes teilt und beide sich auf „das Normale und Übliche“ rückbeziehen können. Dies impliziert in der Regel einen **Konsens über eine konventionelle Arbeitsteilung** zwischen den Geschlechtern.

„[Dann] haben wir uns nach einem Jahr verlobt, nach gut einem Jahr, meine Frau wollte eigentlich immer Kinder haben und ich wollte eigentlich auch immer Kinder haben, also ich hab gesagt, wenn ich irgendwann mal heirate, ohne, ohne Kinder auf keinen Fall, auf keinen Fall, also dann würde ich nicht heiraten. [...] Ja wir haben ganz, ganz offen drüber gesprochen, wir haben dann gesagt, meine Frau kam an, sie will ein Kind, hab ich gesagt: ist gar kein Thema, ne, also uns geht es gut, wir haben uns darauf vorbereitet auch, wir hatten uns damals auch ne größere Wohnung genommen“ (2-M/M-45).²⁵¹

Den anderen Pol des Kontinuums an Diskurskulturen bildet die **Diskurskultur der stetigen Aushandlung zwischen zwei egalitären Partnern**. Diese lässt sich insbesondere bei jüngeren und bei höher qualifizierten Männern und bei Männern aus der Erhebungsregion Freiburg finden. Diese Diskurskultur zeichnet sich durch einen hohen Thematisierungsgrad sowohl zwischen den beiden Partnern als auch im Interview selbst aus. Männer mit dieser Diskurskultur zeigen entsprechend eine individualisierte Agency des „Ich habe und sie hat“ und die diskursive Leistung besteht

250 Auf die Mischformen innerhalb dieses Kontinuums von Diskurskulturen wird hier nicht eingegangen.

251 Zum Motiv des Normalen in diesem Zusammenhang s. das Zitat des Erzählers im Abschnitt 8.3.1 „Die passt also zu mir – indirekte Agency“

darin, daraus ein „Wir wollen“ zu formen. Beide Partner sind – zumindest auf der Ebene der Ansprüche und des Denkens – gleichberechtigte und egalitäre Subjekte und Konsens ist in der Regel nicht von vornherein gegeben, sondern muss ausgehandelt werden. Zitate wurden bereits in Abschnitt 8.3.1 vorgestellt; ein ergänzendes Beispiel ist:

„Ja wie gesagt, wir wohnen schon relativ lang zusammen, das is jetzt nich direkt so, dass das frühzeitig n Thema war, aber äh meine Freundin is der Mensch, mit dem ich über alles Mögliche rede, über alles, was in irgendeiner Weise in ihr vorgeht, und in dem Moment, wo einen das mal bewegt oder wo meine Freundin das bewegt, ich kann heute nich mehr sagen, wer das Thema zuerst angesprochen hat, aber auf jeden Fall war's so, dass wir beide ne Meinung dazu hatten? Wir ham das besprochen, sind im Grunde genommen da auch zu ner einheitlichen Linie gekommen, es wechselt n bisschen zeitweise, dass meine Freundin das heute mal dringlicher ansieht und morgen mal weniger dringlich (stößt Luft aus). Im Wesentlichen bleibt des aber gleich vom Durchschnitt her, würd ich sagen“ (4-A/H-98).

8.5 DISKUSSION

Das Konzept der „Schwangerschaftskarrieren“ von MÜNZ und PELIKAN wurde in einer erweiterten Fassung genutzt, um die vielfältigen Informationen, die die Studie „männer leben“ bietet, strukturiert aufeinander zu beziehen und zum Bild eines komplexen Prozesses zusammenzufügen. Damit sind Differenzierungen möglich, die heute unter dem großen Stichwort „Kinderwunsch“ meist verschwinden, z. B. zwischen der Bereitschaft für Kinder, der Planung, der Gewolltheit und der Akzeptanz einer Schwangerschaft. SCHÄPER und KÜHN²⁵² waren bei ihrer qualitativen Studie zu dem Ergebnis gekommen, dass zwischen einer allgemeinen Bereitschaft für Kinder und der konkreten Planung zur Realisierung eines Kinderwunsches zu unterscheiden ist. In ihrer Stichprobe war ein Muster verbreitet, dass der erste Aspekt nicht einer bewussten und rationalen Entscheidung unterworfen war, bezogen auf die Umsetzung aber Planungsrationaltät gezeigt wurde. Mit dieser Differenzierung haben sich SCHÄPER und KÜHN in die Diskussion eingeschaltet, wie rational bezogen auf Kinder Entscheidungen getroffen werden, und ihre Antwort lautete: Auf den unterschiedlichen Stufen in dem gesamten Familienplanungsprozess können jeweils spezifische Kombinationen von nicht intentionalen und intentionalen Aspekten, von „Widerfahrnis“ und „bewusster Entscheidung“ angenommen werden. So mag eine ungewollte Schwangerschaft als „Widerfahrnis“ eingetreten sein, ihr Eintreten kann aber mit einer rationalen Entscheidung bearbeitet werden.

²⁵² SCHÄPER/KÜHN 2000



MÜNZ und PELIKAN überprüften in ihrer Befragung von Frauen eine Rationalitätshypothese: Rational wäre demnach eine Aufeinanderfolge der Prozesselemente (jeweils in Klammern: unsere Ergänzungen des Modells): (allgemeine Bereitschaft für ein Kind/Kinder) konkrete Kinderplanung (Geschlechtsverkehr und unterlassene Verhütung), Eintreten einer Schwangerschaft, freudiges Begrüßen der Schwangerschaft; die Intention, die Schwangerschaft auszutragen, ergibt sich wie von selbst und wird konsequent realisiert. Ebenso rational wäre es, bei fehlender Bereitschaft oder nicht vorhandener konkreter Kinderplanung sicher zu verhüten, eine nicht gewollte, trotz Verhütung eingetretene Schwangerschaft nicht freudig zu begrüßen, die Intention eines Abbruchs zu entwickeln und konsequent umzusetzen.

„RATIONALE“ UND „NICHT RATIONALE“ WEGE ZU EINER SCHWANGERSCHAFT

Die Rationalitätshypothese erweist sich aber als begrenzt aussagefähig²⁵³: Bereits die Studie „frauen leben“ hatte gezeigt, dass der Kinderwunsch keineswegs immer eindeutig bestimmbar war²⁵⁴, keineswegs immer sicher verhütet wurde, wenn kein Kinderwunsch vorhanden war, auch ungewollte Schwangerschaften freudig begrüßt wurden und etwa jede zweite dieser ungewollten Schwangerschaften ausgetragen wurde.²⁵⁵ Das Prozessmodell, das bereits „frauen leben“ zu Grunde lag, ist gerade brauchbar in der Erfassung der Abweichungen von dem idealtypisch als rational entworfenen Konzept der „Schwangerschaftskarrieren“ – Abweichungen, die bedeuten, dass die vorherige Stufe nicht die folgende Entscheidung vollständig im Sinne einer logischen und rationalen Folge determiniert. Voraussetzung für die differenzierte Analyse ist, dass z. B. das „ein Kind (später/nicht/zwiespältig) wollen“ und die (unterlassene) Verhütung sowie die Reaktion, wenn eine Schwangerschaft eingetreten ist, erhoben werden. Die Studie „männer leben“ leistet dies und liefert uns ein Bild von einem breiten „Pfad der Gewolltheit“, aber auch von anderen, mit Widersprüchen und Ambivalenzen behafteten, nicht rationalen²⁵⁶ Pfaden zu einem Kind oder einem Schwangerschaftsabbruch.

Die Bedeutung einer unterlassenen Verhütung, obwohl kein Wunsch nach einem Kind bestand – was bei einer Schwangerschaft, die später hätte eintreten sollen, als Zeichen einer Offenheit gegenüber dem möglichen Eintreten einer Schwangerschaft interpretiert wurde –, hatten wir bereits bei „frauen leben“ gefunden: Es sprach nicht genug gegen ein Kind, um sicher zu verhüten, aber auch nicht genug für ein Kind, um die Planung gezielt voranzutreiben.

253 Vgl. zur Kritik an dem Paradigma: BURKART 1994

254 SCHÄPER/KÜHN 2000: 195

255 HELFFERICH ET AL. 2001: 145 ff., 194 und 214

256 „Nicht rational“ ist nicht gleichbedeutend mit „irrational“, sondern zielt auf unbewusste und/oder widersprüchliche, ambivalente Haltungen; vgl. GLOGER-TIPPELT/GOMILLE/GRIMMIG 1993.

WECHSELSEITIGE BEEINFLUSSUNG VON KINDERWUNSCH UND (MÖGLICHER) KINDERZAHL

Auch in einem weiteren Punkt sind die Ergebnisse von Kapitel 8 geeignet, die bestehenden Annahmen zu differenzieren. Üblicherweise wird angenommen, dass erst der Kinderwunsch besteht, und dann wird er umgesetzt. Zum einen sehen wir, dass die allgemeine Vorstellung von Kindern bei Männern mehr oder weniger lange „schlafen“ kann, bis sie aktualisiert wird. Dies bedeutet nicht, dass Männer dezidiert und von vornherein gegen Kinder sind. Das „Schlafen“ der Vorstellung von Kindern und die geringe Ablehnung von Kindern wurden auch in anderen Untersuchungen für junge Männer gefunden.²⁵⁷ In einem Teil der Fälle wurde die Vorstellung erst durch das Eintreten einer Schwangerschaft geweckt. Auch was die weitere Entwicklung des Kinderwunsches im Lebenslauf angeht, so haben wir Hinweise, dass nicht nur ein Kinderwunsch der Realisierung vorausgeht, sondern dass er auch den Möglichkeiten, Kinder zu haben, angepasst und dabei reduziert werden kann. Der Kinderwunsch und seine Realisierung stehen demnach eher in einem Verhältnis einer wechselseitigen Beeinflussung als in einer unidirektionalen Beziehung von „erst Wunsch, dann Kind“.

Die Ergebnisse werfen auch ein neues Licht auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Frauen und Männern bezogen auf die Familienplanung. In der Frage der Gewolltheit der Schwangerschaften unterscheiden sich die jeweils aus der männlichen Perspektive bei „männer leben“ und aus der weiblichen Perspektive bei „frauen leben“ berichteten Einstellungen der Partnerin oder des Partners von den eigenen kaum. Nur selten wurde der Wunsch der Frauen aus Sicht der Männer als deutlicher beschrieben. Und Männer sind keineswegs „rationaler“ als Frauen: Wie auch bei Frauen in „frauen leben“ gibt es eine relativ hohe Akzeptanz ungewollter reproduktiver Ereignisse – z. B. ungewollter Schwangerschaften – auf Seiten der Männer. Das in den „Akzeptanzkulturen“, z. B. im Freiburger Umland, gängige Motiv des „Wenn’s passiert, passiert’s“ wird von Frauen wie von Männern getragen.

Im Unterschied zu den Frauen präsentieren die befragten Männer in „männer leben“ aber, wenn sie mit ihren eigenen Worten die Familienplanung im Lebenslauf schildern, ein weniger aktives, entscheidungs- und gestaltungsmächtiges Ich als die Frauen in „frauen leben“. Die indirekten Strategien und die komplizierten Konstruktionen z. B. des „ungewollten Wollens“, aber auch die hohe Bedeutung der Herstellung von Gemeinsamkeit in einer zwischen Frau und Mann asymmetrischen Ausgangssituation zeigen noch einmal, wie auch in Kapitel 7 bezogen auf Verhütung, die unterschiedliche Verortung von Frauen und Männern in der Familienplanung und eine größere Planungsdistanz von Männern.

257 Eine Übersicht über Studienergebnisse: HELFFERICH/FICHTNER 2001: Anhang

Die Herstellung von Gemeinsamkeit unterliegt in ihren Formen aber einem Wandel: Bei einem traditionellen Familienverständnis im Westen konnte sie sich auf die Einigkeit beziehen, dass der arbeitsteilige Beitrag beider Partner zur Familie „normal“ ist, bei dem traditionellen Verständnis der DDR konnte die reproduktive Autonomie der Frau überlassen werden – und dennoch Familienplanung als Gemeinsames verstanden werden. Bei jüngeren Frauen und Männern müssen die Interessen wechselseitig ausgehandelt werden. So mündet die Studie „männer leben“ in Ergänzung zur Studie „frauen leben“ in die Diagnose, dass die Partnerschaftlichkeit und die Gemeinsamkeit bezogen auf die Familiengründung einen hohen Stellenwert haben, die Herstellung der Gemeinsamkeit aber schwieriger geworden ist.

AHRENS, W. ET AL. (1998): Messung soziodemografischer Merkmale in der Epidemiologie, in: Schriften des ROBERT-KOCH-INSTITUTS, Heft 1, MMV Verlag, München

ALLISON, P. D. (1995): Survival Analysis Using the SAS-System: A Practical Guide, SAS Institute, Cary, NC

AMT FÜR STATISTIK UND WAHLEN (2000): Statistisches Jahrbuch der Stadt Leipzig, Stadt Leipzig, Leipzig

APPELT, H. (1984): Determinanten der Kontrazeption, in: TEWES, U. (Hg.): Angewandte Medizinpsychologie, Fachbuchhandlung f. Psychologie, Frankfurt (M.), S. 374 – 381

BARTH, E.; STRAUSS, B. (1986): Männer & Verhütung. Ergebnisse einer Untersuchung und Überlegungen zur Entwicklung von Empfängnisverhütung, Holtzmeier, Braunschweig

BBR (2001/2004): INKAR. Aktuelle Daten zur Entwicklung der Städte, Kreise und Gemeinden

BERTRAM, H. (1995): Regionale Vielfalt und Lebensformen, in: NAUCK, B./ ONNEN-ISEMANN, C. (Hg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung, Luchterhand, Neuwied, S. 123 – 148

BERTRAM, H. (1996): Familienentwicklung und Haushaltsstrukturen, in: STRUBELT, W. ET AL. (Hg.): Städte und Regionen. Räumliche Folgen des Transformationsprozesses, Leske + Budrich, Opladen, S. 183 – 215

BERTRAM, H.; DANNENBECK, C. (1995): Familien in städtischen und ländlichen Regionen, in: BERTRAM, H. (Hg.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Leske + Budrich, Opladen, S. 9 – 112

BIEN, W.; LANGE, A. (2005): Zu wenig und die „Falschen“? Kinderlosigkeit als komplexes Bedingungsgeflecht, in: DJI Bulletin, Frühjahr 2005, DJI, München, S. 3

BLOSSFELD, H.-P.; TIMM, A. (2003): Educational systems as marriage markets in modern societies: A conceptual framework, in: DIESELBEN (Hg.): Who Marries Whom? Educational Systems as Marriage Markets in Modern Societies, Kluwer Academic Publisher, Dordrecht, S. 1 – 18

- BLOSSFELD, H.-P.; TIMM, A. (2003b): Who marries whom in West-Germany? In: DIESELBEN (Hg.): Who Marries Whom? Educational Systems as Marriage Markets in Modern Societies, Kluwer Academic Publisher, Dordrecht, S. 19 – 35
- BLOSSFELD, H.-P. (1995): Techniques of event history modeling: new approaches to causal analysis, Lawrence Erlbaum Associates, Inc., Mahwah, New Jersey
- BMFSFJ (Hg.) (2002): Bericht zur gesundheitlichen Situation von Frauen in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Entwicklung in West- und Ostdeutschland, Kohlhammer, Stuttgart
- BMFSFJ (Hg.) (2002): Frauen in Deutschland. Von der Frauen- zur Gleichstellungspolitik, BMFSFJ, Berlin
- BOHNSACK, R. (1993): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Leske + Budrich, Opladen, 2. Aufl.
- BOHNSACK, R. ET AL. (2003): Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung, Leske + Budrich, Opladen
- BURKART, G. (1999): Liebe, Partnerschaft, Elternschaft, in BZGA (Hg.): Wissenschaftliche Grundlagen, Teil 3 – Familienplanung, Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Köln, S. 111 – 129
- BURKART, G. (1997): Lebensphasen – Liebesphasen. Vom Paar zur Ehe zum Single und zurück? Leske + Budrich, Opladen
- BURKART, G. (1994): Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien, Enke, Stuttgart
- BURKART, G.; KOHLI, M. (1992): Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie, Piper, München/Zürich
- BUNDESZENTRALE FÜR GESUNDHEITLICHE AUFKLÄRUNG (BZGA) (2003): Verhütungsverhalten Erwachsener 2003. Ergebnisse einer repräsentativen Befragung 20- bis 44-Jähriger, Köln
- BZGA (2002): Aids im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik Deutschland 2001 – Wissen, Einstellungen und Verhalten zum Schutz vor Aids. Eine Wiederholungsstudie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Endbericht April 2002, Köln
- BZGA (Hg.) (2001): Jugendsexualität, Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern, Ergebnisse der Repräsentativbefragung aus 2001, Köln

BZGA (Hg.) (1996): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern, Kurzzusammenfassung der Ergebnisse. Eine Wiederholungsbefragung im Auftrag der BZGA, Stand: Januar 1996, Köln

CUYVERS, P. (2000): Partnerinteraktion und reproduktive Entscheidung in den Niederlanden, in: BZGA (Hg.): Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel, Dokumentation der Tagung „Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel“ vom 27. bis 29.2.2000 in Freiburg, Köln, S. 61 – 67

DANNENBECK, C.; STICH, J. (2002): Sexuelle Erfahrungen im Jugendalter – Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis, in: BZGA (Hg.), Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung, Köln

DEPPERMAN, A. (2001): Gespräche analysieren, Leske + Budrich, Opladen

DIEKMANN, A.; MITTER, P. (1993): Methoden der Ereignisanalyse in der Bevölkerungssoziologie: Stand und Probleme, in: DIEKMANN A./WEICK, S. (Hg.): Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse, Duncker & Humblot, Berlin, S. 20 – 65

DIEKMANN, A.; WEICK, S. (Hg.) (1993): Der Familienzyklus als sozialer Prozess. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisanalyse, Duncker & Humblot, Berlin

DORBITZ, J.; LENGERER, A.; RUCKDESCHEL, K. (2005): Einstellungen zu demografischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study in Deutschland, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BIB) beim Statistischen Bundesamt, BIB, Wiesbaden

FICHTNER, J. (1999): Über Männer und Verhütung. Der Sinn kontrazeptiver Praxis für Partnerschaftsstile und Geschlechterverhältnis, Waxmann, Münster u. a.

FISCHER, W.; KOHLI, M. (1987): Biographieforschung, in: Voges, W. (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Leske + Budrich, Opladen, S. 23 – 25

FUCHS, A. (1985): Jugend als Lebenslaufphase, in: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.): Jugendliche und Erwachsene '85: Generationen im Vergleich, Bd. 1, Leske + Budrich, Opladen, S. 195 – 263

GABLER, S.; HÄDER, S. (1999): Erfahrungen beim Aufbau eines Auswahlrahmens für Telefonstichproben in Deutschland, in: ZUMA-Nachrichten, 23. Jg., H. 44, S. 45 – 61



GLOGER-TIPPELT, G.; GOMILLE, B.; GRIMMIG, R. (1993): Der Kinderwunsch aus psychologischer Sicht, Leske + Budrich, Opladen

HÄDER, S. (2000): Telefonstichproben, ZUMA-How-to-Reihe Nr. 6, ZUMA, Mannheim

HÄDER, S. (1996): Wer sind die „Nonpubs“? Zum Problem anonymer Anschlüsse bei Telefonumfragen, in: ZUMA-Nachrichten, 20, 39, S. 45 – 68

HANK, K. (2003): Räumlicher Kontext und das Heiratsverhalten westdeutscher Männer in den 1980er und 1990er Jahren, in: MPIDR Working Paper WP 2003-003

HANK, K. (2002): Eine Mehrebenenanalyse regionaler Einflüsse auf die Familiengründung westdeutscher Frauen in den Jahren 1984 bis 1999, in: MPIDR Working Paper WP 2002-021

HELFFERICH, C. (2005): „Das erste Mal“. Männliche sexuelle Initiation in Geschlechterbeziehungen, in: KING, V./FLAAKE, K. (Hg.): Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein, Campus, Frankfurt (M.)

HELFFERICH, C. (2005b): „männer leben“ und „frauen leben“ – der „kleine Unterschied“ in der Familienforschung, in: BZGA (Hg.): männer leben. Familienplanung und Lebensläufe von Männern – Kontinuitäten und Wandel, Dokumentation der Tagung „männer leben – ein anderer Blick auf den Geburtenrückgang“ vom 12. bis 13.9.2004 in Freiburg, Köln, S. 53 – 61

HELFFERICH, C. (2004): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden

HELFFERICH, C. (2001): Einstellungen von Frauen zu Planbarkeit und Machbarkeit in der Familienplanung. Nicht veröffentlichter Bericht im Auftrag der BZGA: Sonderauswertung „frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung“, Köln

HELFFERICH, C. (2000): Reproduktive Kulturen in Ost und West – Kontinuitäten und Wandel, in BZGA (Hg.): Familienplanung und Lebensläufe von Frauen – Kontinuitäten und Wandel, Dokumentation der Tagung „Lebensläufe und Familienplanung von Frauen – Kontinuitäten und Wandel“ vom 27. bis 29.2.2000 in Freiburg, Köln, S. 22 – 29

HELFFERICH, C. (1999): Lebenslauf und Familienplanung, in BZGA (Hg.): Wissenschaftliche Grundlagen – Teil 3, Familienplanung, Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Köln, S. 7 – 27

HELFFERICH, C. ET AL. (2005): Familienentwicklung als Transformation von Männlichkeit. Retrospektive Deutung der Gestalt und der Gestaltung der Familienbiografie von Männern mit Hauptschulabschluss, in: TÖLKE, A./HANK, K. (Hg.): Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 73 – 99

HELFFERICH, C. ET AL. (2001): frauen leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung, in: BZGA (Hg.): Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung, Köln

HELFFERICH, C.; BURDA, S. (2001): Einstellungen von Frauen zu Planbarkeit und Machbarkeit in der Familienplanung unter besonderer Berücksichtigung des Aspektes „präinatale Diagnostik“. Abschlussbericht im Auftrag der BZGA, SOFFI K./BZGA, Freiburg/Köln

HELFFERICH, C.; FICHTNER, J. (2001): Expertise: Männer und Familienplanung. Im Auftrag der BZGA, SOFFI K., Freiburg: unveröffentlichte Expertise

HELFFERICH, C.; KANDT, I. (1996): Wie kommen Frauen zu Kindern? Die Rolle von Planung, Wünschen und Zufall im Lebenslauf, in: BZGA (Hg.): Kontrazeption, Konzeption, Kinder oder keine. Dokumentation einer Expertentagung, Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung, Köln, S. 51 – 78

HELFFERICH, C.; KARMAUS, W.; STARKE, K. (1999): frauen leben – Lebensläufe und Familienplanung. Konzeption eines Forschungsprojektes im Auftrag der BZGA, in: BZGA (Hg.): Wissenschaftliche Grundlagen – Teil 3, Familienplanung, Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung, Köln, S. 29 – 49

HELFFERICH, C.; KLINDWORTH, H.; KRUSE, J. (2004): Verhütung: Verhalten und Orientierungen. Frauen und Männer im Vergleich. Abschlussbericht im Auftrag der BZGA, SOFFI K./BZGA, Freiburg/Köln

HELFFERICH, C.; KLINDWORTH, H.; WUNDERLICH, H. (2004): männer leben. Eine Studie zu Lebensläufen und Familienplanung, Basisbericht, BZGA, Köln

HÖHN, C. (1982): Der Familienzyklus – zur Notwendigkeit einer Konzepterweiterung, Boldt, Boppard am Rhein, Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Bd. 12

HULLEN, G. (1998): Lebensverläufe in West- und Ostdeutschland. Längsschnittanalysen des deutschen „Family and Fertility Surveys“, Leske + Budrich, Opladen



HUNINK, J. (1995): Familienentwicklung und Haushaltsgründung in der DDR: vom traditionellen Muster zur instrumentellen Lebensplanung? In: NAUCK, B. ET AL. (Hg.): Familie und Lebenslauf im gesellschaftlichen Umbruch, Enke, Stuttgart, S. 1 – 25

INSTITUT FÜR DEMOSKOPIE ALLENSBACH (2005): Das subjektive Zeitfenster für die Elternschaft, abrufbar über:

<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Pressestelle/Pdf-Anlagen/allensbach-zeitfenster-kurzfassung.property=pdf.pdf>, 28.9.2005

INSTITUT FÜR SOZIAL UND PRÄVENTIVMEDIZIN DER UNIVERSITÄT LAUSANNE (1997): Jugendliche und ihre Sexualität. Situationen, Kommunikation und Entscheidungen im Liebes- und Sexualleben von Jugendlichen, Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Lausanne/Zürich

KASSNER, K.; RÜHLING, A. (2004): „Nicht nur am Samstag gehört Papa mir!“ Väter in egalitären Arrangements von Arbeit und Leben, in: TÖLKE, A./HANK, K. (Hg.): Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 235 – 264

KEDDI, B.; SEIDENSPINNER, G. (1991): Arbeitsteilung und Partnerschaft, in: BERTRAM, H. (Hg.): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Leske + Budrich, Opladen, S. 159 – 192

KELLE, U.; KLUGE, S. (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, Leske + Budrich, Opladen

KLEIN, T. (2003): Die Geburt von Kindern in paarbezogener Perspektive, in: Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg., H. 6, S. 506 – 527

KLEIN, T.; FISCHER-KERLI, D. (2000): Die Zuverlässigkeit retrospektiv erhobener Lebenslaufdaten. Analysen zur Partnerschaftsbiographie des Familiensurvey, in: Zeitschrift für Soziologie, 29 Jg., H. 4, S. 294 – 312

KLINDWORTH, H.; WALTER, W.; HELFFERICH, C. (2005): Frühe erste Vaterschaft – ein intendierter, passender Übergang? In: TÖLKE, A./HANK, K. (Hg.): Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 152 – 177

KLUGE, N.; SCHMID-TANNWALD, I. (1998): Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen und ihrer Eltern, in: BZGA (Hg.), Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Köln

KNOPF, M.; LANGE, C. (1993): Verhütung, Schwangerschaft und Abtreibung, in: SCHMIDT, G. (Hg.): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder, Enke, Stuttgart, S. 145 – 153

KOHLI, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37. Jg., H. 1, S. 1 – 29

KOHLI, M.; ROBERT, G. (Hg.) (1984): Biografie und soziale Wirklichkeit, Metzler, Stuttgart

KOPPESCH, C.; BURKART, G. (1999): Die Illusion der Emanzipation: zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich, UVK, Konstanz

KREYENFELD, M.; HUININK, J. (2003): Der Übergang zum ersten und zweiten Kind – ein Vergleich zwischen Familiensurvey und Mikrozensus, in: BIEN, W./MARBACH, J. H. (Hg.): Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familiensurvey. DJI: Familiensurvey 11, Leske + Budrich, Opladen

LAKOFF, G.; JOHNSON, M. (2003): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern, Carl Auer, Heidelberg

LANDESAMT FÜR DATENVERARBEITUNG UND STATISTIK NRW (2002): Bevölkerung am 31.12.2000 nach Geschlecht, Staatsangehörigkeit und Altersjahren für die kreisfreie Stadt Gelsenkirchen, Landesdatenbank, [http://www.ldb.lids.nrw.de/QKS/DO=EXEC+'D2300.IWWW.CLIST\(DWW-MIX\)'?P_%23J=00&BE=055130000&SUCH=&FORT3=Recherche+starten](http://www.ldb.lids.nrw.de/QKS/DO=EXEC+'D2300.IWWW.CLIST(DWW-MIX)'?P_%23J=00&BE=055130000&SUCH=&FORT3=Recherche+starten), 25.9.2005

LIMBACH, J. (1988): Die Entwicklung des Familienrechts seit 1949, in: NAVE-HERZ, R. (Hg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Enke, Stuttgart, S. 11 – 35

LOOS, P.; SCHÄFFER, B. (2001): Das Gruppendiskussionsverfahren, Leske + Budrich, Opladen

LUCIUS-HOENE, G.; DEPPERMAN, A. (2002): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Leske + Budrich, Opladen

MANNHEIM, K. (1980): Strukturen des Denkens, Suhrkamp, Frankfurt/M.

MASCHEWSKY-SCHNEIDER, U. (1994): Epidemiologische Grundlagen der Frauengesundheitsforschung in den Public-Health-Wissenschaften, ein Beispiel aus den USA und Perspektiven für die Bundesrepublik, in: HELFFERICH, C./TROSCHKE



- J. v. (Hg.): Der Beitrag der Frauengesundheitsforschung zu den Gesundheitswissenschaften/Public Health in Deutschland, Koordinierungsstelle Gesundheitswissenschaften/Public Health, Freiburg, S. 59 – 74
- MARHENKE, W. (1997): Telefonanschlussdaten als Auswahlgrundlage, in: Gabler, S./HOFFMEYER-ZLOTNIK, J. (Hg.): Stichproben in der Umfragepraxis, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 207 – 220
- MERKENS, H. (2000): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion, in: FLICK, U./v. KARDORFF, E./STEINKE, I. (Hg.): Qualitative Sozialforschung, Klett-Cotta, Stuttgart, S. 171 – 204
- MERKENS, H. (1997): Stichproben bei qualitativen Studien, in: FRIEBERTSHÄUSER, B./PRENGEL, A. (Hg.): Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft, Juventa, Weinheim/München, S. 97 – 106
- METZ-GÖCKEL, S.; MÜLLER, U. (1986): Der Mann: die BRIGITTE-Studie, Beltz, Weinheim
- MIDDENDORF, E. (2004): Studieren mit Kind in der Bundesrepublik Deutschland, in: VEDDER, G. (Hg.): Familiengerechte Hochschule. Analysen – Konzepte – Perspektiven, Gemeinnützige Hertie-Stiftung, Frankfurt (M.), S. 28 – 147
- MÜNZ, R.; PELIKAN, J. M. (1978): Geburt oder Abtreibung. Eine soziologische Analyse von Schwangerschaftskarrieren, Jugend und Volk, Wien/München
- NICKEL, B. ET AL. (1995): Einfluss neuer gesetzlicher Regelungen auf das Verhütungsverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener, in: BZGA (Hg.), Forschung und Praxis der Sexuaufklärung und Familienplanung, Köln
- NAUCK, B., (1995): Regionale Milieus von Familien in Deutschland nach der politischen Vereinigung, in: NAUCK, B./ONNEN-ISEMANN, C. (Hg.): Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung, Luchterhand, Neuwied, S. 91 – 121
- NAUCK, B. ET AL. (Hg.) (1995): Familie und Lebenslauf im gesellschaftlichen Umbruch, Enke, Stuttgart
- OETER, K. (1984): Entscheiden und Handeln, Enke, Stuttgart
- ROSENTHAL, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biografischer Selbstbeschreibungen, Campus, Frankfurt (M.)

SCHÄPER, H.; KÜHN, T. (2000): Zur Rationalität familialer Entscheidungsprozesse am Beispiel des Zusammenhangs zwischen Berufsbiografie und Familiengründung, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 3. Beiheft, S. 124 – 145

SCHMIDT, G. (1995): Emanzipation und der Wandel heterosexueller Beziehungen, in: DÜRING, S./ HAUCH, M. (Hg.): Heterosexuelle Verhältnisse, Enke, Stuttgart, S. 1 – 13

SCHMITT, CH. (2005): Kinderlosigkeit bei Männern. Geschlechtsspezifische Determinanten ausbleibender Elternschaft, in: TÖLKE, A./HANK, K. (Hg.): Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung, in: Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S. 73 – 99

SCHMITT, CH.; WINKELMANN, U. (2005): Wer bleibt kinderlos? Sozialstrukturelle Daten zur Kinderlosigkeit von Frauen und Männern, in: DIW, Discussion Papers 473, DIW, Berlin

SCHNEIDER, N. (1999): Gewollt kinderlose Paare, in: BZGA (Hg.): Wissenschaftliche Grundlagen – Teil 3, Familienplanung, Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung, Köln, S. 95 – 108

SCHNEIDER, N. (1994): Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970 – 1992, Enke, Stuttgart

SCHNEIDER, N. ET AL. (1995): Familie im gesellschaftlichen Umbruch – nachholende oder divergierende Modernisierung? In: NAUCK, B. ET AL. (Hg.): Familie und Lebenslauf im gesellschaftlichen Umbruch, Enke, Stuttgart, S. 1 – 25

SCHULTE, W. (1997): Telefon- und Face-to-Face-Umfragen und ihre Stichproben. Allgemeine Bevölkerungsumfragen in Deutschland, in: GABLER, S./HOFFMEYER-ZLOTNIK, J. (Hg.): Stichproben in der Umfragepraxis, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 148 – 195

SELTING, M. ET AL. (1998): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT), in: Linguistische Berichte 173, 91-122

SHEVKY, E.; BELL, W. (2002): Sozialraumanalyse, in: RIEGE, M./SCHUBERT, H. (Hg.): Sozialraumanalyse, Leske + Budrich, Opladen

STATISTISCHES BUNDESAMT (2004): 4,6 % mehr Hochschulabsolventen, Pressemitteilung vom 27. September 2004, abrufbar über: <http://www.destatis.de/presse/deutsch/pm2004/p4100071.htm>, 2.8.2005



STATISTISCHES LANDESAMT BADEN-WÜRTTEMBERG (2002): Bevölkerung am 31.12.2002 nach Kreisen, Alter, Geschlecht und Familienstand aus Bevölkerungsfortschreibungsstatistik (Stadt Freiburg, Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald, Landkreis Emmendingen), Mitteilung vom 28.8.2002, Stuttgart

STROHMEIER, K. P. (2002): Bevölkerungsentwicklung und Sozialraumstruktur im Ruhrgebiet, Reihe Demografischer Wandel der Projekt Ruhr GmbH, Essen

STROHMEIER, K. P. (1985): Familienentwicklung in Nordrhein-Westfalen. Generatives Verhalten im sozialen und regionalen Kontext, Heft 47d, Schriftenreihe des Ministerpräsidenten des Landes NRW, Düsseldorf

STROHMEIER, K. P.; SCHULZE, H. J. (1995): Die Familienentwicklung der achtziger Jahre in Ost- und Westdeutschland im europäischen Kontext, in: NAUCK, B. ET AL. (Hg.): Familie und Lebenslauf im gesellschaftlichen Umbruch, Enke, Stuttgart, S. 26 – 38

TNS EMNID (2002): Familienplanung Männer. Methodische Dokumentation, Manuskript, TNS EMNID Bielefeld

TÖLKE, A.; HANK, K. (2005): Männer und Familie: vom Schattendasein ins Rampenlicht. Familiengründung im Kontext der beruflichen Entwicklung, in: BZGA (Hg.): männer leben. Familienplanung und Lebensläufe von Männern – Kontinuitäten und Wandel, Dokumentation der Tagung „männer leben – ein anderer Blick auf den Geburtenrückgang“ vom 12. bis 13.9.2004 in Freiburg, Köln, S. 96 – 105

TÖLKE, A.; HANK, K. (Hg.) (2005): Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, VS-Verlag, Wiesbaden

TÖLKE, A.; DIEWALD, M. (2003): Berufsbiografische Unsicherheiten und der Übergang zur Elternschaft bei Männern, in: BIEN, W./MARBACH, J. H. (Hg.): Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familiensurvey, DJI: Familiensurvey 11, Leske + Budrich, Opladen, S. 349 – 384

VON DER HEYDE, C. (1997): Random-Route und Telefon. Struktur von Telefonhaushalten, in: GABLER, S./HOFFMEYER-ZLOTNIK, J. (Hg.): Stichproben in der Umfragepraxis, Westdeutscher Verlag, Opladen, S. 196 – 206

VON DER LIPPE, H. (2005): Dimensionen und Determinanten des Kinderwunsches von Männern, in: TÖLKE, A./HANK, K. (Hg.): Männer – das „vernachlässigte“ Geschlecht in der Familienforschung, Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 4, VS-Verlag, Wiesbaden, S. 44 – 70

VOIGT, M. ET AL. (2005): Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Deutschland: ein Ost-West-Vergleich von Wöchnerinnen, in: Deutsches Ärzteblatt online, 4.2.2005, www.aerzteblatt.de/aufsaeetze/0502, 3.3.2005

WIRTH, H.; DÜMMLER, K. (2004): Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. Eine Kohortenanalyse auf der Basis von Mikrozensusdaten, in: ISI 32, Informationsdienst soziale Indikatoren, Ausgabe 32, Juni 2004, S. 1 – 6

WUNDERLICH, H.; HELFFERICH, C.; KLINDWORTH, H. (2004): Im Westen nichts Neues – und im Osten? Ergebnisse der Studie „männer leben“ zur Koordination von Beruf und Familie, in: BZGA (Hg.): Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, Heft 3, Köln, S. 19 – 25

SONDERAUSWERTUNGEN

BZGA (1994): Aids im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik, Sonderauswertung 1994

BZGA (1997): Aids im öffentlichen Bewusstsein der Bundesrepublik, Sonderauswertung 1997

10

ANHANG

**ANHANG A:
STICHPROBENBESCHREIBUNG**

**ANHANG B:
ERGÄNZUNGEN ZUR METHODE
UND STICHPROBENGÜTE**

ANHANG A: STICHPROBENBESCHREIBUNG

A 1 BEGRÜNDUNGEN FÜR AUSWAHLENTSCHEIDUNGEN

Die Bestimmung der Altersgruppe und die Wahl der Erhebungsregionen gehören zu den wesentlichen forschungsstrategischen Entscheidungen, die im Vorfeld der Studie „männer leben“ getroffen werden mussten. Die Festlegung auf 25- bis 54-jährige Männer in Privathaushalten und die Entscheidung für die vier Regionen Freiburg Stadt, Freiburg Umland, Gelsenkirchen und Leipzig begründen sich folgendermaßen:

FESTLEGUNG DER ALTERSGRENZEN

Im Altersbereich bis 24 Jahre existiert eine breite Datengrundlage zur Sexualität und zum Verhütungsverhalten bei jungen Erwachsenen²⁵⁸.

Die gewählte Altersspanne umfasst die für Männer durchschnittlich anzunehmende Phase der Berufstätigkeit und der Einbindung in eine eigene Familie. Dabei berücksichtigt die obere Altersgrenze die biologische Möglichkeit von Männern zur Zeugung von Kindern im höheren Lebensalter und zur zweiten Familiengründung. Sie erlaubt es, das Phänomen der „späten Vaterschaft“ einzubeziehen und der Frage nachzugehen, was die Tatsache einer biografisch längeren reproduktiven Phase für die Gestaltung des privaten Lebens bedeutet. Sie ist aber so begrenzt, dass nicht ein zu großer Anteil von Männern erfasst wird, für den die reproduktive Phase sehr weit zurückliegt und reproduktive Ereignisse kaum noch eintreten.

AUSWAHL DER REGIONEN

Bei der Auswahl der Erhebungsregionen wurde ein größtmöglicher Kontrast der sozialräumlichen Bedingungen angestrebt. Hierbei bilden die Achsen Stadt-Land, Nord-Süd, Ost-West sowie die Verteilung der Wirtschaftssektoren die wesentlichen Bezugspunkte der Auswahl. Dabei standen die Regionen tendenziell für folgende Schwerpunkte:

Gelsenkirchen: städtisch (Ballungsraum Ruhrgebiet), westdeutsch, Industriesektor,
Freiburg: städtisch, südwestdeutsch, Universitätsstadt, Dienstleistungssektor,
Freiburg Umland: ländlich, südwestdeutsch,
Leipzig: städtisch, ostdeutsch, Universitätsstadt, Industrie- und Dienstleistungssektor.

²⁵⁸ S. z. B. BZgA 1998

Eine heterosexuelle Orientierung war keine Vorbedingung für die Teilnahme und eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft kein Ausschlussgrund. Gab ein Befragter bei den Fragen nach dem Familienstand zu erkennen, dass er einen männlichen Partner habe, wurde der Text im Fragebogen damit ergänzt, dass die heterosexuellen Männer bitte die Begriffe „Partnerin“ oder „Ehefrau“ für sich in „Partner“ übersetzen sollen. Im Folgenden wurden dann Männer mit einem gleichgeschlechtlichen Partner wie alle anderen Männer behandelt. In der Studie „männer leben“ gaben zehn von 1.503 Männern eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft an.²⁵⁹ Wir haben daraus geschlossen, dass sich homosexuelle Probanden von der Fragestellung der Studie weniger angesprochen fühlten.

259 In der Studie „frauen leben“ hatten sechs von 1.468 befragten Frauen eine Partnerschaft mit einer Frau angegeben.

A 2 DIE STICHPROBE DER STANDARDISIERTEN BEFRAGUNG

TABELLE A-1: STICHPROBENBESCHREIBUNG DER TELEFONBEFRAGUNG DER STUDIE „MÄNNER LEBEN“

Erhebungsregion*	Gelsen- kirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig	Gesamt
Alter*	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 302	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 1.503
25–29	8,2	10,0	15,2	10,9	10,8
30–34	22,0	15,6	16,6	20,7	19,2
35–39	22,0	25,3	26,5	24,0	24,2
40–44	16,7	23,6	17,6	18,2	18,7
45–49	18,0	18,3	12,6	13,6	15,6
50–54	13,1	7,3	11,6	12,7	11,5
Familienstand*	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 1.502
Verheiratet, m. Partner zusammenlebend	66,0	74,8	53,8	55,6	62,2
Verheiratet, in Trennung lebend	1,3 (6)	1,7 (5)	1,3 (4)	1,1 (5)	1,3
Geschieden	5,3	3,3	5,7	8,7	6,0
Verwitwet	0,9 (4)	0,3	0,7 (2)	0,2	0,5 (8)
Ledig	26,4	19,9	38,5	34,4	30,0
Lebensform*	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 302	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 1.503
Verheiratet	66,0	74,8	53,8	55,6	62,2
Nichtehel. Lebensgemeinschaft	10,7	10,3	13,0	19,1	13,6
Feste Partnerschaft mit getrenntem Haushalt	7,6	4,3	12,6	9,6	8,5
Allein lebend ohne feste Partnerin	15,8	10,6	20,6	15,8	15,7
Gesamtzahl leibl. Kinder*	<i>n</i> = 450 (<i>n</i> = 216)	(<i>n</i> = 301) <i>n</i> = 148	<i>n</i> = 302 (<i>n</i> = 126)	(<i>n</i> = 450) <i>n</i> = 1.200	<i>n</i> = 1.503 (<i>n</i> = 690)
0	37,6	25,3	41,4	31,3	34,0
1	24,9	18,9	22,2	27,3	23,9
2	27,6	38,2	26,8	32,7	31,1

Erhebungsregion*	Gelsen- kirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig	Gesamt
3 und mehr	10,0	17,6	9,6	8,7	11,0
Mittelwert ^o	1,1 (1,4)	1,6 (1,9)	1,1 (1,6)	1,2 (1,6)	1,2 (1,6)
Schulabschluss*	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 302	<i>n</i> = 450	<i>n</i> = 1.502
Haupt-/Volksschule ¹	36,5	33,2	10,9	2,7	20,6
Realschule/polytechn. Oberschule	22,3	33,6	24,2	48,0	32,6
(Fach-)Abitur	39,6	31,6	64,2	47,6	45,3
Anderer Schulabschluss	1,6 (7)	1,7 (5)	0,7 (2)	1,8 (8)	1,5
Ausbildungsabschluss*	<i>n</i> = 448	<i>n</i> = 300	<i>n</i> = 302	<i>n</i> = 448	<i>n</i> = 1.498
Noch keiner (Azubi/Student)	3,6	1,3 (4)	5,9	2,0	3,1
Betriebl./schul. Berufs- ausbildung	57,1	53,0	30,5	39,1	45,5
Fach-/Meister-/Techniker- schule, Berufsakad.	16,1	18,0	8,3	15,0	14,6
Universitäts-/(Fach-) Hochschulabschluss	18,8	21,7	51,3	41,5	32,7
Anderer Ausbildungs- abschluss	1,1 (5)	2,3 (7)	1,0 (3)	1,1 (5)	1,3
Kein Abschluss und nicht in Ausbildung	3,4	3,7	3,0	1,3	2,7
Indikator Bildung (Kombination aus Schul- und Berufsausbildung)*	<i>n</i> = 447	<i>n</i> = 300	<i>n</i> = 302	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 1.498
Niedrige Qualifikation	33,8	31,7	10,3	3,3	19,5
Mittlere Qualifikation	20,8	24,3	19,5	32,3	24,7
Höhere Qualifikation	24,2	21,0	12,9	18,7	19,6
Höchste Qualifikation	21,3	23,0	57,3	45,7	36,2
Aktuelle bzw. letzte berufl. Stellung*	<i>n</i> = 440	<i>n</i> = 297	<i>n</i> = 283	<i>n</i> = 437	<i>n</i> = 1.457
Angestellter	48,2	52,5	55,5	56,3	52,9
Arbeiter	38,4	25,6	14,1	21,3	25,9
Beamter/Berufssoldat/ Richter	7,5	7,7	10,6	6,0	7,7
Selbstständig im Handel, Gewerbe etc.	4,6	9,4	11,7	12,4	9,3

Erhebungsregion*	Gelsenkirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig	Gesamt
Akademiker im freien Beruf	0,2	2,0 (6)	5,3	3,2	2,5
Sonstiges (inkl. Landwirt, mithelfender Familienangehöriger)	1,1 (5)	2,7 (8)	2,8 (8)	0,9 (4)	1,7
Erwerbsumfang bzw. -status ¹	<i>n</i> = 448	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 448	<i>n</i> = 1.498
Arbeitslos ²	5,4	1,3 (4)	5,3	11,6	6,4
Student ²	2,5	1,0 (3)	9,0	5,4	4,3
Sonstiges ²	6,5	3,3	5,0	3,8	4,8
15 – 34 Std.	1,3 (6)	2,3 (7)	9,3	2,7	3,5
35 – 44 Std.	62,2	59,5	41,8	49,3	53,8
45 Std. und mehr	22,1	32,6	29,6	27,2	27,2
Eigenes Netto-Einkommen (Euro) ³	<i>n</i> = 450 (378)	<i>n</i> = 301 (277)	<i>n</i> = 302 (215)	<i>n</i> = 450 (343)	<i>n</i> = 1.503 (1.213)
Unter 1.500	23,1 (14,0)	17,9 (12,3)	29,5 (8,4)	42,9 (30,6)	29,3 (17,3)
1.500 bis unter 2.500	46,7 (51,6)	43,5 (46,2)	36,4 (46,5)	37,5 (44,3)	41,2 (47,4)
2.500 und mehr	26,0 (29,6)	34,9 (37,5)	29,8 (40,0)	14,7 (19,0)	25,2 (30,3)
k. A.	4,2 (4,8)	3,7 (4,0)	4,3 (5,1)	4,9 (6,1)	4,3 (5,0)
Konfessionszugehörigkeit*	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 300	<i>n</i> = 301	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 1.499
Evangelisch	36,1	31,3	29,2	17,4	28,1
Katholisch	38,5	54,0	40,5	4,0	31,6
Anderes	6,5	3,3	4,0	2,7	4,2
Konfessionslos	18,9	11,3	26,3	75,9	35,9
Migrationshintergrund ⁴	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 300	<i>n</i> = 302	<i>n</i> = 449	<i>n</i> = 1.500
Ja	22,7	17,7	21,9	9,8	17,7

o Die Angaben in den Klammern geben die Mittelwerte für über 39-jährige Befragte wieder.

1 Inkl. eines Befragten ohne Schulabschluss

2 Nicht bzw. unter 15 Stunden in der Woche erwerbstätig

3 Die Angaben in den Klammern geben die Verteilung für alle Erwerbstätigen mit einer wöchentlichen Arbeitszeit von mind. 35 Stunden wieder.

4 Ein Migrationshintergrund ist dann gegeben, wenn der Befragte bzw. seine Eltern und/oder seine Partnerin bzw. deren Eltern nach Deutschland zugewandert sind.

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002, * = signifikante regionale Unterschiede bei $p < 0,05$



A 3 DIE STICHPROBE DER QUALITATIVEN BEFRAGUNG

TABELLE A-2: STICHPROBENBESCHREIBUNG DER QUALITATIVEN BEFRAGUNG

Erhebungsregion*	Laufende Nummer der Erhebungsregion	Alter in Jahren	Familienstand*1	Lebensform
Gelsenkirchen	1	50	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	2	52	3	Single
Gelsenkirchen	3	47	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	4	45	4	Single
Gelsenkirchen	5	31	3	Single
Gelsenkirchen	6	52	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	7	50	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	8	44	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	9	45	3	Single
Gelsenkirchen	10	34	5	LAT ⁴
Gelsenkirchen	11	52	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	12	42	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	13	34	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	14	29	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	15	30	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	16	36	3	Single
Gelsenkirchen	17	41	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	18	45	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	19	43	4	Single
Gelsenkirchen	20	43	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	21	44	4	NE ⁵
Gelsenkirchen	22	33	1	Verheiratet
Gelsenkirchen	23	29	1	Verheiratet
Freiburg	1	35	3	Single
Freiburg	2	30	3	NE

Kinderzahl	Bildungsabschluss	Beruflicher Status* ²	Bildungsabschluss der Partnerin	Persönliches Einkommen* ³
1	Niedrig	2	Niedrig	2
1	Niedrig	2	–	2
3	Niedrig	2	Niedrig	2
1	Mittel	–	–	1
0	Hoch	–	–	1
2	Niedrig	2	Niedrig	3
0	Mittel	1	Mittel	1
0	Niedrig	2	Niedrig	2
0	Mittel	1	–	2
1	Mittel	2	Mittel	3
1	Mittel	3	Niedrig	3
0	Mittel	4	Niedrig	1
1	Mittel	1	Niedrig	3
1	Niedrig	1	Niedrig	1
1	– ⁷	1	Hoch	2
0	Hoch	2	–	1
1	Niedrig	2	Niedrig	2
2	Mittel	1	Hoch	3
2	Niedrig	2	–	1
2	Niedrig	2	Niedrig	3
3	Mittel	1	Niedrig	2
2	Mittel	2	Mittel	2
2	Niedrig	2	Niedrig	1
0	Mittel	3	–	2
0	Mittel	1	Mittel	1

Erhebungsregion*	Laufende Nummer der Erhebungsregion	Alter in Jahren	Familienstand*1	Lebensform
Freiburg	3	31	3	Single
Freiburg	4	31	1	Verheiratet
Freiburg	5	48	1	Verheiratet
Freiburg	6	39	3	LAT
Freiburg	7	41	3	Single
Freiburg	8	35	1	Verheiratet
Freiburg	9	25	3	LAT
Freiburg	10	54	3	LAT
Freiburg	11	42	1	Verheiratet
Freiburg	12	36	1	Verheiratet
Freiburg	13	41	4	LAT
Freiburg	14	33	3	NE
Freiburg	15	25	3	Single
Freiburg	16	45	3	Single
Freiburg	17	26	3	LAT
Freiburg	18	50	4	Single
Freiburg	19	44	4	NE
Freiburg	20	54	1	Verheiratet
Freiburg	21	52	1	Verheiratet
Freiburg	22	44	3	Single
Freiburg	23	47	1	Verheiratet
Freiburg	24	48	3	Single
Freiburg Umland	1	33	3	NE
Freiburg Umland	2	42	1	Verheiratet
Freiburg Umland	3	41	1	Verheiratet
Freiburg Umland	4	41	1	Verheiratet
Freiburg Umland	5	33	1	Verheiratet
Freiburg Umland	6	38	1	Verheiratet

Kinderzahl	Bildungsabschluss	Beruflicher Status* ²	Bildungsabschluss der Partnerin	Persönliches Einkommen* ³
0	Mittel	2	–	2
1	Mittel	1	Hoch	3
2	Niedrig	2	Hoch	2
0	Mittel	2	Niedrig	1
1	Niedrig	1	–	2
1	Mittel	1	Mittel	2
0	Hoch	–	Mittel	1
0	Niedrig	4	Hoch	KA ⁶
1	Mittel	8	Niedrig	1
2	Mittel	2	Mittel	2
2	Mittel	4	Hoch	2
2	Mittel	4	Mittel	1
0	Hoch	–	–	1
1	Niedrig	2	–	1
1	Hoch	3	Mittel	2
3	Mittel	2	–	1
0	Niedrig	1	Hoch	1
3	Mittel	3	Hoch	3
1	Mittel	1	Niedrig	2
0	Niedrig	1	–	1
0	Mittel	1	Niedrig	2
3	Mittel	4	–	3
0	Hoch	1	Mittel	KA
2	Hoch	1	Mittel	3
2	Niedrig	1	Niedrig	2
2	Niedrig	2	Mittel	2
2	Niedrig	1	Niedrig	2
4	Mittel	4	Niedrig	3



Erhebungsregion*	Laufende Nummer der Erhebungsregion	Alter in Jahren	Familienstand*1	Lebensform
Freiburg Umland	7	39	1	Verheiratet
Freiburg Umland	8	43	1	Verheiratet
Freiburg Umland	9	33	3	LAT
Freiburg Umland	10	52	1	Verheiratet
Freiburg Umland	11	27	3	NE
Freiburg Umland	12	48	1	Verheiratet
Freiburg Umland	13	50	1	Verheiratet
Freiburg Umland	14	37	1	Verheiratet
Freiburg Umland	15	38	1	Verheiratet
Freiburg Umland	16	53	1	Verheiratet
Freiburg Umland	17	45	2	Single
Freiburg Umland	18	40	4	NE
Freiburg Umland	19	33	1	Verheiratet
Freiburg Umland	20	35	1	Verheiratet
Freiburg Umland	21	36	1	Verheiratet
Freiburg Umland	22	46	1	Verheiratet
Freiburg Umland	23	34	1	Verheiratet
Freiburg Umland	24	48	1	Verheiratet
Freiburg Umland	25	49	1	Verheiratet
Freiburg Umland	26	30	1	Verheiratet
Freiburg Umland	27	31	1	Verheiratet
Leipzig	1	48	1	Verheiratet
Leipzig	2	42	3	Single
Leipzig	3	41	1	Verheiratet
Leipzig	4	39	2	LAT
Leipzig	5	31	3	NE
Leipzig	6	39	1	Verheiratet
Leipzig	7	39	3	LAT

Kinderzahl	Bildungsabschluss	Beruflicher Status* ²	Bildungsabschluss der Partnerin	Persönliches Einkommen* ³
2	Niedrig	1	Niedrig	2
1	Hoch	3	Niedrig	3
0	Mittel	1	Mittel	2
2	Niedrig	1	Niedrig	1
0	Hoch	4	Mittel	2
0	Mittel	8	Mittel	2
7	Hoch	6	Mittel	3
3	Mittel	1	Mittel	3
2	Mittel	1	Mittel	3
1	Mittel	2	Mittel	2
2	Mittel	1	–	3
2	Mittel	1	Hoch	2
4	Mittel	1	Mittel	3
2	Niedrig	1	Mittel	2
2	Hoch	1	Hoch	2
1	Mittel	4	Mittel	3
0	Mittel	1	Hoch	1
0	Hoch	1	Mittel	3
2	Hoch	1	Hoch	2
0	Mittel	1	Mittel	1
1	Mittel	2	Niedrig	2
3	Mittel	1	Mittel	2
1	Hoch	1	–	1
2	Mittel	2	Mittel	1
0	Mittel	2	Mittel	1
0	Mittel	4	Niedrig	1
1	Hoch	6	Hoch	2
0	Hoch	1	Hoch	1

Erhebungsregion*	Laufende Nummer der Erhebungsregion	Alter in Jahren	Familienstand* ¹	Lebensform
Leipzig	8	53	1	Verheiratet
Leipzig	9	40	1	Verheiratet
Leipzig	10	46	4	NE
Leipzig	11	33	1	Verheiratet
Leipzig	12	44	4	LAT
Leipzig	13	38	1	Verheiratet
Leipzig	14	35	1	Verheiratet
Leipzig	15	46	4	LAT
Leipzig	16	40	4	Single
Leipzig	17	49	1	Verheiratet
Leipzig	18	33	1	Verheiratet
Leipzig	19	44	1	Verheiratet
Leipzig	20	43	1	Verheiratet
Leipzig	21	38	4	NE
Leipzig	22	40	1	Verheiratet
Leipzig	23	30	3	NE
Leipzig	24	49	1	Verheiratet
Leipzig	25	32	3	Single
Leipzig	26	48	3	Single
Leipzig	27	27	3	NE
Leipzig	28	29	1	Verheiratet

- 1 Familienstand: 1 = verheiratet, mit Ehepartnerin zusammenlebend; 2 = verheiratet, aber von Ehepartnerin getrennt lebend; 3 = ledig; 4 = geschieden; 5 = verwitwet; 9 = keine Angaben
- 2 Beruflicher Status: 1 = Angestellter; 2 = Arbeiter; 3 = Beamter/Berufssoldat/Richter; 4 = selbstständig in Handel, Gewerbe, Handwerk, Industrie, Dienstleistung bzw. PGH-Mitglied; 5 = selbstständiger Landwirt bzw. Genossenschaftsbauer; 6 = Akademiker in freiem Beruf (Arzt, Rechtsanwalt etc.); 7 = mithelfender Familienangehöriger; 8 = Sonstiges; 9 = keine Angaben
- 3 Persönliches Einkommen: 1 = unter 1.000 bis unter 1.500 Euro; 2 = 1.500 bis unter 2.500 Euro; 3 = 2.500 Euro und mehr

Kinderzahl	Bildungsabschluss	Beruflicher Status*2	Bildungsabschluss der Partnerin	Persönliches Einkommen*3
2	Hoch	1	Mittel	2
1	Mittel	4	Mittel	1
3	Mittel	1	Mittel	1
1	Mittel	1	Mittel	2
2	Hoch	1	Hoch	2
1	Hoch	1	Mittel	2
1	Hoch	6	Hoch	2
3	Hoch	4	Mittel	3
2	Niedrig	2	–	1
0	Hoch	3	Hoch	3
1	Hoch	3	Hoch	2
1	Hoch	6	Hoch	3
1	Mittel	4	Mittel	3
1	Hoch	1	Hoch	3
2	Mittel	2	Mittel	2
1	Mittel	4	Mittel	2
2	Mittel	1	Mittel	2
0	Mittel	2	–	1
1	Mittel	4	–	1
0	Hoch	–	Mittel	1
1	Mittel	3	Hoch	2

4 LAT = living apart together

5 NE = nicht verheiratet

6 KA = keine Angabe

7 – = missing

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002



ANHANG B: ERGÄNZUNGEN ZUR METHODE UND STICHPROBENGÜTE

Das Gesamtdesign der Studie, die aus einem standardisierten und einem qualitativen Erhebungsteil besteht, ist in Kapitel 2 zu finden. Die folgenden Abschnitte liefern zusätzliche Angaben zur Durchführung und vor allem zur Aussagekraft der Ergebnisse.

B1 ERGÄNZUNGEN ZUR STANDARDISIERTEN BEFRAGUNG MIT TELEFONINTERVIEWS

Die standardisierte Befragung wurde von TNS EMNID durchgeführt. Tabelle B-1 zeigt die Eckdaten im Überblick.

TABELLE B-1: **UNTERSUCHUNGSDESIGN VON „MÄNNER LEBEN“ – STANDARDISIERTE BEFRAGUNG MIT TELEFONINTERVIEWS**

Auswahleinheit	Privathaushalt in einer der vier Erhebungsregionen und Ermittlung der Zielperson
Auswahlverfahren	Auswahl der Zielpersonen durch Zufallsstichprobe der eingetragenen Telefonnummern
Auswertbare Fälle	1.503 vollständige Interviews
Erhebungsmethode	Telefonisch (CATI = computerunterstütztes Telefoninterview)
Feldzeit	September bis November 2002
Vorstudie	Pretest im Juli 2002 mit n = 30 Fällen
Non-Response-Studie	Getrennter Einsatz von ca. N = 100 aller Verweigerer pro Erhebungsregion in einer gesonderten Studie

Quelle: BZgA, Datensatz „männer leben“ 2002

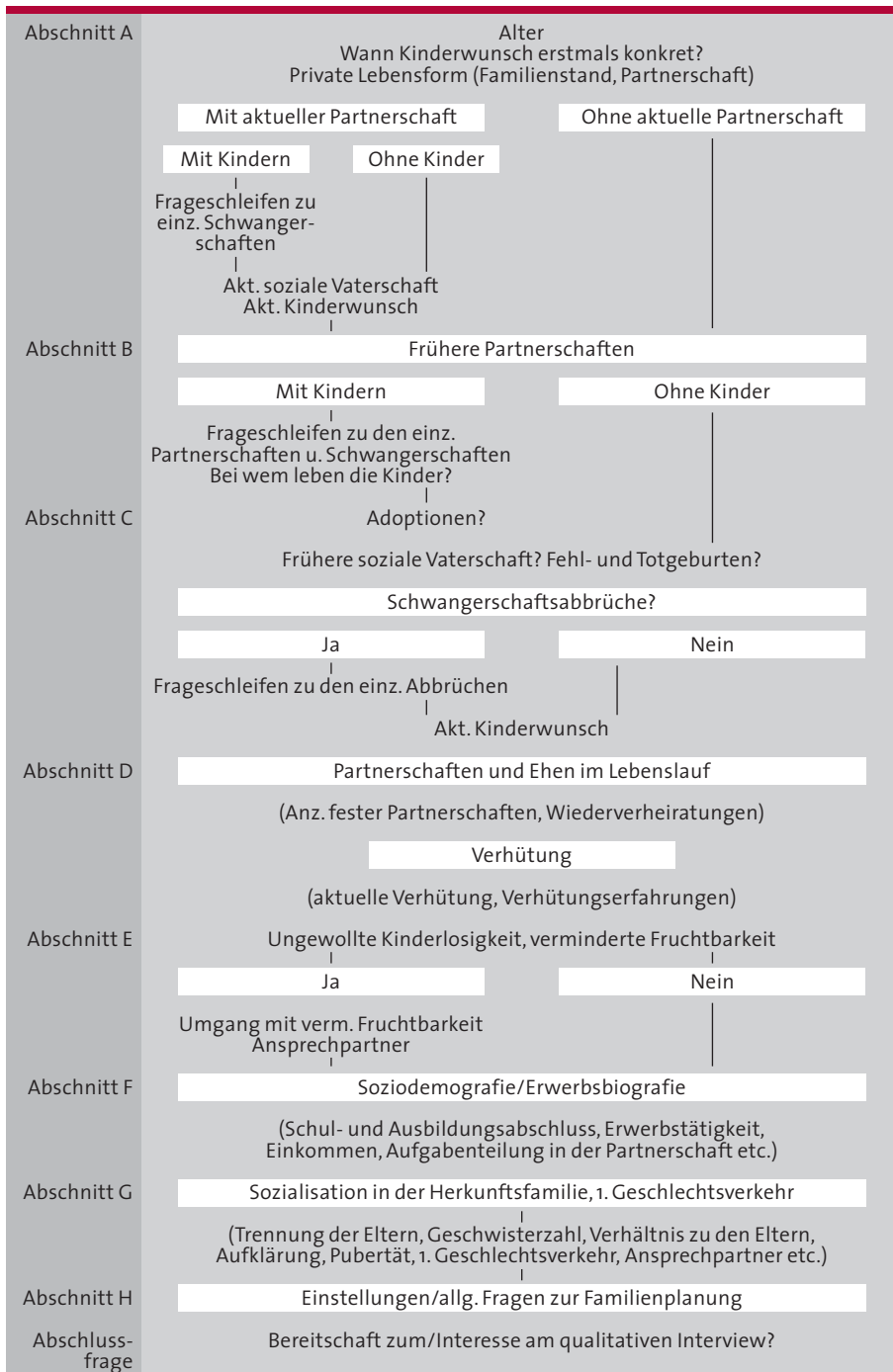
B 1.1 DAS INSTRUMENT: DER FRAGEBOGEN

Der Fragebogen umfasste Fragen zu den Bereichen: Kinder in der aktuellen Partnerschaft, Kinder in früheren Partnerschaften, Adoptionen, soziale Vaterschaft, Schwangerschaftsabbrüche, frühere Partnerschaften und Ehen, Verhütung, verminderte Fruchtbarkeit, Soziodemografie, Herkunftsfamilie und Einstellungen. Die soziodemografischen Daten wurden in weitgehender Anlehnung an die Standarddemographie erhoben.²⁶⁰ Der Fragebogen orientiert sich – wann immer möglich – an den Fragen in der Studie „frauen leben“.²⁶¹ Der Ablauf der Befragung, einzelne Fragen sowie Schwerpunkte der Befragung wurden an die besonderen Anforderungen einer Befragung von Männern angepasst. Dabei wurde davon ausgegangen, dass Männer über Kinder im Zusammenhang mit konkreten Partnerinnen berichten, mit denen sie diese Kinder haben. Daher wurde nicht wie bei der Studie „frauen leben“ die chronologische Abfolge der Schwangerschaften erfragt, sondern die Befragung startete mit der Abfrage der Kinder mit der aktuellen Partnerin, um dann zu der Abfrage von Kindern aus früheren Partnerschaften überzugehen.

260 S. AHRENS ET AL. 1998

261 S. HELFFERICH ET AL. 2001

ABBILDUNG B-1: STRUKTUR DES FRAGEBOGENS



Quelle: BZgA, „männer leben“ 2002



B 1.2 STICHPROBENZIEHUNG

Mit der Durchführung der Stichprobenziehung und der Erhebung wurde TNS EMNID beauftragt. Die Stichproben wurden aus den aktuellen amtlichen Fernsprechverzeichnissen nach einem vorweg festgelegten Schlüssel ermittelt. In den Städten, in denen die Grundgesamtheiten über die jeweiligen verwaltungsrechtlichen Grenzen und die Gemeindekennziffer abgegrenzt sind, wurde ein „Schrittzifferverfahren“ zur Stichprobenziehung eingesetzt. Für Freiburg Umland wurden mehrere Gemeinden aus den Landkreisen Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen ausgewählt.

LANDKREIS BREISGAU-HOCHSCHWARZWALD

- Glottertal, Simonswald (Kleinindustrie, Viehwirtschaft: Teilregion „Simonswälder Tal“)
- St. Märgen, St. Peter, Oberried (ländliches Gebiet, Viehwirtschaft: Teilregion „Hochschwarzwald I“)
- Titisee-Neustadt (Kleinindustrie, Kleinstadt: Teilregion „Hochschwarzwald II“)

LANDKREIS EMMENDINGEN

- Bahlingen, Wyhl (ländliches Gebiet, Weinbau, Ackerbau: Teilregion „Kaiserstuhl I“)
- Ihringen, Weisweil (ländliches Gebiet, Weinbau, Ackerbau: Teilregion „Kaiserstuhl II“)
- Sexau, Vörstetten (ländliches Gebiet, Obstbau: Teilregion „Einzugsbereich Emmendingen“)

Die Auswahl schloss Orte im Einzugsbereich Freiburg mit einem hohen Anteil an Pendlern in der Bevölkerung aus. Es sollte zudem die Heterogenität der ländlichen Umgebung – von der kargen Landschaft im Hochschwarzwald bis zu den fruchtbaren Rheinebenen; z.T. Ansiedlung von Kleinindustrie – abgebildet werden. Die ausgewählten Orte wurden entsprechend ihren sozialen Eigenheiten zu Unterregionen zusammengefasst. Die Unterregionen bis auf „Hochschwarzwald II“ haben jeweils zwischen 5.600 und 7.000 Einwohner; Titisee-Neustadt (Hochschwarzwald II) ist mit 12.200 Einwohnern größer. Hier wurden alle vorgefundenen Telefonnummern in die Stichprobe einbezogen.

MÖGLICHE VERZERRUNGEN BEI DER TEILNAHMEBEREITSCHAFT

Ein Problem bei der Stichprobenziehung ist die mögliche Selektivität der Teilnahmebereitschaft und damit eine systematische Verzerrung. Vor allem am Telefon dürfte die Schwelle, ein Interview abzulehnen, nicht gerade gering sein. Die Untersuchung „männer leben“ setzt ihre thematischen Schwerpunkte auf Familie, Partnerschaft und Sexualität. Bei Umfragen allgemein und der speziellen Thematik vermuten wir, dass höher gebildete Männer eher bereit zur Teilnahme sind als weniger gebildete. Die Teilnahme variiert eventuell auch nach dem Alter. Während sich die Verzerrung durch Alterseffekte durch eine Altersquotierung der Stichprobe beeinflussen lässt, ist die mögliche Verzerrung durch Unterschiede in der Teilnahmebereitschaft nach sozialem Status oder Bildungsstand schwieriger zu mildern. Zwar wäre es technisch möglich, in einer Anfangsfrage den höchsten Bildungsabschluss zu erfragen und nach diesem Kriterium gemäß der Verteilung in der Grundgesamtheit zu quotieren. Dies würde jedoch die Eingangssequenz der Befragung mit einer weiteren Auswahlentscheidung belasten und könnte sich negativ auf die Teilnahmebereitschaft auswirken.

ALTERSQUOTEN

Es wurden zwei Altersgruppen gebildet (25 bis 39 Jahre, 40 bis 54 Jahre) und die Stichprobe wurde entsprechend der Verteilung in der Grundgesamtheit gezogen (zur Bestimmung der Altersverteilung in der Grundgesamtheit wurde auf Daten der Statistischen Landesämter zurückgegriffen).

QUOTIERUNG NACH ERSTEN ZIFFERN DER RUFNUMMER

Innerhalb der Städte wurde nach den Rufnummernanfängen, d. h. der ersten Ziffer, quotiert. Dahinter stecken zwei Überlegungen: In Städten und Kreisen entspricht die territoriale Gliederung tendenziell der sozialen Gliederung; es gibt Wohngebiete, die eine ähnliche soziale Lage der Wohnbevölkerung aufweisen, und die territoriale Gliederung schlägt sich in der Gliederung der Rufnummern nieder. Wenn dem so ist, lässt sich durch eine Quotierung nach Rufnummernbeginn gewährleisten, dass alle geografischen Einheiten entsprechend ihrer Verteilung in der Grundgesamtheit repräsentiert sind und damit auch sozial ähnliche Gebiete innerhalb der Stadt. Auch wenn diese Vermutung nie perfekt zutrifft und gewichtige Einwände erhoben werden können, kann zumindest auch durch die Quotierung eine Verminderung möglicher Verzerrungen durch räumliche und oder soziale Eigenheiten angestrebt werden, indem „gut situierte“ ebenso wie „benachteiligte“ Wohngebiete gezielt einbezogen werden. Konkret wurde die Gesamtzahl der vorhandenen Telefonnummern in den Städten nach den Kriterien „Vorwahl“ und „erste Ziffer“ gesichtet. Die theoretisch möglichen neun Gruppen (erste Ziffer 1 bis 9) plus verschiedene Vorwahlen wurden aufgrund von Ähnlichkeiten in der soziokulturellen Struktur (je nach Region) zu



sechs bis acht Gruppen zusammengefasst. Aus diesen Zellen wurde die Stichprobe zusammengestellt.

Zunächst erreicht man mit diesem Verfahren eine Zufallsauswahl der Haushalte. Innerhalb der Haushalte wird durch die Eingangsfrage das Vorhandensein einer Zielperson ermittelt und die als erste erreichbare Zielperson befragt.

BEWERTUNG DES ERHEBUNGSINSTRUMENTS

Einwände gegen Telefonstichproben sind in den letzten Jahren einer weitgehenden Akzeptanz in der empirischen Sozialforschung gewichen. Davon zeugt die jüngere Literatur zu diesem Thema.²⁶² Insgesamt sind Telefonstichproben heute ein zuverlässiger Weg der Stichprobengewinnung, zumal die Vorteile von Telefonumfragen als Erhebungsinstrument überwiegen.

Die Verbreitung von Telefonen in deutschen Privathaushalten ist allerdings nicht flächendeckend vollständig. Vor allem in Ostdeutschland ist sie jedoch ausreichend gewachsen, was das Risiko einer verzerrten Stichprobe zunehmend verringert. Bei jüngeren Menschen im städtischen Milieu wird der Festnetzanschluss in höherem Maße als in der Gesamtbevölkerung durch ein mobiles Telefon ersetzt. Ausfälle entstehen auch durch Nichteintrag der Telefonnummer. Einwände mit ähnlichem Gewicht ließen sich jedoch auch für Einwohnermeldeamtsstichproben oder „Random-Route“-Stichproben nennen.

B 1.3 PRETEST UND ENTSCHEIDUNG FÜR INTERVIEWERINNEN

Im Juli 2002 wurden für den Pretest 30 Interviews von fünf männlichen und fünf weiblichen Interviewenden durchgeführt, auch um den Einfluss des Geschlechts der interviewenden Person einschätzen zu können. Hinsichtlich der Nettozeit (reine Gesprächszeit) war kein gravierender Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Interviewern festzustellen. Die Interviewer benötigten im Mittel 39, die Interviewerinnen 35 Minuten für ein Interview. Es zeigte sich jedoch, dass die Interviewerinnen in der Kontaktphase des Interviews deutlich erfolgreicher waren als ihre männlichen Kollegen. Sie erreichten mit 74 Minuten eine wesentlich niedrigere Bruttoerhebungszeit (Gesprächszeit plus Zeiten für Kontaktherstellung) als die Interviewer mit 139 Minuten. Dieses in seiner Größenordnung unerwartete Ergebnis ist zum einen auf die höhere Verweigerungsrate bei männlichen Interviewern zurückzuführen (s. Tabelle B-2). Ferner fiel bei ihnen aber auch die Zahl der vergeblich

262 HÄDER 1996, 2000; MARHENKE 1997; SCHULTE 1997; VON DER HEYDE 1997; GABLER/HÄDER 1999

kontaktierten Haushalte ohne Zielperson höher aus. Es ist nicht auszuschließen, dass sich dahinter z. T. auch indirekte Verweigerungen verbergen.

TABELLE B-2: **AUSFALLGRÜNDE NACH INTERVIEWERGESCHLECHT**

Ausfallgründe	Männliche Interviewer	Weibliche Interviewer
Außerhalb der Zielgruppe	301	163
Verweigerung		
– prinzipiell	104	33
– aufgrund der Thematik	3	2
– keine Zeit	36	18
Verweigerungen insgesamt	143	53

Quelle: BZgA, Basisbericht „männer leben“ 2002²⁶³

Zur weiteren Beurteilung des Einflusses des Interviewergeschlechts wurden die Befragten am Ende des Interviews gefragt, ob sie bei dieser Erhebung männliche oder weibliche Interviewer bevorzugen würden. Dabei gab die Mehrzahl der Probanden an, dass ihnen das Geschlecht gleichgültig sei. Aus den genannten Gründen wurde dann allerdings entschieden, in der Haupterhebung ausschließlich Interviewerinnen einzusetzen.

B 1.4 DURCHFÜHRUNG DER ERHEBUNG

Es kam die Methode des computergestützten Telefoninterviews (Computer Assisted Telephone Interview = CATI) zum Einsatz. Parallel zur Abnahme von Bedenken gegen Telefonstichproben in den letzten Jahren (s. o.) stieg die positive Bewertung von Telefonumfragen. Sie bieten eine Reihe von Vorzügen, die auch bei dieser Untersuchung zum Tragen kamen.²⁶⁴ Bei relativ geringen Kosten können viele Kontaktversuche unternommen und damit kann die Ausschöpfung der Stichprobe erhöht werden. Interviewer können zentral supervidiert (im Hintergrund laufende Kontrollmechanismen) werden. Die anonyme Interviewsituation ermöglicht es vielen Befragten, eher über private oder heikle Sachverhalte zu sprechen. Beim computergestützten Telefon-

²⁶³ HELFFERICH/KLINDWORTH/WUNDERLICH 2004

²⁶⁴ HÄDER 2000

interview kann durch die Einrichtung logischer Kontrollen das Interview präzise entsprechend den relevanten Merkmalen des Befragten gesteuert werden. Plausibilitätskontrollen verringern die Fehlerhäufigkeit. Die rasche Aufbereitung der Erhebung zu einem maschinenlesbaren Datensatz erleichtert den Projektverlauf. Die Interviewerinnen wurden von TNS EMNID gebrieft, geschult und begleitet.

Die Interviews dauerten im Schnitt 35 Minuten, mit einem Minimum von 19 Minuten und einem Maximum von 80 Minuten.

B 1.5 TEILNAHMEBEREITSCHAFT UND AUSSCHÖPFUNG

Gütekriterium einer Stichprobe ist die Repräsentativität, d. h. die Übereinstimmung der Stichprobenzusammensetzung mit der Zusammensetzung der Grundgesamtheit. Von der Repräsentativität hängt ab, inwieweit sich aus der Stichprobe Schlüsse auf die Gesamtheit aller Männer zwischen 25 und 54 Jahren in den Erhebungsregionen ziehen lassen.

Für die Einschätzung des Grads von Abbildungsgenauigkeit oder Verzerrungen stehen unterschiedliche Kriterien zur Verfügung: die Ausschöpfung der Stichprobe, die Ausfallgründe, die Selektivität der Ausfälle und die Repräsentativität zentraler Merkmale für die regionale Grundgesamtheit.

Die **Ausschöpfung** einer Stichprobe ist ein grobes Maß dafür, wie viele ausgewählte Personen bereit sind, sich interviewen zu lassen. Sie ergibt sich aus dem Auswahlverfahren und der dort angelegten Möglichkeit zu Ausfällen, die zu Verzerrungen führen. Dies kann zu kleineren oder größeren Abweichungen von der Repräsentativität der Stichprobe führen.

Ein Maß für die Ausschöpfung ist die sog. „Ausschöpfungsquote“ (engl.: „Response Rate“), die als Anteil der Personen einer Bruttostichprobe definiert ist, die tatsächlich befragt wurden. Die Bruttostichprobe ist die Ausgangsstichprobe einer Untersuchung, die alle ausgewählten Personen umfasst, auch die, die nicht befragt werden konnten. Gründe für die Nichtbefragung sind z. B. schwere Erreichbarkeit oder längere Abwesenheit der Zielperson, Krankheit oder Teilnahmeverweigerung. Nach Abzug dieser Ausfälle erhält man die Nettostichprobe.

Aufgrund der Mehrstufigkeit der Stichprobenziehung ergeben sich zwei Bruttostichproben. Als Bruttostichprobe I lässt sich die Anzahl der Anrufversuche ansehen. Wegen falscher Telefonnummern oder der Tatsache, dass kein Haushaltsmitglied zur Zielgruppe gehört, und wegen ähnlicher neutraler Ausfällen kommt es jedoch nur in einem Bruchteil der Fälle zu einem echten Kontakt. Die Anzahl dieser Kontakte bildet die Bruttostichprobe II, welche die Gesamtzahl der telefonisch erreichten Haushalte mit Zielperson beinhaltet, abzüglich der Personen, die nicht ausreichend

deutsch sprachen und daher nicht zur Grundgesamtheit gehören. Für die einzelnen Regionen stellt sich das Verhältnis der Bruttostichprobe zu den realisierten Interviews folgendermaßen dar (s. Tabelle B-3):

TABELLE B-3: **BRUTTOSTICHPROBEN, REALISIERTE INTERVIEWS UND AUSSCHÖPFUNGSQUOTE NACH REGION**

	Gelsenkirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig
Bruttostichprobe I	14.147	6.179	8.207	12.868
Bruttostichprobe II	3.248	1.364	1.366	2.352
Realisierte Interviews	450	301	302	450
Ausschöpfungsquote	13,9 %	22,1 %	22,1 %	19,1 %

Bruttostichprobe I ist die Gesamtzahl der kontaktierten Rufnummern, Bruttostichprobe II die Gesamtzahl der realisierten Telefonkontakte mit einem Haushalt, in dem eine Zielperson lebt, und die Ausschöpfungsquote ist der Anteil der vollständig realisierten Interviews an der Bruttostichprobe II in %.

Quelle: TNS Emnid 2002

In allen Regionen sind die Ausschöpfungsquoten mit 13 % bis 22 % niedrig, am niedrigsten in Gelsenkirchen, am höchsten in Freiburg Umland und Freiburg Stadt. Aufgrund der Erfahrungen aus anderen Untersuchungen ist es nicht überraschend, dass die Teilnahmebereitschaft bei dieser Studie eher geringer als bei anderen Umfragen ist. Zum einen spielen hier generelle Vorbehalte gegen Befragungen eine Rolle, die persönliche oder intime Themen behandeln. Zum anderen dürften Männer eher weniger als Frauen bereit sein, sich über Themen wie Familie und Kinder, also „typische Frauenthemen“, befragen zu lassen.

AUSFALLGRÜNDE UND PRÜFUNG VON VERZERRUNGEN ÜBER DIE NON-RESPONDER-AUSWERTUNG

Dennoch sind bei der Beurteilung der Größenordnung der Ausschöpfungsquote die Gründe für die Ausfälle zu berücksichtigen. Die Unmöglichkeit, ein Interview zu führen, ist nicht unbedingt mit mangelnder Teilnahmebereitschaft gleichzusetzen und nicht jede Verweigerung eines Interviews hat themenbezogene Gründe, die mögliche Verzerrungseffekte indizieren würden. Die Ausfallgründe sind in Tabelle B-4 wiedergegeben.

TABELLE B-4: AUSFÄLLE UND IHRE GRÜNDE NACH REGION

	Gelsen- kirchen	Freiburg Umland	Freiburg	Leipzig
Kategorische Ablehnung, kein Zugang zur Zielperson	1.989	493	476	1.296
Zielperson krank/in Urlaub	37	12	22	25
Kein Interview möglich im Rahmen der Feldzeit	173	125	142	87
Verweigerung vor eigentlicher Erläuterung:				
...prinzipieller Art	72	26	31	88
...kein telefonisches Interview	32	12	19	43
...explizit aufgrund der Thematik	68	17	13	17
... keine Zeit	175	105	125	93
Kontakt mit Zielperson:				
...Verweigerung nach Einleitung	230	258	223	228
... Systemfehler, nicht auswertbar	7	0	7	8
... Abbruch im Interview	15	14	6	17
Summe	2.798	1.062	1.064	1.902
Durchgeführte Interviews	450	301	302	450

Quelle: TNS Emnid 2002

Der Status der Ausfallgründe ist unterschiedlich. Sie können von den Interviewerinnen zugeordnet oder von den Befragten (bzw. den Kontaktpersonen im Haushalt) geäußert werden. In beiden Fällen sind Fehler möglich. Die Interviewerin kann etwas missverstehen, oder der geäußerte Grund könnte vorgeschoben sein und nicht der tatsächlichen Motivation entsprechen.

Dennoch ergibt die Verteilung der Gründe Hinweise auf die mögliche Selektivität.²⁶⁵ Ordnet man die Gründe nach dem mutmaßlichen Grad ihres Beitrags zur Selektivität

²⁶⁵ Daneben ist die Selektivität durch den soziodemografischen Vergleich der Interviewten mit den Verweigerern abschätzbar (s. folgenden Abschnitt).

der Stichprobe, so dürfte die zeitliche Verfügbarkeit (Zielperson krank/in Urlaub, kein Interview möglich in der Feldlaufzeit, keine Zeit) näher am „neutralen“ Pol liegen, während themenbezogene Gründe (Verweigerung aufgrund der Thematik, Verweigerung nach Einleitung) eher verzerrende Effekte haben könnten. Die letztgenannten Gründe stellen jedoch nur eine Minderheit der Ausfallgründe dar, so dass aus dieser Perspektive nicht viel für die Annahme einer starken themenbezogenen Verzerrung der Stichprobe spricht. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass der größte Anteil der Verweigerungen grundsätzlicher Natur ist (kategorische Ablehnung, Verweigerung prinzipieller Art u. Ä.), hinter denen sich themenbezogene Gründe und Selektivitäten (z. B. Bildungsunterschiede) verbergen können.

Daher ist es notwendig, die Selektivität der Teilnahmebereitschaft zu prüfen. Hierbei wird die Frage gestellt, inwieweit sich diejenigen, die an der Befragung teilnehmen, von denjenigen unterscheiden, welche die Teilnahme verweigern. Kommt es durch die Verweigerung zu systematischen Ausfällen bei bestimmten Teilgruppen der Bevölkerung? Oder lassen sich keine sozialen Verzerrungen der Stichprobe feststellen? Ein Teil der Angefragten, die nicht zu einem Interview bereit waren, wurde daher um Angabe einiger statistischer Basisdaten gebeten. Pro Region wurde – wie vorweg im Untersuchungsdesign festgelegt – bei ca. 100 Zielpersonen, die das Interview verweigerten, das Kurzinterview erhoben (zu den genauen Zahlen s. Tabelle B-5). Man spricht dabei von „Non-Respondern“ und „Non-Response“-Angaben.

Auch hier ist bei der Interpretation der Ergebnisse Vorsicht geboten, da die „Non-Response“-Angaben nur als Orientierungswert zur Einschätzung dienen können. Denn Zielpersonen, die an einem Interview nicht teilnehmen wollen, sind nicht alle bereit, wenigstens statistische Angaben – und damit letztlich doch ein „Kurzinterview“ – zu liefern. Nur in den Haushalten, in denen bei der Kontaktaufnahme die Bestimmung der Zielperson möglich war, diese dann selbst am Telefon war und den Zweck der Studie erläutert bekam, wurde der Versuch unternommen, die Basisdaten zu erheben.²⁶⁶

Insgesamt haben $n = 519$ Befragte nach der Einleitung das Interview verweigert; nur mit dieser Gruppe konnte ein Non-Responder-Interview durchgeführt werden. Es wurden 434 Interviews durchgeführt, damit wurden 84 % der in Frage kommenden Verweigerer befragt. In der folgenden Tabelle B-5 sind die demografischen Angaben der Non-Responder pro Teilregion denen der Befragten der Stichprobe gegenübergestellt.

²⁶⁶ TNS Emnid 2002: 26

TABELLE B-5: BASISDATENVERGLEICH STICHPROBE – NON-RESPONDER NACH REGION

	Gelsenkirchen		Freiburg Umland		Freiburg		Leipzig	
	Stich- probe n = 450	Non-Res- ponder n = 110	Stich- probe n = 301	Non-Res- ponder n = 122	Stich- probe n = 302	Non-Res- ponder n = 103	Stich- probe n = 450	Non-Res- ponder n = 99
Altersgruppe								
25–34	30,2	15,5	25,6	25,4	31,8	40,8	31,6	15,2
35–44	38,7	43,6	48,8	45,9	44,0	34,0	42,2	45,5
45–54	31,1	40,0	25,6	27,0	24,2	25,2	26,2	34,3
Keine Angabe	–	0,9	–	1,6	–	–	–	5,1
Kinder								
Ja	67,1	67,3	78,1	80,3	63,9	50,5	75,3	62,6
Nein	32,9	32,7	21,9	18,9	36,1	48,5	24,7	34,3
Keine Angabe	–	–	–	0,8	–	1,0	–	3,0
Berufstätig								
Ja	86,7	83,6	95,3	94,3	81,5	88,3	79,3	77,8
Nein	13,3	16,4	4,7	4,1	18,5	10,7	20,7	19,2
Keine Angabe	–	–	–	1,6	–	1,0	–	3,0
Familienstand								
Verheiratet	67,3	68,2	76,5	80,3	54,9	46,6	56,7	59,6
Ledig	26,4	28,2	19,9	16,4	38,4	47,6	34,4	31,3
Geschieden	5,3	3,6	3,3	1,6	5,6	3,9	8,7	4,0
Verwitwet	0,9	–	0,3	–	0,7	–	0,2	–
Keine Angabe	–	–	–	1,6	0,3	1,9	–	5,1
(Nicht verheiratet:) Feste Partnerschaft								
Ja	53,6	62,9	57,9	37,5	55,7	38,2	64,5	45,0
Nein	46,4	37,1	42,1	45,8	44,3	47,3	35,5	50,0
Keine Angabe	–	–	–	16,7	–	14,5	–	5,0

	Gelsenkirchen		Freiburg Umland		Freiburg		Leipzig	
	Stich- probe n = 450	Non-Res- ponder n = 110	Stich- probe n = 301	Non-Res- ponder n = 122	Stich- probe n = 302	Non-Res- ponder n = 103	Stich- probe n = 450	Non-Res- ponder n = 99
Zuwanderer								
Ja	15,6	18,2	11,6	14,8	15,9	10,7	6,2	5,1
Nein	84,2	81,8	88,0	83,6	84,1	87,4	93,6	90,9
Keine Angabe	0,2	–	0,3	1,6	–	1,9	0,2	4,0

Quelle: TNS Emnid 2002

Es gibt keine durchgängige Über- oder Unterrepräsentierung einzelner Bevölkerungsgruppen, die in allen Erhebungsregionen gleichartig aufträte. Im Einzelnen lässt sich festhalten²⁶⁷:

- **Alter:** In Leipzig und Gelsenkirchen sind die jüngeren Befragten deutlich unterrepräsentiert, in Freiburg dagegen etwas überrepräsentiert.
- **Kinder:** In Leipzig und Freiburg gibt es in den Stichproben mehr Befragte mit Kindern als unter den Non-Respondern, während in Freiburg Umland das Verhältnis leicht in die entgegengesetzte Richtung weist.²⁶⁸
- **Berufstätigkeit:** In Gelsenkirchen sind Berufstätige unter den Befragungsverweigerern etwas geringer vertreten als in der Stichprobe, in Freiburg ist das Verhältnis umgekehrt.
- **Familienstand:** Geschiedene sind in allen Regionen bei den Non-Respondern unterrepräsentiert. In Freiburg sind Verheiratete bei den Non-Respondern unterrepräsentiert, in Freiburg Umland dagegen überrepräsentiert.

²⁶⁷ TNS Emnid 2002: 28 f.

²⁶⁸ Die Non-Responder wurden allgemein gefragt: „Haben Sie Kinder, ja oder nein?“, während sich der prozentuale Anteil in der Stichprobe aus mehreren Fragen zu Kindern im Lebenslauf zusammensetzt.

- **Feste Partnerschaften:** Nicht verheiratete Männer, die in fester Partnerschaft leben, finden sich in drei Befragungsregionen häufiger in der Stichprobe – mit Ausnahme von Gelsenkirchen, wo es in der Stichprobe weniger feste Partnerschaften gibt als bei den Verweigerern.
- **Zuwanderer:** Bei den Non-Respondern sind Männer mit Migrationshintergrund in Gelsenkirchen und Freiburg Umland über-, in Freiburg in der Stichprobe unterrepräsentiert.

TNS EMNID zieht das Fazit, dass „die insgesamt ähnlichste Struktur im Vergleich von Stichprobenteilnehmern und Non-Respondern in der Region Freiburg Umland [besteht].“²⁶⁹

Auch die Non-Responder gaben Verweigerungsgründe an. 50 % der Nennungen (regional zwischen 43 % in Gelsenkirchen und 60 % in Freiburg) beinhalteten „keine Zeit, zu zeitaufwändig“, erst mit großem Abstand gefolgt von den Nennungen „kein Interesse, fühle mich nicht angesprochen“ (17 %). Die weiteren Gründe variieren individuell. Nur 9 % der Nennungen bezogen sich auf eine prinzipielle Ablehnung von Umfragen und nur 5 % darauf, dass das Thema zu persönlich sei. Der Anteil von „sonstigen Nennungen“ ist mit 14 % verhältnismäßig hoch, darunter fielen z. B. aktuelle Belastungen in dem Bereich oder Misstrauen gegenüber dem Medium Telefon.

INTERVIEWABBRÜCHE

Wurde das Interview einmal begonnen, wurde es in aller Regel auch zu Ende geführt. Insgesamt gab es 52 Abbrüche (3,3 % von 1.503 + 52 begonnenen Interviews), davon in Freiburg Umland etwas mehr als in den anderen Regionen. Die beiden Hauptgründe für den Abbruch waren die intimen und persönlichen Themen und die Länge des Interviews.

B 1.6 REPRÄSENTATIVITÄT DER STICHPROBE – VERGLEICH MIT DATEN DER EINWOHNERMELDEBEHÖRDEN UND MIKROZENSUSDATEN

Generell geht man davon aus, dass mit einer Zufallsauswahl eine repräsentative Stichprobe erreicht werden kann, mit der gültige Schlüsse auf die Verhältnisse in der Grundgesamtheit möglich sind. Da es trotz Kontrollen und methodologischer Vorsichtsmaßnahmen zu Verzerrungen der Stichprobe und damit zu Abweichungen von der Repräsentativität kommen kann, sind Vergleiche mit der Grundgesamtheit notwendig.

²⁶⁹ TNS Emnid 2002: 29

Die Altersquotierung gewährleistet die gleichmäßige Repräsentanz der beiden Altersgruppen von 25 bis 39 Jahren und von 40 bis 54 Jahren in der Stichprobe und führt dazu, dass die Teilstichproben bezogen auf die Altersverteilung ein Abbild der Grundgesamtheit darstellen. Hier können als Vergleich die Daten der Landesämter für Statistik herangezogen werden.

TABELLE B-6: **GRUNDGESAMTHEITEN UND STICHPROBE DER UNTERSUCHUNG „MÄNNER LEBEN“ NACH REGION UND ALTERSGRUPPE** (ANGABEN IN %)

	Gelsenkirchen		Freiburg Umland		Freiburg		Leipzig	
	Grundgesamtheit	Stichprobe „männer leben“	Grundgesamtheit	Stichprobe „männer leben“	Grundgesamtheit	Stichprobe „männer leben“	Grundgesamtheit	Stichprobe „männer leben“
	n = 60.049	n = 450	n = 86.598	n = 301	n = 50.721	n = 302	n = 111.757	n = 450
25 – 39 J.	52,0	52,0	50,4	50,8	57,5	58,3	54,3	55,6
40 – 54 J.	48,0	48,0	49,6	49,2	42,5	41,7	45,7	44,4

Quellen: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 2002 (für Freiburg Umland²⁷⁰ und Freiburg), Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik NRW 2002 (Gelsenkirchen), Amt für Statistik und Wahlen 2000 (Leipzig)

Ein Hindernis bei der Prüfung stellt die Tatsache dar, dass verlässliche und vergleichbare Daten über die soziale Zusammensetzung der Grundgesamtheit selten in ausreichender Zahl vorliegen. Sie ließen sich für die Gesamtbevölkerung vor allem durch die Volkszählung gewinnen, die nur in großen zeitlichen Abständen stattfindet und einen eingeschränkten Frageumfang hat. Hinzu kommt, dass bei dieser Untersuchung Daten in entsprechender regionaler Gliederung und für die Teilpopulation der 25- bis 54-jährigen Männer benötigt werden.

Für einige Aspekte kann auf die Bevölkerungsfortschreibung zurückgegriffen werden, bei der, aufbauend auf der letzten Volkszählung, bestimmte Bevölkerungsbewegungen (Geburten, Zu- und Abwanderungen, Sterbefälle) und Statusübergänge im Familienstand laufend ergänzt werden, bzw. es kann hilfsweise der Mikrozensus Verwendung finden, der jährlich erhoben wird. Im Detail ergeben sich beim Mikrozensus jedoch bei einigen Daten Probleme wegen geringer Fallzahlen, wenn weitere regionale Einschränkungen vorgenommen werden (s. u.).

270 Dies sind die Daten für beide Landkreise insgesamt, d. h. Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald und Landkreis Emmendingen.

Tabelle B-7 zeigt die Ergebnisse des Vergleichs der Angaben zum Familienstand aus der Stichprobe mit denen der Bevölkerungsfortschreibung bzw. des Mikrozensus.

In allen Regionen und Altersgruppen sind die Verheirateten in den Stichproben über-, die Ledigen unterrepräsentiert. Die Unterschiede betragen z.T. über 10 %. Die Geschiedenen und Verwitweten sind mit den Ausnahmen der 40- bis 54-jährigen Männer in Freiburg und Leipzig in den Stichproben unterrepräsentiert.

Tabelle B-8 zeigt den Vergleich der höchsten Bildungsabschlüsse der Befragten in der eigenen Stichprobe und der Befragten im Mikrozensus. In dieser Tabelle fehlen Angaben auf Seiten des Mikrozensus. Der Mikrozensus stellt eine zwar große, aber

TABELLE B-7: VERTEILUNG DER FAMILIENSTANDSANGABEN – VERGLEICH DER STICHPROBE UND DER BEVÖLKERUNGSFORTSCHREIBUNG NACH ALTERSGRUPPE UND REGION

Familienstand	Gelsenkirchen				Freiburg Umland		
	25-39 Stichpr.	25-39 Bev.-fort- schr.	40-54 Stichpr.	40-54 Bev.-fort- schr.	25-39 Stichpr.	25-39 Bev.-fort- schr.	40-54 Stichpr.
	n = 235	n = 28.353	n = 215	n = 28.838	n = 153	n = 43.615	n = 148
Ledig	34,9 %	42,7 %	17,2 %	17,8 %	30,7 %	48,9 %	8,8 %
Verheiratet	60,0 %	51,2 %	75,3 %	68,0 %	67,3 %	45,6 %	85,8 %
Geschieden/verwitwet	5,1 %	6,1 %	7,4 %	14,2 %	2,0 %	5,5 %	5,4 %

Für die Stichprobe: „männer leben“, 2002. Für die Bevölkerungsfortschreibung: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg 2002 (Freiburg und Freiburg Umland), Amt für Statistik (Gelsenkirchen), Amt für Statistik und Wahlen 2000 (Leipzig)

dennoch auf 1 % eingeschränkte Stichprobe aller Haushalte dar. Da für den Vergleich mit den in dieser Studie erhobenen Stichproben weitere Einschränkungen notwendig sind, ergeben sich teilweise Fallzahlen, die zu gering sind, um aussagekräftig zu sein. Entsprechend den Konventionen der bundesdeutschen Amtstatistik wurden daher Werte mit bis zu zehn Befragten im Mikrozensus in den Sonderauswertungen nicht übermittelt. Zudem konnten weder für Freiburg noch für die ausgewählten Umland-Gemeinden getrennte Auswertungen aus dem Mikrozensus durchgeführt werden. Die in der Tabelle B-8 berichteten Mikrozensuswerte zu Freiburg und Freiburg Umland sind daher die gleichen und beziehen sich auf die Region Südlicher Oberrhein.

40-54 Bev.-fort- schr. n = 42.985	Freiburg				Leipzig			
	25-39 Stichpr. n = 175	25-39 Bev.-fort- schr. n = 29.182	40-54 Stichpr. n = 126	40-54 Bev.-fort- schr. n = 21.539	25-39 Stichpr. n = 250	25-39 Bev.-fort- schr. n = 60.694	40-54 Stichpr. n = 200	40-54 Bev.-fort- schr. n = 51.063
13,5 %	53,1 %	66,6 %	18,3 %	30,2 %	51,6 %	60,6 %	13,0 %	15,3 %
74,5 %	44,0 %	30,2 %	70,6 %	59,2 %	45,6 %	32,9 %	70,5 %	68,4 %
12,0 %	2,9 %	3,2 %	11,1 %	10,7 %	2,8 %	6,5 %	16,5 %	16,3 %

TABELLE B-8: VERTEILUNG DER BILDUNGSABSCHLÜSSE – VERGLEICH DER STICHPROBE UND DES MIKROZENSUS NACH ALTERSGRUPPE UND REGION

Bildungsabschluss	Gelsenkirchen				Freiburg Umland		
	25–39 Stichpr.	25–39 Mikro- zensus	40–54 Stichpr.	40–54 Mikro- zensus	25–39 Stichpr.	25–39 Mikro- zensus	40–54 Stichpr.
	n = 235	n = 28.000	n = 215	n = 25.000	n = 153	n = 100.500	n = 148
Ohne Abschluss, Hauptschulabschluss	26,7 %	46,4 %	48,6 %	64,0 %	34,2 %	40,2 %	33,3 %
Realschulabschluss, mittlere Reife, polytechnische Oberschule	29,3 %	–	15,2 %	–	34,9 %	23,5 %	33,3 %
(Fach-)Hochschulreife	44,0 %	–	36,2 %	–	30,9 %	36,3 %	33,3 %

Für die Stichprobe: „männer leben“, 2002. Fehlende Angaben (zur Erläuterung s. Text) sind mit „–“ gekennzeichnet; Prozentwerte summieren sich daher nicht immer auf 100 %

Berücksichtigt man nur die berichteten Werte und ist man sich der beschriebenen Einschränkungen bewusst, lassen sich folgende Tendenzen erkennen:

- Befragte, die höchstens einen Hauptschulabschluss haben, sind in der eigenen Studie unterrepräsentiert – in Gelsenkirchen um bis zu 20 Prozentpunkte.
- Befragte mit einem Realschulabschluss bzw. einem Abschluss der polytechnischen Oberschule sind in der eigenen Studie in Freiburg und Freiburg Umland über-, in Leipzig unterrepräsentiert.
- Befragte mit Fachhochschulreife und Abitur sind in der eigenen Stichprobe mit Ausnahme der 25- bis 39-Jährigen in Freiburg Umland überrepräsentiert.

Obwohl sich bei einer eher geringen Ausschöpfungsquote weder aus den Ausfallgründen noch aus der Befragung von Interviewverweigerern systematische Verzerrungen erkennen ließen, sind also insgesamt in den Stichproben verheiratete Männer und höher gebildete Männer überrepräsentiert.

40–54 Mikro- zensus n = 104.400	Freiburg				Leipzig			
	25–39 Stichpr. n = 175	25–39 Mikro- zensus n = 100.500	40–54 Stichpr. n = 126	40–54 Mikro- zensus n = 104.400	25–39 Stichpr. n = 250	25–39 Mikro- zensus n = 58.500	40–54 Stichpr. n = 200	40–54 Mikro- zensus n = 50.200
50,2 %	6,9 %	40,2 %	16,8 %	50,2 %	2,0 %	–	3,5 %	–
21,3 %	25,1 %	23,5 %	23,2 %	21,3 %	45,1 %	50,6 %	53,5 %	64,7 %
28,5 %	68,0 %	36,3 %	60,0 %	28,5 %	52,9 %	35,7 %	42,9 %	31,3 %

B 1.7 STATISTISCHE AUSWERTUNGSVERFAHREN

Die Auswertung der Daten erfolgte mit den Statistikprogrammpaketen SAS und SPSS, wobei ausschließlich deskriptive Verfahren eingesetzt wurden. Auf univariater Ebene werden die meisten Ergebnisse anhand der relevanten Lage- und Streuungsmaße (arithmetisches Mittel, Median, Range etc.) beschrieben. Ausnahmen bilden die Bestimmung des überwiegenden Durchschnittsalters und mittlerer Zeitabstände, für die Survivalanalysen verwendet wurden (s. u.). Auf bivariatem Niveau werden Kreuztabellenanalysen und Korrelationen durchgeführt.

Signifikanzen werden generell bei einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 % geprüft. Für den Vergleich relativer Häufigkeiten werden der Chi-Quadrat-Test und der exakte Test nach FISHER für nominalskalierte Merkmale herangezogen. Ordinal- und intervallskalierte Merkmale werden in der Regel mit verteilungsfreien, nichtparametrischen Verfahren (MANN-WHITNEY-U-Test, KRUSKAL-WALLIS) getestet.

AUSWERTUNGSMETHODEN DER QUANTITATIVEN LEBENSLAUFFORSCHUNG: SURVIVAL- BZW. EREIGNISANALYSE

Vor dem Hintergrund, dass Familienplanung in unterschiedlichen Phasen des Lebens jeweils etwas anderes bedeutet, stellt die Lebenslaufperspektive ein wesentliches Merkmal der Studie „männer leben“ dar. Ein Ziel war es, auf der Grundlage der retrospektiv erhobenen Ereignisdaten (= Datums- und Altersangaben) die Struktur von Lebensverläufen als Muster von Übergängen und Abfolge von verschiedenen Lebensphasen zu erfassen und unter verschiedenen Aspekten zu betrachten. Dabei können folgende Ebenen unterschieden werden²⁷¹:

- die Vollständigkeit bzw. Prävalenz bestimmter familialer Ereignisse,
- die zeitliche Komprimiertheit der Ereignisse, die sich in gestreckten und verkürzten Mustern zeigt und in denen die einzelnen familiären Ereignisse im Zeitverlauf weit auseinander oder gedrängt zusammenliegen. Hier sind zum einen die zeitliche Platzierung von Ereignissen (z. B. erste Eheschließung) innerhalb des Lebenslaufs (**timing**) und der Abstand bzw. das Zeitintervall zwischen zwei Ereignissen, z. B. zwischen der Geburt des ersten und zweiten Kindes (**spacing**) von Bedeutung. Zielgrößen sind hier das durchschnittliche Lebensalter bei einem bestimmten Ereignis oder die durchschnittliche Dauer einer bestimmten Lebensphase,
- die Abfolge von familienrelevanten Ereignissen, z. B. die zeitliche Reihenfolge von Eheschließung und Elternschaft oder von Ausbildungsende und Familiengründung (**sequencing**),
- und schließlich die Normativität der zeitlichen Lagerung von reproduktiven Ereignissen in dem Sinn, dass das Alter für bestimmte Ereignisse in einem engen biografischen Zeitfenster vorgegeben ist. Dies lässt sich an der Streuung und Varianz der entsprechenden Durchschnittsalter ablesen.

STÄRKEN DES VERFAHENS „PRODUKT-LIMIT-SCHÄTZUNG“

In der vorliegenden Studie werden das Timing ausgewählter reproduktiver Ereignisse – z. B. Alter bei Beginn der ersten Partnerschaft, der ersten Eheschließung oder der Geburt des ersten Kindes – sowie der mittlere Zeitabstand zwischen verschiedenen Ereignissen (Spacing) anhand der Produkt-Limit-Schätzung nach KAPLAN-

²⁷¹ Vgl. DIEKMANN/MITTER 1993

MEIER, einem parameterfreien Verfahren der Ereignis- oder Survivalanalyse zur univariaten Analyse von Überlebenszeiten, bestimmt.²⁷² Während in herkömmlichen Verfahren zur Berechnung des durchschnittlichen Alters z. B. bei der Geburt des ersten Kindes (arithmetisches Mittel, Median) üblicherweise nur die Befragten eingeschlossen werden, die die Familiengründung bis zum Befragungszeitpunkt erlebt haben, bietet diese Methode den Vorteil, dass auch diejenigen berücksichtigt werden, die zum Befragungszeitpunkt (**noch**) kinderlos sind. Diese Befragten gehen mit ihrem Alter zum Befragungszeitpunkt in die Analyse ein. Der auf diese Weise berechnete Survival-Median gibt somit das Alter an, in dem die Hälfte aller Befragten (und nicht aller Eltern) den Übergang in die Elternschaft vollzogen hat. Entsprechend geben das 25. und das 75. Perzentil das Alter wieder, in dem ein Viertel resp. drei Viertel aller Befragten das betreffende Ereignis erreicht haben. Dadurch können Unterschätzungseffekte kompensiert werden, die bei herkömmlichen Mittelwert- und Medianberechnungen umso deutlicher ausfallen, je mehr Befragte das fokussierte Ereignis (**noch**) nicht erlebt haben. Ist das betrachtete Ereignis – z. B. Beginn der ersten festen Partnerschaft – hingegen bei fast allen Befragten eingetreten, unterscheiden sich der gewöhnliche und der Survival-Median kaum voneinander.

Die Ergebnisse werden anhand von „Survival-“ oder „Überlebenskurven“²⁷³ dargestellt. Damit lässt sich die Dynamik des Lebensverlaufs anschaulich wiedergeben, v. a. auch, weil die weiter oben aufgeführten Beschreibungskategorien „Vollständigkeit“ (Wie viele haben zu einem bestimmten Zeitpunkt z. B. noch keine Kinder?), „Timing“ (Wann hat welcher Anteil ein erstes Kind?) und ebenso die „Normativität“ (Gibt es ein bestimmtes Alter, in dem ein relativ hoher Anteil den Übergang in die Elternschaft vollzieht?) zugleich abgebildet werden können.

Am Kurvenverlauf lässt sich ablesen, welcher Prozentsatz der Gesamtgruppe zu einem bestimmten Zeitpunkt (Alter bzw. Zeitabstand) das betrachtete Ereignis erlebt hat. Die Differenz zwischen dieser Angabe für ein bestimmtes Alter und den vollen 100 % gibt umgekehrt an, wie viel Prozent der Gesamtgruppe das Ereignis nicht erreicht haben. Dabei kann es vorkommen, dass die Survivalkurve die 50%- oder 75%-Linie nicht erreicht, weil insgesamt weniger als die Hälfte bzw. drei Viertel der Befragten den Übergang (**noch**) nicht vollzogen haben.

272 Vgl. BLOSSFELD 1995

273 In der Ereignisanalyse bezieht sich der statistische Fachbegriff „Überleben“ auf den zeitlichen Verbleib in einem definierten Zustand, z. B. kinderlos oder ledig sein, der durch das Ereignis Geburt des ersten Kindes oder Eheschließung beendet wird und in den neuen Zustand Vater/Mutter bzw. verheiratet sein mündet. Statistisch wird eine solche Zustandsänderung als Übergang von „0“ zu „1“ gefasst. Da Aussagen zur Wahrscheinlichkeit eines solchen Übergangs gemacht werden, wird auch der in der Statistik verankerte Begriff des „Risikos“ verwendet, der aber nichts mit Gefahren im umgangssprachlichen Sinn zu tun hat, sondern für die Übergangswahrscheinlichkeit steht.

Für die statistische Überprüfung der Ergebnisse werden der Log-Rank-Test nach MANTEL/HAENSZEL und der WILCOXON-Test verwendet.²⁷⁴ Als statistisch signifikant werden wieder p-Werte unter 0,05 betrachtet.

B 2 ERGÄNZUNGEN ZUR QUALITATIVEN ERHEBUNG MIT TEILNARRATIV-BIOGRAFISCHEN INTERVIEWS

Die qualitative Erhebung wurde in allen vier Regionen als Face-to-Face-Interview mit einem Leitfaden durchgeführt.

TABELLE B-9: **UNTERSUCHUNGSDESIGN VON „MÄNNER LEBEN“ – QUALITATIVE ERHEBUNG**

Auswahleinheit	Standardisiert Befragte, die sich zu einem Interview bereit erklärt hatten
Auswahlverfahren	Kontrastierende Stichprobenzusammenstellung
Auswertbare Fälle	102 qualitative, teilnarrativ-biografische Interviews
Erhebungsmethode	Face-to-Face, Leitfadeninterview
Feldzeit	September 2002 bis Februar 2003
Vorstudie	Leitfaden bei „frauen leben“ erprobt
Non-Response-Studie	Keine

Quelle: BZgA, qualitative Erhebung „männer leben“ 2002

²⁷⁴ S. ALLISON 1995

B 2.1 DAS INSTRUMENT: DER LEITFADEN

Die Wahl einer teilnarrativen Erhebungsform mit einem Leitfaden, der vor allem Erzählungen generieren soll, mit flexibel einzusetzenden Nachfragen wurde in Kapitel 2 begründet. Das Instrument, der Leitfaden für die Interviews, besteht im Wesentlichen aus drei großen Erzählaufforderungen zu den Lebensphasen Kindheit (Teil A), Jugend (Teil B) und Erwachsenenalter (Teil C). Es gibt dabei zu einzelnen Bereichen in Stichworten vorgegebene Memos für Nachfragen, die die Interviewer frei formulieren konnten, für den Fall, dass der entsprechende Aspekt nicht von allein angesprochen worden war. Dies dient dazu, die Ansprache von bestimmten Themen in allen Interviews zu sichern und so die Vergleichbarkeit bei bestimmten Aspekten zu erhöhen. Innerhalb der Abschnitte wurden Aufrechterhaltungsfragen (z. B. „Wie ging es weiter?“) und Steuerungsfragen (z. B. Bitte um Vertiefung oder Präzisierung) gestellt und einzelne thematische Impulse eingespielt. In Teil D wurde eine summarische Rekapitulation der Biografie unter speziellen Gesichtspunkten erbeten und in Teil E wurden mehrere Einstellungsfragen mit vorgegebener Formulierung gestellt. Das Procedere der Leitfadenerstellung ist ausführlich in dem Manual „Die Qualität qualitativer Daten“ nachzulesen.²⁷⁵

Dieses Interviewverfahren und ein in der Struktur und in den Formulierungen der Erzählaufforderungen ähnlicher Leitfaden waren bereits in der Vorläuferstudie „frauen leben“ zur Anwendung gekommen.²⁷⁶ Allerdings wird der Berufsbiografie ein größerer Stellenwert eingeräumt.

B 2.2 STICHPROBENZIEHUNG

Die Stichprobe wurde während der laufenden Telefoninterviews sukzessiv zusammengestellt. Allgemein ist Leitkriterium für die Stichprobengüte bei qualitativen Verfahren nicht Repräsentativität, sondern Repräsentanz, hier v. a. nach Bildung und Alter (s. u. sowie B 2.6 im Anhang).

Die Befragten wurden am Ende des Telefoninterviews nach ihrer Bereitschaft gefragt, an diesem zweiten, von der Art her anders angelegten Interview teilzunehmen.

²⁷⁵ HELFFERICH 2004

²⁷⁶ HELFFERICH ET AL. 2001

Nachfragetext im Telefoninterview zur Bereitschaft für ein qualitatives Interview

Wir haben bei diesem Telefoninterview Fragen vorgegeben, die möglichst für viele Männer gelten. Das traf vielleicht nicht immer die Schwerpunkte, die Sie setzen. Wir suchen nun Männer, die bereit sind, ihre Geschichte in einem freien Gespräch zu erzählen, mit ihren eigenen Worten und aus ihrer persönlichen Sicht.

Weil uns dies sehr wichtig ist, zahlen wir für dieses zweite Interview, das zwischen einer halben und einer Stunde dauern wird, eine Aufwandsentschädigung von 40 Euro.

Wenn Sie das nicht von vornherein für sich ausschließen oder es ablehnen, ein solches Interview zu geben, erzähle ich Ihnen gern mehr darüber:

In dem Gespräch geht es um Ihre Geschichte und persönliche Sichtweise. Das Interview ist strikt anonym und wir treffen umfangreiche Maßnahmen für den Datenschutz, die wir Ihnen dann auch ausführlicher erläutern.

Damit der Interviewer oder die Interviewerin Kontakt mit Ihnen aufnehmen kann, bitten wir Sie um die Erlaubnis, Ihre Telefonnummer, nicht Ihre Adresse, an die Fachhochschule Freiburg (entsprechende Einrichtung in Gelsenkirchen oder Leipzig) weitergeben zu dürfen. Mit der Fachhochschule Freiburg arbeiten wir zusammen und von dort aus setzt sich dann der Interviewer oder die Interviewerin mit Ihnen in Verbindung. Von Ihnen erfährt er dann die Adresse und Sie verabreden sich für den Gesprächstermin. Sie bekommen dann auch noch einmal schriftliche Unterlagen zugeschickt, auch zur Anonymität. Sie können dann immer noch absagen, wenn Sie kein solches Interview geben möchten.

Intervieweranweisung: Bei Bedarf können auch die Namen der Interviewer genannt werden.

Waren Befragte zu einer Teilnahme an der qualitativen Teilerhebung bereit, wurden Namen und Telefonnummern von TNS EMNID an die Projektleitung in Freiburg übermittelt und von dort aus den Interviewern zugeteilt. Aus Gründen des Datenschutzes konnten aber keine Sozialdaten dieser Person an die qualitative Zentrale in Freiburg weitergegeben werden.

Ziel der Stichprobenkonstruktion ist es, eine gleichmäßige Repräsentanz aller Altersgruppen und Bildungsgrade zu erreichen. Da die Sozialdaten der Befragten zum Zeitpunkt des Interviews aus Datenschutzgründen nicht bekannt waren, wurde eine nachsteuernde sukzessiv-kontrastierende Stichprobenkonstruktion vorgenommen. Wurde ein qualitatives Interview durchgeführt, waren die Daten (Alter, Bildung,

Familiensituation) bekannt und mit einer unterschriebenen Einverständniserklärung konnten auch die standardisierten und qualitativen Daten verknüpft werden. Waren in einer Region genug Interviews in einer „Alter x Bildung“-Gruppe durchgeführt, wurden die Männer mit diesen Merkmalen in der Telefonbefragung nicht mehr um ihre Teilnahmebereitschaft gebeten, sondern nur noch diejenigen, deren Merkmalsfelder in der „Alter x Bildung“-Stichprobentafel noch unterbesetzt waren. Eine weitere Steuerungsmöglichkeit ergab sich darüber, Telefonnummern aus privilegierten oder benachteiligten Stadtvierteln für die Bitte um eine Bereitschaft zum qualitativen Interview zu sperren. Das Ergebnis der Stichprobenkonstruktion für alle Regionen kann der Tabelle B-10 entnommen werden.

TABELLE B-10: **GESAMTÜBERSICHT: STICHPROBE DER QUALITATIVEN TEILERHEBUNG**

Alter	Bildung	Niedrig	Mittel	Hoch	Summe
Jung (< 35 Jahre)		3	16	7	26
Mittel (35 – 44 Jahre)		12	19	13	46
Älter (> 44 Jahre)		8	17	6	29
Summe		23	52	26	101

Quelle: BZgA, qualitative Erhebung „männer leben“ 2002

Dieses Steuerungsverfahren ist zwar nicht so optimal wie eine vorausgestaltende kontrastierende Stichprobenkonstruktion, bei der die Daten der Befragten vorab vorliegen. Hier würde der (n+1)te Proband so ausgewählt, dass er mit den bereits gewählten Fällen in den sozialen Merkmalen kontrastiert.²⁷⁷ Es gestaltet sich schwerfälliger, da die Steuerung erst möglich ist, wenn Interviews durchgeführt sind und die Angaben für die Befragten aus den Interviews vorliegen; dann sind aber bereits weitere Termine mit neuen Probanden vergeben worden. Daher wurde die Gesamtzahl der angestrebten Interviews in den Regionen überschritten, um noch zusätzliche Interviews in den dünn besetzten Feldern realisieren zu können.

²⁷⁷ S. „frauen leben“, HELFFERICH ET AL. 2001; vgl. auch HELFFERICH 2004

B 2.3 ENTSCHEIDUNG FÜR MÄNNLICHE INTERVIEWER

Prinzipiell ist in der qualitativen Forschung die Interviewsituation bewusst zu gestalten, und zwar auch unter dem Aspekt der Kongruenz oder Inkongruenz der Erfahrungshintergründe von interviewender und interviewter Person.²⁷⁸ Ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund hat den Vorteil, dass die interviewte Person einen Vertrauensbonus einräumt; Nachteile liegen in einem geringeren Explikationsbedarf, da auf ein unterstelltes „gemeinsames Vorwissen“ Bezug genommen werden kann, und möglicherweise auch in einer wegen Vergleichbarkeit eher größeren Abgrenzungsnotwendigkeit. Eine größere Fremdheit zwischen den beiden Akteuren in der Interviewsituation führt dazu, dass mehr auf den Interviewer hin erzählt und vermittelt wird.

Ausschlaggebend für die Entscheidung, männliche Interviewer einzusetzen, waren die Annahme, dass bei dem persönlichen Thema ein Gespräch „unter Männern“ eher Entlastung bietet, und die Sorge um die Sicherheit der Interviewenden, die, wenn es gewünscht wurde, das Interview zu Hause bei dem Befragten durchführten. Wären Frauen als Interviewerinnen eingesetzt worden, hätte sich auch ein komplizierter Auswertungsprozess ergeben, denn zum einen erzählen die Männer über ihr Verhältnis zu Frauen, andererseits ist dieses Verhältnis in der Interviewsituation selbst präsent. Da diese Fragen des Interviewereinflusses methodologisch interessant sind, entschieden wir, dass in Leipzig auch eine Interviewerin Interviews durchführen sollte.²⁷⁹ Das Argument, dass Frauen besser zur Teilnahme motivieren können, hatte kein Gewicht, da die Teilnahmebereitschaft vorab erklärt worden war. Um die Akzeptanz zu erhöhen, wurden Interviewer eingesetzt, die jeweils aus derselben Region stammten wie die Befragten. Dies erwies sich vor allem in Leipzig und in Gelsenkirchen als wichtig.

Die Interviewer wurden in Leipzig, Gelsenkirchen und Freiburg ausführlich geschult²⁸⁰ und das Interviewerverhalten für die einzelnen lokalen Interviewergruppen wurde standardisiert.

278 HELFFERICH 2004

279 Diese führte insgesamt sieben Interviews durch.

280 S. hierzu das Schulungsmanual in HELFFERICH 2004

B 2.4 DURCHFÜHRUNG DER ERHEBUNG

Die Interviewer kontaktierten die Probanden und informierten sie über die Datenschutzmaßnahmen. Den Ort des Interviews (zu Hause bei den Befragten oder in neutralen Räumen) konnten die Interviewten wählen.

Die Interviews wurden auf Tonband aufgezeichnet (Mini-Disc-Aufnahmegerät) und es wurde ein Interviewprotokoll ausgefüllt, auf dem neben Bemerkungen zu Besonderheiten des Ablaufs (Atmosphäre, eventuelle Störungen etc.) die Teilnahmemotivation vermerkt wurde. Absagen wurden mitsamt den genannten Gründen protokolliert. Die Interviews hatten eine Dauer zwischen 30 und 90 Minuten.

Die Aufnahmen auf Tonbanddisketten wurden vollständig und wortgetreu (inkl. Sprechpausen, Betonungen, Auslassungen oder unverständlicher Worte, Lachen, Husten oder Unterbrechungen) nach festgelegten Vereinbarungen transkribiert²⁸¹ und die Transkription wurde von der Interviewerin überprüft. Anschließend wurde die Abschrift nach einem festgelegten Verfahren anonymisiert (Veränderung von Namen, Alters- und Ortsangaben sowie, soweit sinnvoller Ersatz möglich, Berufsbezeichnungen). Die Aufnahme wurde gelöscht bzw. auf Wunsch der Interviewten übergeben, ebenso wie das anonymisierte Transkript.

Die Befragten bekamen „Kontaktkarten“ mit der Adresse von SOFFI K. Da die Telefonnummern der Befragten nicht gehalten wurden, konnten sich die Mitarbeiter des Projektes nicht mehr von sich aus mit den Befragten in Verbindung setzen; mit Hilfe der Kontaktkarte konnten die Befragten aber unter Angabe des Interviewcodes eine Abschrift oder die Diskette des Interviews bei der Projektleitung anfordern und erhalten. Die Befragten wurden zudem schriftlich über die Maßnahmen des Datenschutzes informiert. Sie unterschrieben die Erklärung, dass sie diese Informationen zum Datenschutz und zur Aufbereitung und Auswertung des Interviewtextes erhalten hätten, und bekundeten in einer zweiten Erklärung ihr Einverständnis, dass der personenbezogene Datensatz von TNS EMNID an SOFFI K. zur Auswertung übermittelt wird. Auf der Basis der unterschriebenen Einwilligungserklärungen konnte der Datensatz der quantitativen Erhebung mit den qualitativen Interviews in der Auswertung verbunden werden. Dieses Vorgehen wurde mit dem Datenschutzbeauftragten von TNS EMNID abgesprochen.

Die Befragten bekamen für das Interview eine Aufwandsentschädigung von 40 Euro vom Interviewer ausgehändigt.

281 Das Transkriptionssystem lehnte sich an die einzelnen Notationen des Basistranskriptionssystems, GAT an (vgl. SELTING ET AL. 1998; DEPPERMAN 2001). Für die Zitation von Interviewauszügen in der vorliegenden Publikation wurden die Transkriptpassagen zugunsten der besseren Lesbarkeit aber sprachlich geglättet und konventionalisiert.

B 2.5 TEILNAHMEBEREITSCHAFT UND AUSSCHÖPFUNG

Die Bereitschaft zur Teilnahme an der qualitativen Erhebung lässt sich zum einen daraus ermitteln, wie viele Männer, die nach ihrer Bereitschaft gefragt wurden, ein weiteres Interview ablehnten, zum anderen gab es Ausfälle, wenn ein Interview bei einem Befragten, der zunächst die Bereitschaft erklärt hatte, dann doch nicht zustande kam.

Gerade gegen Ende der Telefonbefragung wurde in den einzelnen Regionen nicht mehr allen Männern die Zusatzfrage nach der Bereitschaft zu einem Face-to-Face-Interview gestellt. Insgesamt wurden $n = 839$ Männer gefragt. Die Antworten wurden in einer eigenen Variablen codiert (ja, nein, missing).

Entgegen allen Annahmen war die Bereitschaft zu einem weiteren, diesmal qualitativen und von Angesicht zu Angesicht geführten Interview hoch – sogar höher als bei der Studie „frauen leben“. In Leipzig waren 47 %, also nahezu jeder Zweite, dazu bereit. Bei „frauen leben“ waren in Leipzig 1998 nur 28,3 % der befragten Frauen teilnahmebereit gewesen. An zweiter Stelle kommt Freiburg mit einer Teilnahmebereitschaft von 42 % („frauen leben“ 1998: 39 %). Freiburg Umland und Gelsenkirchen folgen mit 33 % und 31 %. Es gab keine signifikanten Unterschiede nach Alter und nach Konfessionszugehörigkeit, aber einen klaren Bildungseffekt: Männer mit Abitur waren häufiger bereit zur Teilnahme (45 %) als Männer mit niedrigerem Schulabschluss (38 %).

STICHPROBENAUSFÄLLE UND TEILNAHMEMOTIVATION IM EINZELNEN

Von den 320 bereiten Männern wurden 102 ausgewählt und es wurde dabei darauf geachtet, dass sie sehr unterschiedliche soziale und familiäre Hintergründe repräsentieren.

Die Auswertung der Teilnahmemotivation ergab ein differenziertes Bild. Neben verschiedenen Formen intrinsischer Teilnahmemotivation (allgemeines Interesse, Aufgeschlossenheit, Interesse an dem Thema im Speziellen, Unterstützung der Studie etc.) zeigten sich auch verschiedene Formen von Fremdmotivation (z. B. „*Meine Frau sagt, es ist wichtig, bei so etwas mitzumachen*“.) In diesem Zusammenhang spielte in vielen Fällen auch die angebotene Aufwandsentschädigung in Höhe von 40 Euro eine Rolle (s. u.), denn einige Befragte gaben in den Interviewprotokollen zusätzlich oder sogar ausschließlich ein finanzielles Motiv für die Teilnahme an.

Es liegt auf der Hand und der Bildungseffekt weist schon darauf hin, dass eher Männer an einem qualitativen Interview teilnehmen wollten, die ihre „reproduktive Lebensgeschichte“ erzählwürdig fanden und die darüber sprechen könnten. So ging eine erhöhte Teilnahmebereitschaft (53 %) einher mit einem früheren Aufsuchen

einer Beratungsstelle „wegen Fragen im weiten Bereich von Familie und Partnerschaft“ (ohne bisherige Beratungserfahrungen: 37 %). Während so die mit der Bildung steigende „Diskursivierungsbereitschaft“ der eigenen Lebensgeschichte eine Rolle spielt, ist auf der anderen Seite ein Einfluss der angebotenen Aufwandsentschädigung von 40 Euro nicht von der Hand zu weisen: Von den Männern mit einem persönlichen Einkommen unter 1.000 Euro war fast jeder zweite an einer weiteren Befragung interessiert (48 %) und ebenfalls erhöht war die Bereitschaft in der Gruppe der zweithöchsten Einkommen von 2.500 bis 3.000 Euro (45 %).

Die Lebensform, Vaterschaft und Migrationserfahrungen spielten keine Rolle. Wer einen Schwangerschaftsabbruch oder Fehl- oder Totgeburten (knapp n.s.) angegeben hatte, war eher bereit, sich qualitativ interviewen zu lassen, während die Erfahrung ungewollter Kinderlosigkeit die Teilnahmebereitschaft nicht erhöhte.

Stichprobenausfälle ergaben sich aus unterschiedlichen Gründen: Zum einen wurden mit der Zeit nicht mehr allen von TNS EMNID mitgeteilten Telefonnummern nachverfolgt, wenn in den Erhebungsregionen die Teilstichproben nach verschiedenen Merkmalen bereits gesättigt waren. Zum anderen ergaben sich Stichprobenausfälle auch dadurch, dass Männer, die in der standardisierten Befragung einem weiteren Interview zugestimmt hatten, aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr bereit waren (kein Interesse mehr, zeitliche und terminliche Probleme, Abwesenheit, Wegzug etc.).

B 2.6 REPRÄSENTANZ DER STICHPROBE

Nach Merkens ist eine „angemessene Repräsentation in diesem Sinne (...) immer dann erreicht, wenn einerseits der Kern des Feldes in der Stichprobe gut vertreten ist und andererseits auch die abweichenden Vertreter hinreichend in die Stichprobe aufgenommen worden sind.“²⁸² Diese Konstruktion der Stichprobe erschwert über die gewollte Heterogenität vorschnelle Verallgemeinerungen.²⁸³ Für die Stichprobe dieser Studie wurde eine angemessene Repräsentation von Männern mit höherer, mittlerer und niedriger Bildung und ebenso von Männern jüngeren, mittleren und höheren Alters angestrebt. Dies wurde durch die nachsteuernde Stichprobenkonstruktion in befriedigender Weise erreicht.

Die Übersicht der Tabelle B-10 (s.o.) zeigt eine breite Repräsentanz der Bildungs- und Altersgruppen. Bei der Teilstichprobe in Leipzig ist anzumerken, dass der niedrige Bildungsabschluss (Hauptschule) in der DDR nicht verbreitet war.

282 MERKENS 1997: 100; vgl. auch MERKENS 2000: 291 f.

283 Vgl. HELFFERICH 2004: Kapitel 5.2

B 2.7 HERMENEUTISCHE UND INHALTSANALYTISCHE AUSWERTUNGSVERFAHREN

Das Material aus den qualitativen Interviews wurde nach zwei Verfahren – der hermeneutischen Längsauswertung und der inhaltsanalytischen Querauswertung – bearbeitet.

HERMENEUTISCHE LÄNGSAUSWERTUNG

In der Längsauswertung wurde eine integrative texthermeneutische Analysemethode angewandt, die verschiedene bekannte Analysemethoden, wie vor allem die dokumentarische Methode, Gesprächsanalyse, Metaphernanalyse, Positioninganalyse und Diskursanalyse²⁸⁴ textgegenstandsangemessen integriert. Bei der Auswertung wurden die Interviews in einem ersten Schritt jeweils als Einzelfall sinnrekonstruierend interpretiert. In einem zweiten Schritt wurden dann jeweils themenbezogene Typisierungen vorgenommen.

Das Verfahren der Rekonstruktion von Deutungsmustern und der Weltsicht, die einem speziellen Interview zu Grunde liegen, wurde in Anlehnung an die dokumentarische Methode von BOHNSACK²⁸⁵, entwickelt und unter Berücksichtigung unseres spezifischen Materials und der Fragestellungen modifiziert und durch weitere Analysezugänge ergänzt (s. o.). Die Aufmerksamkeit wird dabei nicht nur darauf gerichtet, **was** gesagt wird, sondern vielmehr darauf, **wie** etwas gesagt wird und wie Interviewer und Interviewter interagieren.

Bei dem vorliegenden Auswertungsverfahren begann die Interpretation mit der „formulierenden Interpretation“, die den Inhaltsaspekt abdeckte, und mit der Beschreibung der Interaktion im Gesamtverlauf des Interviews (Gesamtgestalt), die ihre Entsprechung in der „Diskursbeschreibung“ bei BOHNSACK hat. Der „reflektierenden Interpretation“ kam dann ein zentraler Stellenwert zu. Es wurden Regeln formuliert, die die Aufmerksamkeit strukturierten und formalisierten. Diese Regeln der Aufmerksamkeit besagten, dass zunächst eine Deskription der semantischen Wahl (Rekonstruktion semantischer Bedeutungsfelder, Relationen zwischen Bedeutungen; Anhaltspunkte liefert hier z. B. die Metaphernanalyse), der grammatikalischen Wahl, der Interview-Interaktion und der Positionierung des Befragten dem Interviewer gegenüber in der konkreten Passage sowie beim konkreten Inhalt zu leisten ist – ohne jegliche Interpretation, die sich auf die mögliche Entstehung einer spezifischen Selektion bezieht. Ergeben sich aus der Analyse der Semantik, Grammatik, der Interaktion und des Inhalts Hinweise auf Strukturen, in denen der Befrag-

284 Vgl. zur Übersicht BOHNSACK ET AL. 2003

285 BOHNSACK 1993

te sein Leben deutet, so lassen sich aus der Betrachtung der Interaktion Schlüsse ziehen, wie der Befragte Beziehungen gestaltet – auch dies ist ein Teil seiner Art, die Welt zu sehen.

Der Eingangspassage und später weiteren „dichten“ Passagen kommt dabei besondere Bedeutung zu; allgemein geht die so spezifizierte „reflektierende Interpretation“ sequentiell vor, d. h., ein Textsegment, bestehend aus einer Zeile oder mehreren Zeilen, wird nach dem anderen analysiert. Jede Passage wird mit vorherigen Passagen abgeglichen, ob sich die Deskriptionen verdichten und wiederholen (Redundanzen, Auslegungen, Verfestigungen oder Brüche des vorher Gesagten wiederum auf den vier Ebenen Grammatik, Semantik, Inhalt und Interaktion). Hierbei werden auch Gegenhorizonte für die Sequenzen entwickelt, d. h., es werden sowohl die unterschiedlichen Lesarten der Interpretierenden als auch die Äußerungen im Text mit anderen Antwortmöglichkeiten (wie sie aus der Forschung oder auch eigenen Erfahrung bekannt sind) verglichen. Auch dieser Schritt bleibt noch innerhalb des Relevanzsystems der Befragten.

Ergebnis sind für jedes Interview zwei bis vier Bündel aufeinander verweisender und in der Erzählung wiederkehrender besonderer Selektionsbeschreibungen, die das Interview von anderen unterscheiden und die als „Motiv“ bezeichnet werden.²⁸⁶ Kriterium dafür, ein Selektionsbündel als zentrales Motiv zu bezeichnen, waren die Zentralität in „dichten“ Passagen (und meist auch in den Eingangspassagen), die wiederkehrende Präsenz in voneinander unabhängigen Interviewpassagen und eine Konsistenz in dem Sinn, dass Deskriptionen auf allen vier Analyseebenen gleichsinnig zu dem Motiv beitragen.

Von Selektivität zu sprechen ergibt allerdings nur Sinn im Zusammenhang mit der Annahme, dass die Produktion eines konkreten Satzes keine zufällige Auswahl aus dem Universum sprachlicher Äußerungen darstellt und dass dieser Satz nicht nur grammatikalisch, sondern auch symbolisch vorstrukturiert ist. Die zweite zentrale Annahme besteht darin, sprachliche Äußerungen als indexikal voranzusetzen, d. h., sie verweisen auf Bedeutungen, die von dem oder der Hörenden oder Lesenden als Verstehensleistung erschlossen werden müssen. Diese Erschließung der Bedeutung im Interpretationsprozess stellt die letzte Phase der „reflektierenden Interpretation“ dar, in der die Motive in Bezug gesetzt werden zu sozialen (sozialgruppenabhängigen) Regeln des Handelns im Alltag.

In einem zweiten Schritt wurden die heterogenen Einzelfallinterpretationen themenbezogen zu Gruppen bzw. Falltypen gebündelt.²⁸⁷ Dafür wurden Kriterien festgelegt, nach denen gruppiert wurde, z. B. kann nach „externen“ Merkmalen wie Alter oder

286 S. Fußnote 51

287 Vgl. KELLE/KLUGE 1999

regionale Herkunft gruppiert werden; die Gruppen können dann bezogen auf spezifische Deutungsmuster kontrastierend miteinander verglichen und es können Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede herausgearbeitet werden. Eine andere Möglichkeit ist die Gruppierung nach „internen“ Merkmalen, z. B. nach inhaltlichen Orientierungsmustern; dann wird geprüft, ob sich die Gruppen inhaltlich differenter Orientierungen bezogen auf soziale Merkmale der Befragten unterscheiden.

Über die Nachvollziehbarkeit der Interpretationsregeln hinaus wurden weitere Gütekriterien der Interpretation formuliert: Die Interpretation muss konsistent alle Passagen des gesamten Interviews, für das sie entwickelt wurde, abdecken können; die Interpretation muss im Konsens der Interpretationsgruppe formuliert werden. Interpretiert wurde stets in der Interpretationsgruppe, an der, wenn möglich, die Interviewer des jeweils zu bearbeitenden Interviews beteiligt waren.

B 2.8 ÜBERSICHT: QUANTITATIVE ERHEBUNG DES AKTUELLEN VERHÜTUNGSVERHALTENS UND DER METHODENERFAHRUNGEN

„MÄNNER LEBEN“

**ANALOG AUSWERTBAR:
(NICHT IDENTISCH ERHOSEN)**

A) Das aktuelle Verhütungsverhalten wurde mit folgenden Fragestellungen erhoben:

Männer in fester Partnerschaft: „Welche Verhütungsmittel bzw. -methoden nutzen Sie und/oder Ihre Partnerin zur Zeit?“

Männer ohne feste Partnerin: „Welche Verhütungsmittel bzw. -methoden nutzen Sie zur Zeit? Gemeint sind auch Methoden, die grundsätzlich von der Frau verwendet werden.“

→ Es wurden elf verschiedene Verhütungsmittel bzw. -methoden sowie die Antwortmöglichkeiten „keine Verhütung, da ich keine sexuellen Kontakte habe“ und „keine Verhütung aus anderen Gründen“ vorgelesen und Zutreffendes markiert. Mehrfachnennungen (Methodenkombinationen) waren möglich.

B) Methodenerfahrungen im Lebenslauf wurden mit folgender Fragestellung erhoben:

„Welche Verhütungsmittel und -methoden haben Sie im Laufe Ihres Lebens benutzt? Eingeschlossen sind auch kurze oder einmalige Erfahrungen sowie Verhütungsmittel, die von der Frau verwendet werden.“

→ Es wurden zwölf verschiedene Verhütungsmittel bzw. -methoden (inkl. „Pille danach“) sowie die Antwortmöglichkeit „(bisher) keine Verhütungsmethoden verwendet“ vorgelesen und Zutreffendes wurde markiert.

INHALTSANALYTISCHE QUERAUSWERTUNG

Für eine themenbezogene „Querauswertung“ wurde zu bestimmten Einzelthemen, bei denen spezifische, eng umrissene Fragestellungen verfolgt werden sollten, Material in Form von Interviewauszügen „quer“ durch alle 102 qualitativen Interviews herausgeschnitten und ein Fundus mit allen Äußerungen zu dem Thema im gesamten Textkorpus zusammengestellt.

Der Textfundus wurde unabhängig vom jeweiligen biografischen Kontext inhaltsanalytisch ausgewertet, indem aus dem Material heraus Kategorien gebildet wurden. Innerhalb der Kategorien wurde das Material nach maximaler und minimaler Distanz geordnet, d. h., ähnliche Passagen wurden zusammengerückt und von Aussagen getrennt, die gerade das Gegenteil thematisierten.

IM LEBENSLAUF IN DEN STUDIEN „MÄNNER LEBEN“ UND „FRAUEN LEBEN“

„FRAUEN LEBEN“

A) AKTUELLE VERHÜTUNG

B) METHODENERFAHRUNG IM LEBENSLAUF (INKL. METHODEN, DIE KURZ ODER EINMALIG VERWENDET WURDEN)

Die Ergebnisse zum aktuellen Verhütungsverhalten und zu den Methodenerfahrungen im Lebenslauf basieren auf den Angaben zur Verhütungsbiografie, die in Verbindung mit der biografischen Abfolge der erlebten Partnerschaftsphasen (feste Partnerschaft, Phasen mit kurzen bzw. wechselnden Sexualpartnern oder ohne Partner) erhoben wurden.

- Angabe aller Verhütungsperioden (inkl. ihrer Dauer), in denen eine Methode mind. sechs Monate ohne Unterbrechung angewendet wurde bzw. eine Phase ohne Verhütung mindestens sechs Monate andauerte.
- Vorgabe einer Liste mit zwölf verschiedenen Verhütungsmitteln und -methoden
- Die Angabe von Methodenkombinationen (max vier Nennungen) war möglich

Erfahrungen mit Verhütungsmethoden, die über einen kürzeren Zeitraum bzw. nur einmalig genutzt wurden, wurden im Anschluss an die Partnerschafts- und Verhütungsbiografie mit folgender Fragestellung erhoben:

„Wenn Sie jetzt bitte noch einmal die Liste mit den Verhütungsmitteln und -methoden durchgehen: Gibt es etwas auf der Liste, das von Ihnen verwendet wurde, aber nur so kurz oder einmal, dass es hier nicht zur Sprache kam?“ (max vier Nennungen)

Die Verwendung der „Pille danach“ wurde – obwohl sie in der Liste der Verhütungsmethoden aufgeführt war – noch einmal gesondert erfragt (inkl. ihrer Häufigkeit und des jeweiligen Jahres der Nutzung).

10

WWW.SEXUALAUFKLAERUNG.DE

Unter der Adresse <http://www.sexualaufklaerung.de> werden insbesondere die Medien der Abteilung Sexualeufklärung, Verhütung und Familienplanung präsentiert. Die Internetseiten bieten einen Überblick über Veröffentlichungen zu aktuellen und abgeschlossenen Studien, Expertisen, Untersuchungen, Kampagnen und Modellprojekten für die verschiedenen Zielgruppen.

Unter anderem werden die Bände der Reihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** jeweils mit einer kurzen Zusammenfassung der Inhalte vorgestellt. Jeder Band kann direkt über das Bestellsystem der BZgA bestellt werden. Soweit verfügbar, werden auch PDF-Dateien zum Download angeboten.

Auch der regelmäßige Informationsdienst der BZgA **FORUM SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** wird detailliert vorgestellt und zum Download angeboten.

Die Kurzfassungen von Studien und Wiederholungsbefragungen sind ebenfalls als Online-Angebot verfügbar. In der Reihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** sind mittlerweile über zwanzig Publikationen erschienen; sie wird kontinuierlich erweitert. Einige Bände sind als Printversion nicht mehr erhältlich - als elektronisches Dokument jedoch verfügbar.

Über das Angebot www.sexualaufklaerung.de sind auch die Fachdatenbanken der BZgA zu erreichen. Das Angebot umfasst derzeit sechs Fachdatenbanken und wird kontinuierlich erweitert. Zum Themenfeld Sexualeufklärung und Familienplanung sind folgende Datenbanken verfügbar

- **Frauengesundheit und Gesundheitsförderung: Literatur, Daten und Organisationen**
- **Pränataldiagnostik und unerfüllter Kinderwunsch: Informationsmaterialien, Aufklärungsbroschüren, Medien, Maßnahmen**

Sexualaufklärung und Familienplanung sind seit 1992 ein Arbeitsschwerpunkt der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Der gesetzliche Auftrag zur Konzeptentwicklung verpflichtet die BZgA in besonderer Weise, einen interdisziplinären Diskurs über Sexualität, Kontrazeption und Familienplanung anzuregen und zu fördern. Dies ist auch ein wichtiges Element zur Qualitätssicherung in diesem Feld. Durch verschiedene Publikationen leistet die BZgA einen Beitrag zur Information und Auseinandersetzung mit diesem Themenkomplex.

Die „Materielliste“ informiert über alle Veröffentlichungen der BZgA, der Infobrief **FORUM SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** bereitet relevante Themen aktuell auf und mit der Fachheftreihe **FORSCHUNG UND PRAXIS DER SEXUALAUFKLÄRUNG UND FAMILIENPLANUNG** bietet die BZgA ein Forum zur Diskussion und Vernetzung zwischen Wissenschaft und Praxis.

In der Fachheftreihe werden Meinungen von Expertinnen und Experten sowie Studien und Modellprojekte veröffentlicht, die den aktuellen Stand der Sexualaufklärung und Familienplanung aufzeigen. In Sonderbänden werden darüber hinaus die Ergebnisse von Tagungen und Kongressen dokumentiert.

Die in diesem Band veröffentlichten Ergebnisse zum Thema Familienplanung basieren auf drei verschiedenen BZgA-Studien: Im Mittelpunkt steht die Auswertung der qualitativen Befragung zu „männer leben“. Vergleichsdaten der Studien „frauen leben“ und „Heiratswunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss“ wurden hinzugezogen, um das Datenmaterial miteinander in Beziehung zu setzen. Daher ist es möglich Aushandlungsprozesse aus der Paarperspektive zu rekonstruieren. Die Publikation liefert nicht nur vertiefende Erkenntnisse zu Einstellungen und Verhaltensweisen von Männern, wenn es um Fragen der Familiengründung, des Geburtenaufschubs oder Familie vs. Beruf geht, sondern zeigt unterschiedliche Muster für Entscheidungswege in Partnerschaften auf.

Die Veröffentlichungen der BZgA sind unter der Bestelladresse BZgA, 51101 Köln, oder per E-Mail an order@bzga.de erhältlich.



**Bundeszentrale
für
gesundheitliche
Aufklärung**

ISBN 3-937707-09-3